

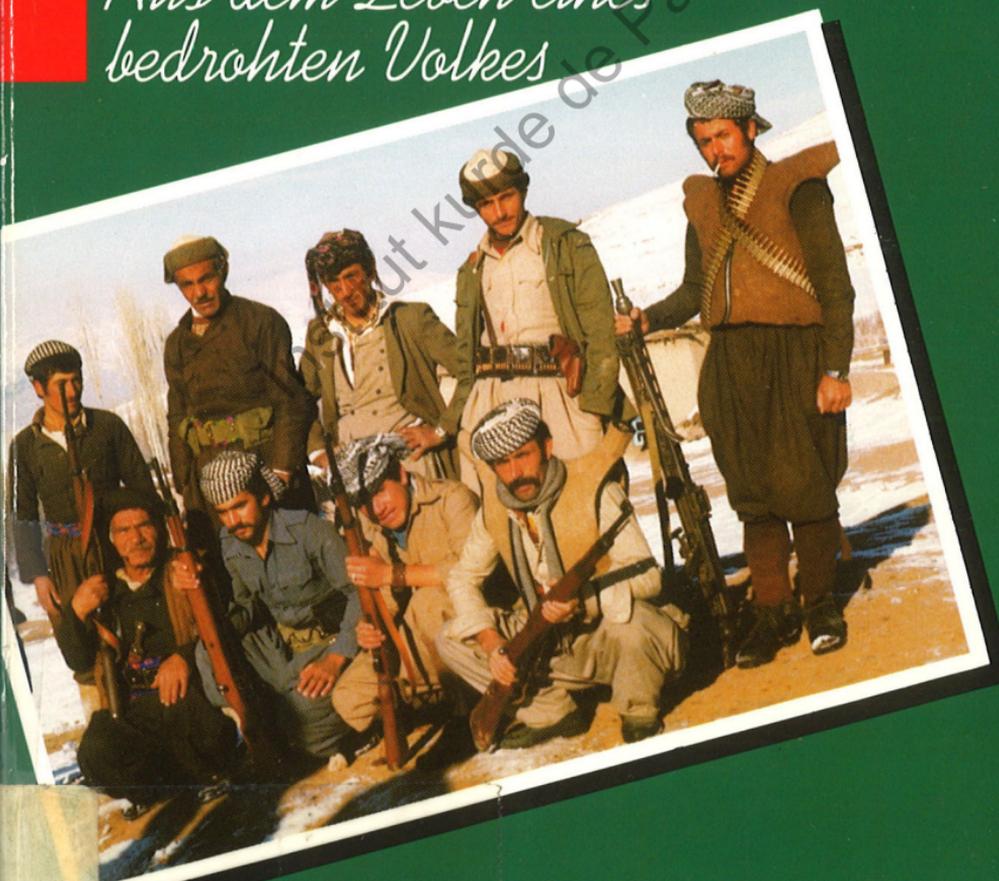
G

GOLDMANN

Hella Schlumberger

# KURDISCHE REISE

*Aus dem Leben eines  
bedrohten Volkes*



Institut kurde de Paris

GEN. 1297



Institut kurde de Paris

*Hella Schlumberger* war als eine der wenigen Frauen mehrere Male und längere Zeit in Kurdistan, in der Türkei, im Iran und im Irak. Warum kämpfen die Kurden und warum werden sie bekämpft? Was ist an ihnen so gefährlich? Wie organisiert sich ein Volk im Krieg, wie lebt es im Frieden? Welche Aussicht auf Erfolg hat ihr Kampf darum, »frei und Kurden zu sein«?

Die Autorin läßt die Leser und Leserinnen teilhaben an den tagelangen Märschen durch die Schneeberge Kurdistans über die grüne Grenze in die Guerillacamps irakischer Kurden, an den Gesprächen mit den wichtigsten Kurdenführern, mit Freiheitskämpferinnen, Lehrerinnen, Dichtern und Sängern, Soldaten und Bauern, an Liedern und Festen, Spielen und Erzählungen. Männer- und Frauenrollen, -trachten, -gebräuche, -sprache. Liebesitten. Das Leben der Frau vor und nach der Heirat. Vaterkomplexe: die Söhne der bedeutendsten Kurdenführer, Massud und Idriss Barsani und Ali Ghazi, der Sohn des Präsidenten der Republik von Mahabad – wie sie mit ihrer Aufgabe fertig werden.

Das 20-Millionen-Volk der Kurden als »Spielkarte« im Mächtepoker der Großmächte. Ist der ein »djasch«, ein Verräter, der sich mit dem Feind des Feindes verbindet? Könnte das Ende des Golfkrieges der Anfang des gezielten Völkermordes an den Kurden des Irak sein? Oder die Chance für eine Autonomie?

Geschichte soll durch Geschichten verstehbar, Kultur erlebbar, Landschaft spürbar werden. Das aktuelle Porträt eines großen Volkes.

*Autorin*

Dr. Hella Schlumberger lebt und arbeitet als freie Journalistin und Schriftstellerin in München. Weitere Veröffentlichungen: »Kreuzweg Mittelamerika« (1983), »Bolivien, Schwankende Wiege der Freiheit« (1985) und »Spanien, Menschenlandschaften (1988)

*Hella Schlumberger*

# **KURDISCHE REISE**

*Aus dem Leben  
eines bedrohten Volkes*

Institut kurde de Paris

**GOLDMANN VERLAG**

Überarbeitete Neuausgabe  
des 1980 im Verlag C. Bertelsmann erschienenen Buches  
»Durchs freie Kurdistan«

Institut kurde de Paris

Der Goldmann Verlag  
ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

Made in Germany · 2/89 · 1. Auflage,

© genehmigte Taschenbuchausgabe

1989 by Hella Schlumberger

Umschlaggestaltung: Design Team München

Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München

Druck: Elsnerdruck, Berlin

Verlagsnummer: 11454

Lektorat: Michael Görden

Herstellung: Sebastian Strohmaier

ISBN: 3-442-11454-3

# Inhalt

1. Sertschao Kurdistan . . . . .	7
Alptraum Teheran · Autonomie-Forderungen der Parteien · Massaker von Nagadeh · Bei den »Söhnen des Teufels« · 150 Jahre nationaler Befreiungskampf · Im Hause des Scheikh · Glaubensrichtungen · Sklave einer Sklavin	
2. Frieden im Krieg . . . . .	37
Befreiung Bukans · Ihre Fahne wird nicht sinken · Der Sohn des Präsidenten · Weihnachten in Kurdistan	
3. Im Geist der Republik . . . . .	55
Wir senden, solange es geht · Volksfedajin: »Wir sind die revolutionärsten« · Der »schwarze« Junge erinnert sich · Alis kurze kommunistische Jugendsünde · Warten in Kurdistan · Komala: »Wir werden totgeschwiegen« · Vaterkomplex	
4. Die Reise nach U. . . . .	79
Durch die Dörfer	
5. Fünfundzwanzig Jahre hinter Kerkermauern . . . . .	99
Kurdische Spiele · Hochzeit in Badam	
6. Mulla Mustafa, der Tiger von Barsan . . . . .	117
Triumph und Niederlage · Die kleinen Söhne des großen Barsani	
7. Die Mörder sind schon unterwegs . . . . .	137
Die Frauen sind nie dabei · Das Geschenk des Kurdenführers · Der Ursprung liegt im dunklen	

8. Guerillacamps irakischer Kurden . . . . . 182  
Barsanis Mitstreiter und Kontrahenten: Mahmed Osman und Jellal  
Talabani · Tag der Republik · In Talabanis Wintercamp · Briefe aus  
der Todeszelle · Besuch bei den Parteien

9. Ein neuer Krieg beginnt . . . . . 237

Institut kurde de Paris

# 1. Sertschao Kurdistan

Spätherbstlich versmugt bot sich Teheran schon am Flughafen Mehrabad dar, sofern ich das in meiner Gemütslage zwischen Schwips und Kater, Abschieds- und Aufbruchsstimmung noch richtig aufzunehmen fähig war. Es war sieben Uhr früh, und der achtstündige Herflug, unterbrochen von einer Stunde Schlaf, hatte aus einer nicht enden wollenden Zuprostorgie der westlichen und einiger iranischer Passagiere bestanden. Adieu, dekadenter Westen! Einen Bocksbeutel hatte ich sogar in der Reisetasche verstaut mit dem kribbeligen Gefühl des Unbotmäßigen.

Die erste Paßkontrolle erfolgte durch Chomeinis »Wächter der Revolution«, die Pasdar. Täuschte ich mich, oder hielt der Mann meinen Paß verkehrt herum? Ich schaute weg. Chomeini-Milizen können Nicht-Moslems gegenüber äußerst unberechenbar sein. An der Wand ein unscheinbarer Anschlag, in dem es hieß, daß sich ausländische Journalisten sofort bei einer Informationsbehörde zu melden und drei Tage vor Verlassen des Landes ihren Paß abzugeben hätten. Journalisten schätzt man in der Islamischen Republik nicht besonders. Im Mai 1979 hatte Chomeini Politiker, Journalisten und Schriftsteller, die weder Gott noch den Islam erwähnen, »Handlanger des Teufels« genannt. Im September wurde er konkreter: Wer gegen die islamische Nation schreibe oder revoltiere, sei wie ein »Tumor, der entfernt werden müsse«. Einen Monat später wurde eine neue Bestimmung ins Leben gerufen: Journalisten, die über den Iran berichten wollten, mußten bereits in der Iranischen Botschaft ihres Heimatlandes um Arbeitserlaubnis nachsuchen und

brauchten ein Sondervisum bei jeder Einreise. Beides hatte ich nicht.

Drei Wochen zuvor hatte die Einschüchterungstaktik aus Teheran ihren Gipfel erreicht: Journalisten ohne amtliche Akkreditierung werden als Spione behandelt, und erappte Spione sind zu erschießen. Auslandskorrespondenten haben einen »Wahrheitsschwur« abzulegen, in dem es heißt: »Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und bei meiner persönlichen Redlichkeit... nur die Wahrheit zu schreiben und keinerlei Falschmeldungen zu publizieren, die feindliche Gefühle gegenüber der iranischen Revolution in der Welt wachrufen oder die Völker gegeneinander aufwiegeln können.« Journalisten sind für ihre Berichterstattung strafrechtlich verantwortlich zu machen.

Monate vorher hatte mir der damalige stellvertretende Ministerpräsident und Regierungssprecher Sadeqh Tabatabai (wie der Fernsehgewaltige und spätere Außenminister Ghotbzadeh, aber auch manch anderer mächtige Mann seit der Revolution, ebenfalls aus der Chomeinifamilie) geraten, ja »objektiv«, also im Sinne der Machthaber zu berichten. Und Abdulhassan Bani Sadr, vor einem halbem Jahr noch Herausgeber der Zeitschrift »Islamische Revolution« und Ideologe ohne Portefeuille, hatte mir in einem Interview angekündigt, daß er darauf hinarbeite, die Vetternwirtschaft der Religiösen endlich zu beenden; inzwischen sollte ich aber über die gegenwärtige Phase des Übergangs von der Diktatur zur Demokratie doch mit Wohlwollen berichten.

Mein Wohlwollen hatte auch eine geraume Zeit angehalten, bis es sich verlagerte – auf die Gegenseite, auf die Seite der »Aufrührer«, der »Rebellen«, der »Söhne des Teufels«, wie der große Ayatollah die Kurden zu bezeichnen pflegte, bevor er in Verhandlungen mit ihnen eintrat. Der im September 1979 verkündete Sieg hatte sich inzwischen in eine Niederlage für die Zentralregierung verwandelt. Aus den von Chomeini ver-

fluchten Kurdenführern, dem Generalsekretär der »Demokratischen Partei Kurdistans im Iran« (DPK), Abdul Rahman Ghassemlu, und Scheikh Esodin Husseini, dem »geistigen Führer«, einem undogmatischen sunnitischen Mullah, waren inzwischen »unsere lieben Brüder« (Chomeini) geworden, mit denen man sich an einen Tisch setzte. Hatte sich doch, trotz wiederholter Aufforderungen aus Ghom mit süßen (angeboten wurden Amnestie und eine Tageseinnahme der Erdölproduktion = 145 Millionen Mark) und mit bitteren (angedroht wurde härteste Bestrafung) Worten keine Kurdenhand bereit gefunden, die beiden Führer auszuliefern, damit sie vor eines der flink arbeitenden Revolutionstribunale gestellt werden konnten. Dafür hatte der fälschlich mit »Ayatollah« titulierte Sonderrichter Chomeinis für Kurdistan, Khalkali, offiziell Chefankläger der Revolutionsgerichte, bereits 111 Kurden hingerichtet.

Nach Kurdistan wollte ich also, genauer gesagt, zunächst nach Mahabad, dem früheren »Sautsch Bulak« (d. h. »Quelle«), der Stadt des Stammes der Mukri-Kurden, einem 50000-Seelen-Ort, neunhundert Kilometer westlich von Teheran. Mahabad war vor 33 Jahren die Hauptstadt des einzigen kurdischen Staates, den es in neuerer Zeit gegeben hatte, der »Republik von Mahabad«. Als »Touristin« wollte ich dahin, unbefragt und so schnell wie möglich. Wobei ich Gedanken an inhaftierte oder des Landes verwiesene Kollegen weit von mir wegschob.

Endlich, nach zwei Stunden, waren die Kontrollen vorbei, ließ die Spannung nach. Ich mußte nicht einmal offiziell Geld wechseln, obwohl man mich schon mit sanfter Gewalt zum Bankschalter geleitet hatte... Aber irgendwie erklärte sich der Beamte dann nicht für zuständig. Das war praktisch, weil der Schwarzmarktkurs im Bazar entschieden besser ist und lebenswürdigerweise auch täglich in den Zeitungen notiert wird, also eine Art von legalem Parallelkurs darstellt. Im Menschengewühl auf dem Flughafen die erste Ganzverschleierte: Sie trug keinen Tschador, der immerhin noch die Augen frei läßt, sondern, wie in Saudi-

Arabien, ein langes schwarzes Tuch, das vom Kopf bis zum Boden reicht und die Trägerin vor den sündigen Blicken der Männer schützt. Sonst war von Revolution nicht viel zu spüren, außer daß die Schah-Büsten und -Bilder durch zum Teil mit Tesafilm an die Wände geklebte Fotos von Chomeini und anderen Ayatollahs ersetzt worden waren. Irgendwie hatte es etwas Provisorisches, Faszinierendes, Beunruhigendes.

## Alptraum Teheran

Der Verkehr war so aggressiv und chaotisch wie immer, das Taxi so ungefedert wie gewohnt. Links tauchten hohläugige Wolkenkratzer auf, riesige Investitionsruinen aus der Schah-Zeit, für Armeeangehörige gedacht, rechts Wellblechsiedlungen.

Im Hilton, stand auf einem Handzettel zu lesen, gebe es mangels Kundschaft vierzig Prozent Preisnachlaß.

Von einem dieser Déjà-vu-Zimmer mit Marmorbad aus sehe ich durch den gelbstichigen Smog die Berge der Nordkette schimmern, bis zum Fuß mit Schnee bedeckt. Im Juni hatten wir noch den 3000 Meter hohen Totschalgipfel besteigen müssen, um den letzten graupeligen Schnee zu finden. Schon damals, in den ersten Monaten der Islamischen Republik, wanderten die Männer zum Teil mit nacktem Oberkörper, die Frauen aber voll verhüllt, mit Kopftuch oder Tschador. Das diene der Würde der islamischen Frau, hatte man mir gesagt.

Auch im Hotel durften Frauen nicht mehr Tischtennis spielen oder gar im Swimmingpool baden. Das verletzte meine Würde erheblich, fand ich.

Unter der mir erst nach bestandenen Prüfungen durch zuverlässige Kurden zu Hause mitgegebenen geheimen Telefonnummer – wieso hatte ich sie so verstecken müssen, daß ich sie zunächst nicht fand und glaubte, jetzt sei es aus? – meldete sich erst abends mein Kontaktmann. Ich sage meinen Erkennungssatz, daß es

dem Kranken inzwischen gutgehe. Dann würde er morgen, gleich nach der Beerdigung seines Vaters kommen, sagt er.

Statt eines Abendbummels durch Teheran – nicht das Ziel, der Weg wäre die Qual gewesen, weil jeder Blick dir gesagt hätte, daß das sündig wäre und du keine gute Frau wärest – also Fernsehen auf islamisch: Stehende Bilder, meist Landschaften, von Korantexten unterlegt. Dann eine halbe Stunde Ansprache des Ayatollah von seinem Fenster in Ghom aus. Danach religiöse Gesänge.

Mein Kontaktmann nannte sich Hassan, und er hatte Kerim, einen Landsmann, mitgebracht – einen Lehrerausbilder aus Mahabad, der morgen nach Hause führe. Wenn ich da mitwolle? Wir flögen von Teheran nach Orumijeh (dem früheren Rezajeh, so benannt nach einem Besuch des Schah-Vaters Reza und nach der Revolution wieder zurückgetauft) am gleichnamigen See und nähmen für die letzten 120 Kilometer nach Mahabad ein Taxi.

Wie's denn zur Zeit in Kurdistan aussähe, fragte ich. »Ruhig!« sagte Hassan laut und lachte. Diese Haltung der Kurden, die auch dann noch behaupten, daß es ihnen gutgehe, wenn sie bereits einen Streifschuß abbekommen haben, erstaunte mich immer wieder.

»In den meisten kurdischen Städten sind Armee und Pasdar außerhalb der Ortschaft in den Kasernen. Unsere Pesch-Merga (»Die dem Tod ins Auge schauen«, kurdische Freiheitskämpfer) haben sie unter Kontrolle. Neulich haben sich alle vier politischen Organisationen auf ein Autonomie-Programm geeinigt. Darüber verhandeln wir gerade mit Teheran. Sogar die kommunistische Tudeh-Partei steht jetzt dahinter.«

»Und was ist mit den Generälen des Schah, die zu euch übergelaufen sein sollen? Bestimmen die jetzt euren Kurs?«

»Es ist richtig«, sagt Hassan; »daß welche zu uns gekommen sind. Aber ohne Geld. Solange sie mit uns kämpfen, okay. Verraten sie uns, werden sie umgelegt. Wir nehmen Geld und

Waffen von allen Seiten, wenn sie uns ohne Bedingungen geliefert werden.«

»Und wie ist das Verhältnis zu Chomeini?«

Hassan lächelt. Er sei ihnen lieber als der Schah, natürlich. Aber am allerliebsten wäre es ihnen, die Mullahs und Ayatollahs würden sich gegenseitig ans Messer liefern. Zumal selbst Ayatollah Schariatmadari aus Täbris, der Hauptstadt Aserbaidschans, schon wieder Rückzieher mache, statt mit ihnen gemeinsam Autonomie für Kurdistan und Aserbaidschan zu verlangen.

Gemeinsam stellen die sechseinhalb Millionen Kurden und neun Millionen Türken aus Aserbaidschan mehr als ein Drittel der 36-Millionen-Bevölkerung des Iran. Und hätten sie erst ihre Rechte, würden die übrigen Völker des Iran, die Turkmenen, Aserbaidschaner, Belutschen und Araber sie auch bald erhalten. »Wir wollen ein föderatives System, so ähnlich wie das in der Bundesrepublik, mit eigener Polizei, eigener Gerichtsbarkeit, eigenem Parlament. Mit der Pflege unserer Sprache und Kultur. Mit Meinungs-, Veröffentlichungs- und Versammlungsfreiheit.«

Ich will gerade einwerfen, daß es so weit her damit auch bei uns nicht sei, da meint Hassan: »Es muß ja nicht unbedingt unter kapitalistischem Vorzeichen sein.«

### Autonomie-Forderungen der Parteien in Iranisch-Kurdistan

- Das Gebiet im Iran, in dem die Kurden 70 Prozent der Bevölkerung bilden, soll einem autonomen Kurdistan zugerechnet werden. Das schließt die derzeitigen Provinzen Kurdistan, West-Aserbaidschan und die Gegend um Kermanschah und Ilam ein.
- In geheimer, gleicher und direkter Wahl soll eine nationalkurdische Landesregierung gewählt werden, die berechtigt ist, Gesetze zu beschließen und anzuwenden.

- Unter ihre Kompetenz fallen Verwaltung, Bildung, Gesundheit und Dienstleistungen. Ihr unterstehen die nationale Polizei und die nationalen Medien. Sie garantiert Religions-, Gedanken-, Presse- und Versammlungsfreiheit ebenso wie Freiheit zur Bildung von Parteien, Gewerkschaften oder Räten. Und sie respektiert die Minderheiten in Kurdistan.
- Eine echte Landreform soll die Reste des Feudalismus beseitigen.
- Die Grenzen Kurdistans werden von kurdischen Offizieren und Soldaten innerhalb der iranischen Armee bewacht, die in kurdischen Garnisonen Dienst tun.
- In die Kompetenz der Zentralregierung in Teheran fallen neben der nationalen Verteidigung die Außenpolitik und die allgemeine Wirtschaftspolitik.
- Pflicht der Zentralregierung ist es, Kurdistan und andere rückständige Gebiete ökonomisch zu fördern. Kurdistan soll industrialisiert werden, damit kurdische Arbeiter im eigenen Land ihr Geld verdienen können.
- Die kurdische Sprache ist die offizielle Sprache in Politik, Verwaltung, Schule, Justiz, Medien. Persisch wird als die offizielle Sprache des Iran respektiert.

Das sollte »separatistisch« sein? Die offizielle Meinung Teherans zum Kurdenproblem hatte mir Regierungssprecher Tabatabai vor Monaten so versucht darzustellen: »Diese Unruhen in Kurdistan sind der letzte Versuch von CIA und Zionismus, Kurdistan vom Iran zu trennen. Kein Kurde will diese Trennung. Diejenigen, die heute gegen die Anwesenheit von Armee und Pasdar in Kurdistan aufbegehren, das sind die Separatisten, nicht das Volk.

Die Demokratische Partei repräsentiert das Volk nicht, sie wird vom Volk nicht akzeptiert. Deshalb ist sie für uns auch kein Gesprächspartner.«

»Was halten Sie denn von Ghassemlu?« hatte ich ihn gefragt. Er lehnte sich über den ausladenden Schreibtisch und vertraute

mir mit verschwörerischem Unterton an: »Ghassemlu ist gar kein Iraner, er ist aus dem Irak. Er hat auch die besten Beziehungen zum Irak. Ich glaube ja, daß er frühere Savak-Agenten bezahlt und daß seine Partei die Bevölkerung aus Merivan verjagt hat. Aber Sie werden sehen, diese Partei hat bald ein Ende, nicht durch den Druck der Zentralregierung, sondern weil sie sich selber fertigmacht.«

»Und wie stehen Sie zu den kurdischen Autonomieforderungen?«

»Wir wollen ja Autonomie für Kurdistan. Nur mit diesen Gruppen, die das kurdische Volk nicht repräsentieren, können wir nicht verhandeln.« – Und jetzt verhandelten sie!

Nach einiger Zeit häufen sich im Hotel die anonymen Anrufe. Ein Teil ist leicht klassifizierbar, eindeutig aus sexuellem Notstand geboren. Der andere Teil ist schwerer zu durchschauen. Da melden sich Organisationen, die ich nicht kenne, die aber vorgeben, mich zu kennen, mich unbedingt sprechen zu wollen. Sie wissen, daß ich Journalistin bin. Wenn ich nachfrage, heißt es: »Wir haben eben unsere Informationen.« Dann klopft es an die Tür, und als ich aufmache, steht niemand draußen. Dafür klopft's an der benachbarten Wand, und das Telefon klingelt. Nichts wie weg in Hassans »ruhiges« Kurdistan! Ich habe keine Lust, mich nachts von bewaffneten, echten oder falschen Chomeini-Milizen aus dem Bett zerren, mir die Augen verbinden und mich zum Verhör schleppen zu lassen, wie es Ulrich Encke von der ARD in den letzten Monaten an die dreißigmal passiert ist. Als er sich einmal beim Informationsministerium über den zähen Nachrichtenfluß aus Kurdistan beklagt hatte, wurde er dazu aufgefordert, Khalkali zu begleiten und Zeuge seiner Schnellgerichtsverfahren und Hinrichtungen von Kurden zu werden, von denen er einige kannte. Einen Pesch-Merga ließ Khalkali sogar aus dem Krankenhausbett zerren und an die Wand stellen. »Wen, meint ihr, soll ich töten?« hatte er stets am Anfang die örtlichen Komiteemitglieder gefragt.

Am nächsten Morgen liegt undurchdringlicher Nebel über der Stadt – ob das Flugzeug überhaupt starten wird? Auf dem Flughafen wieder neugierige, abschätzende Blicke von Frauen aus Kopftuch und Tschador. Hier ist ungefähr die Hälfte der Frauen noch nicht verschleiert.

Nach dem negativen Ausgang der Gepäckkontrolle: kein Rauschgift, kein Alkohol, keine Waffen, interessierte sich eine junge Frau für meine Zigaretten.

»May I have one?« Nein, die ganze Schachtel wollte sie nicht. Ihre Kollegin macht mir bei der Körperkontrolle Vorhaltungen, ich solle doch zu rauchen aufhören, das sei zu allem noch ungesund. Und Alkohol sei *haram*, entgegnete sie, eine Sünde. Aber nicht für uns, sagte ich, wir seien keine Moslems. Aber Mohammed sei doch *nach* Christus gekommen, sie war fast verzweifelt, er hätte erst die richtige Lehre gebracht!

Nachdem die beiden Flugzeuge der Iran-Air nach Maschad und Täbris gestartet sind, rollt unsere Boeing 727 der – früher privaten – Fluglinie Pars-Air auf die Startbahn.

## Das Massaker von Nagaden

Unter uns liegt die in der Sonne glitzernde Hochgebirgskette, nach neunzig Minuten taucht der Orumijeh-See auf, dunkelblau, stark salzhaltig und fischlos, das iranische »Tote Meer«, aus dessen Mitte karge bräunliche Bergkämme aufragen.

Einen Flughafenbus nach Orumijeh gibt es nicht, also drängeln wir uns mit vier anderen in ein Taxi, dessen Gepäckraumtür mit einem Bindfaden befestigt ist. Die ersten bärtigen kurdischen Gesichter tauchen auf, die ersten kurdischen Trachten, wenn auch noch in der Minderzahl. Die Männer haben um eine Art bunten, bestickten Fez ihren Turban, den *arabanu*, geschlungen. Das mit Abstand häufigste Muster ist das schwarz-weiße, das auch die Palästinenser tragen. Über ihrem Anzug mit

Pumphose, der *kaua-patol*, die in der Taille mit einer bunten, geschlungenen Schärpe zusammengehalten wird, dem *pschiend*, in den man alles – Messer, Pistolen und Brot – stecken kann, tragen sie jetzt im Winter meist einen Parka. Es sind amerikanische Parkas, die iranische Soldaten im Bazar verhöhern.

Die Schuhe sind aus Plastik, niedrig und ausgetreten, mit aufgestanzten Schnürsenkeln, made in Hongkong. Damit gehen die Pesch-Merga, stehen die Schuan, die kurdischen Schäfer, ganze Tage im Schnee bei ihren Fettsteißschafen. Die Frauentracht leuchtet, wogt und glitzert. Unter den langen, fast durchsichtigen und häufig bestickten Gewändern aus Kunstfasern, *cras* genannt, verstecken sich die metallisch-glitzernden Pump-hosen, *derpie*. Über dem Oberteil trägt die Kurdin ein ebenfalls buntes, ebenfalls glitzerndes knappes Westchen, in dem ein Täschchen für das Geld eingenäht ist. Um die Hüften wölbt sich ein meterlanger bunter Schal, der üppige Formen verspricht. Füllige Frauen seien die Schwäche der kurdischen Männer, heißt es.

Das Gesicht der Kurdinnen ist unverschleiert, um den Kopf tragen sie einen hellen Pailletenschleier, *dasmal*, oder ein dunkles Tuch, *tsarschin*. Alles wirkt orientalischnomadisch und kündigt vom Totalsieg der Synthetiks.

Die Bevölkerung Orumijehs ist gemischt kurdisch-türkisch, die Kurden sind jedoch in der Minderheit. In den letzten Jahrhunderten hatten die beiden Völker trotz verschiedener Schrift und Sprache recht friedlich zusammengelebt, was sich aber schon kurz nach der islamischen Revolution änderte.

Am 20. April 1979 hatte die Demokratische Partei im Sportstadion von Nagadeh, einer kleinen Stadt von 25000 überwiegend türkischen Einwohnern zwischen Orumijeh und Mahabad, eine öffentliche Veranstaltung angekündigt. Seltsamerweise waren von Unbekannten schon vorher Löcher in die Wände geschlagen und Barrikaden vorbereitet worden. Wer schließlich den ersten Schuß abgab, weiß natürlich niemand mehr. Das

Resultat waren Hunderte von Toten, die meisten davon Kurden. Der Türke Hassani, Vorsitzender des Chomeini-Komitees aus Orumijeh, soll mit höchstem religiösem Segen aus Teheran Waffen an die Türken verteilt und Hetzparolen gegen die »kommunistischen Kurden« ausgegeben haben. »Erschießt die Scheiß-Kommunisten«, haben Kurden im Stadion die bewaffneten Türken schreien hören. Zwei bis drei Tage tobte der Bürgerkrieg, dann erst rückte die Armee mit Panzern und Hubschraubern an, um »zu schlichten«. Seltsamerweise erschossen sie dabei nur Kurden. In den nächsten Tagen und Wochen floh die eingeschüchterte kurdische Bevölkerung ins nahe Mahabad. Tausende von Flüchtlingen fanden bei Verwandten und Freunden Unterschlupf oder kampierten in Zelten vor der Stadt. Sie hatten ihre zum Teil barbarisch zugerichteten Toten mitgebracht: Den Männern waren die Ohren abgeschnitten, den Frauen Brüste, den Kinderleichen fehlten Köpfe. Sie begruben sie in Massengräbern auf dem Friedhof in Mahabad. Ende Juni – die Ernte stand vor der Tür – schickten die Flüchtlinge an den Ministerpräsidenten Basergan ein Telegramm, in dem sie Garantien forderten, ohne Gefahr für ihr Leben wieder nach Nagadeh zurückkehren zu können. Sonst würden sie ihre Staatsbürgerschaft aufgeben und in ein »Nachbarland« fliehen. Teheran beruhigte sie offensichtlich, denn nach und nach kehrten die meisten Kurden wieder in ihren Heimatort zurück, zogen wieder in ihre zerschossenen Häuser ein.

Inzwischen haben die Türken Nagadehs von der Zentralregierung bereits größere Summen als Wiedergutmachung erhalten, man spricht von 5 Millionen Toman (um eine Million Mark), auf die die Kurden noch immer vergeblich warten.

Fünzig Kilometer vor Mahabad in der Abenddämmerung der Wegzeiger nach Nagadeh.

Nach Einbruch der Dunkelheit fahren wir in Mahabad ein. So düster hatte ich die Stadt gar nicht in Erinnerung. Oder war das bereits der Auftakt zu neuen Kämpfen? In drei Tagen lief das

verlängerte Ultimatum der Kurden an Teheran ab: Entweder ihre Autonomieforderungen werden in die Verfassung aufgenommen, oder die Kämpfe gehen weiter. Aber Kerim neben mir bemerkt nur lakonisch: »They cut it«, und scheint gar nicht beunruhigt.

Er meint damit den allabendlichen stundenlangen Stromausfall und die dazugehörigen flackernden Petroleumlampen, einige davon »made in Germany«.

Aber das Telefonnetz war intakt. Ich wollte heute abend noch Abdul Rahman Ghassemlu, »Duttur Rahman«, wie ihn seine Pesch-Merga nennen, den Generalsekretär der Demokratischen Partei, treffen, von dem ich mich vor sechs Monaten verabschiedet hatte. Er sei zurück aus den Bergen, halte sich irgendwo in Mahabad auf. Er müsse schließlich jeden Tag und jede Nacht woanders sein, ich sollte einfach versuchen, ihn zu finden, hatte mir Hassan in Teheran gesagt.

Bei den »Söhnen des Teufels«

Es dauerte dann auch nur vier Stunden, die mit diversen Stolpergängen durchs finstere Mahabad, mit Fragen, Vermutungen, Hin- und Rückrufen randvoll gefüllt waren. »Never had such a nice lady in my hotel«, bemerkte der Hoteldirektor, stellte zwei Glasteller, auf denen ein Apfel und eine Orange prangten, auf den Tisch, legte Messer und Gabel daneben, arrangierte den Salzstreuer (Kurden salzen ihre Orangen gern). Und setzte sich selber aufs Bett. Erwartungsvoll. Doch dann klopfte es. Einer von Ghassemlus Pesch-Merga stolperte herein, schien etwas verwirrt ob der Situation, sagte aber, ich würde unten erwartet. Das Hotel war von bewaffneten Kurden abgeriegelt, drei Landrover standen mit laufenden Motoren davor. Hier sparte niemand mit Benzin. Der Liter kostete umgerechnet zehn Pfennig.

Eine Wagentür wurde aufgerissen, ich hineingeschoben.

»Willkommen im freien Kurdistan!« sagte jemand im Dunkel neben mir. »Bienvenue.« Rahman Ghassemlu in khakifarbener Kurdentracht mit schwarz-weißem Turban wie die übrigen Pesch-Merga und einer Pistole im Gürtel, die er vor einem halben Jahr noch nicht getragen hatte. Die anderen schwenkten ihre Maschinenpistolen. »Passen Sie auf, Madame«, sagte der Kurdenführer lächelnd. »Sie sind ab jetzt unsere Geisel. Sie werden entführt und ermordet. Sie sind schließlich bei den ›Söhnen des Teufels‹.« Er übersetzte ins Kurdische, die Pesch-Merga brachen in Lachen aus, schlugen mir auf den Rücken, fingen an, Lieder auf mich zu singen, die in der Behauptung gipfelten, daß sie, wenn sie in den Krieg zögen, nur an mich dächten. Ich lehnte mich zurück, begann, mich wieder wohl zu fühlen, erleichtert, dem Alptraum Teheran entronnen, im »ruhigen Kurdistan« zu sein.

Wir fahren an die dreißig Kilometer, passieren eine Pesch-Merga-Kontrolle der Demokratischen Partei. »Willkommen« heißt es. In Kurdistan werden die Straßen nicht mehr von der iranischen Armee oder Chomeini-Milizen kontrolliert, sondern von kurdischen Organisationen; die stärkste Partei eines Ortes übernimmt die Straßenkontrollen. Wir biegen in ein Dorf ab, von einer Meute weiß-gelber Riesenköter verfolgt, und halten vor zwei leeren Häusern, die von diesem Abend an für kurze Zeit das geheime Hauptquartier Ghassemlus sein sollten. Mich rührte das Vertrauen.

»Sie sehen«, Ghassemlu zuckte mit den Schultern, »der eigentliche Gefangene bin ich. Ich kann nie allein sein.« Vor dem Fenster und, wie ich wußte, auch vor der hinteren Tür patrouillierten Pesch-Merga, warfen im bläßlichen Mondlicht bizarre Schatten mit ihren Gewehren, der umgeschnallten Munition und der weit von der Schulter abstehenden festen, beigen Flügelweste aus Loden.

»Was würde ich darum geben, einmal wieder ins Theater zu gehen«, sagte Ghassemlu. Der Generalsekretär, inzwischen

fünfzig, lebte über zwanzig Jahre im Untergrund und im Exil, bis er mit den übrigen Mitgliedern des Zentralkomitees im Herbst 1978 heimlich nach Kurdistan zurückkehrte. Er hatte 1962 mit einer Doktorarbeit über den ökonomischen Aspekt der kurdischen Frage promoviert und sich zwei Jahre später mit dem Thema »Die Rolle des Erdöls in den Ländern des Mittleren Ostens« habilitiert. Er war Dozent für Politische Ökonomie an der Prager Karls-Universität und Professor an der Sorbonne in Paris. In der ersten Hälfte der siebziger Jahre kämpfte er, wie fast alle Kurdenführer aus dem Iran und Irak, an der Seite Mulla Mustafas, des legendären Barsani, im Irak.

»Zwei Dinge haben bei uns im Orient keinen Wert«, sagte Ghassemlu, »das Leben und die Zeit. Und vielleicht sind das sogar die wichtigsten.« Ghassemlu wird von seinen Feinden von links als »Feudaler« diffamiert, seine Familie stammt aus einem Dorf gleichen Namens bei Orumijeh, das heißt, sie haben Landbesitz. Seine Feinde von rechts sehen in ihm einen »Kommunisten«, weil gemunkelt wird, daß die kommunistische Tudeh-Partei innerhalb des Zentralkomitees der Demokratischen Partei noch immer Einfluß habe, obwohl sich die beiden seit 1948 eng verfilzten Parteien 1955 offiziell getrennt haben.

Er wünsche mir viel Erfolg bei meiner Arbeit und einen schönen dritten Advent, sagte Ghassemlu. Daran hatte ich nun wirklich nicht gedacht. Und er hoffe immer noch, daß Chomeini die Kurden nicht ans Messer liefern wolle, wie es der Schah getan hatte.

Wie es denn zur Zeit wirklich in Kurdistan aussähe, will ich wissen, wie die Verhandlungen liefen oder ob schon wieder irgendwo gekämpft würde.

»Morgen«, sagte er, »morgen erzähle ich Ihnen alles. Ich bin ein bißchen müde, und das Gastzimmer ist schon für Sie geheizt.« Es war inzwischen drei Uhr geworden, und erst jetzt, im Schein der Kerze, die das große, karge, mäßig warme Zimmer nur teilweise erleuchtete, fiel mir auf, um wieviel älter er geworden war, wieviel mehr Falten er bekommen hatte und daß seine

Haare inzwischen ganz grau geworden waren. Das Leben und die Zeit.

»Naan!« brüllte ein Pesch-Merga gegen halb neun Uhr morgens und warf mir ein Handtuch aufs Bett. »Naan« heißt Brot auf kurdisch, aber eigentlich hätte er »The breakfast, please« sagen sollen. Als ich ins Frühstückszimmer kam, ruckten fünfzehn Stühle, erhoben sich fünfzehn kurdische Pesch-Merga zur Begrüßung. Es gab Bienenwaben mit Honig, weiß-bröckelnden Schafskäse, harte Eier zu Tee und Fladenbrot; Gespräche und Gelächter.

»Tja«, sagte Ghassemli, »wie Sie gesehen haben, ist es zur Zeit friedlich in Kurdistan. Wo keine Chomeini-Milizen sind – wir nennen sie Pasdar oder Pasdaran –, herrscht ›Ruhe und Ordnung‹, wie wir sie uns wünschen. Wenn wir nicht angegriffen werden, gibt es keine Kämpfe. Die Verhandlungen laufen, wenn auch stockend. Nur gehen die Teheraner Verhandlungspartner auf unsere Forderungen nicht ein, sie bieten uns statt Autonomie nur eine Art Selbstverwaltung an. Wir haben zu viele Opfer im Kampf gegen das Schah-Regime gebracht. Wenn sie sich wenigstens die Mühe geben würden zu begreifen, daß unsere Vorschläge nichts mit Separatismus zu tun haben.«

»Und wie sah der Krieg in Kurdistan aus?«

»Als Sie uns Mitte Juli verließen, begann die Zentralregierung, sofern man da überhaupt von einer Regierung sprechen kann, die Armee zusammenzuziehen und ihre Pasdar-Spezialeinheiten mit Bussen, Privatwagen und Taxis nach Kurdistan zu karren. Mit ihren gezielten Provokationen, zum Beispiel dem Abtransport von Saatgut aus Sanandatsch und dem wilden Ballern in Menschenmengen, brachten die Chomeini-Milizen überall die kurdische Bevölkerung gegen sich auf. Man hatte ihnen nämlich erzählt, daß sie die kurdischen Brüder nur von ein paar Konterrevolutionären zu befreien hätten, und jetzt standen sie plötzlich einem ganzen Volk gegenüber. Das hat sie aber in ihrer Mission, einen *djihad*, einen heiligen Krieg, gegen die kurdi-

schen Rebellen zu führen, nicht wankend gemacht. Es kam zu Kämpfen in Merivan, Sanandatsch, Paveh, Baneh, Sakes, die jeweils von den Pasdar begonnen wurden. Sie erinnern sich, in Karneh schlachteten sie sechshundvierzig zivile Kurden, darunter Greise und Kinder, ab. Sie schlugen ihnen einfach den Kopf herunter. Von Sanandatsch aus wurde im Juli ein friedlicher Solidaritätsmarsch zum 130 Kilometer entfernten Merivan organisiert, es gab Demonstrationen und Proteste gegen die Anwesenheit der Pasdar, alles nutzte nichts. Am 19. Juli startete Chomeini die Generalmobilmachung gegen die ›gottlosen‹ Kurden, machte sich selbst zum Oberbefehlshaber aller Truppenteile. Ein Exempel sollte statuiert werden, um die übrigen Völker des Iran davon abzuhalten, ähnliche Autonomieforderungen zu stellen. Sie bombardierten unsere Städte von Hubschraubern aus, setzten ihre Panzerkolonnen in Marsch. Ich bin so gut wie sicher, daß die Phantom-Düsenjäger von amerikanischen Piloten geflogen wurden, wir haben Funksprüche aufgefangen. Am 5. September besetzten sie Mahabad, wie es hieß, ›ohne den geringsten Widerstand‹. Das stimmt, aber das war Teil unserer Taktik. Wir, das heißt nicht nur die Demokratische Partei, sondern auch die drei übrigen kurdischen Organisationen, die Marxisten-Leninisten der Komala, der ›Volksfedajin‹ und die Anhänger von Scheikh Esodin, beschlossen, unsere Pesch-Merga abzuziehen, damit der übrigen Bevölkerung, den Frauen und Kindern, nichts passierte. Wir zogen uns zunächst in die Berge zurück . . .« Die alte, bewährte Guerilla-Taktik der Kurden.

»Waren Sie im Irak?«

»Nein, aber so versuchte es die Regierungspropaganda darzustellen: ›Kurdenführer flüchtig im Irak!‹ Bis vor vier Wochen war ich 140 Kilometer von Mahabad weg, im Iran.«

»Und was passierte weiter, nachdem es im September geheißen hatte, daß Kurdistan ruhig sei, und Armee und Pasdar die Lage völlig im Griff hätten?«

»Dann begannen die Guerilla-Aktionen unserer Pesch-Merga. Sie kamen nachts in die Städte und Dörfer zurück, zerstörten die Panzer, griffen die Pasdars an und vertrieben sie nach und nach in Kasernen und Gebäude am Ortsrand. Unsere Frauen und Kinder haben ungeheuer mutig mitgekämpft. Wenn sie wußten, daß wir nachts kamen, wurde keine Tür abgeschlossen, jeder Pesch-Merga konnte ins nächstgelegene Haus fliehen, wo er Tee, Essen und ein Lager bekam.«

»Und das hat die Pasdars demoralisiert.«

»Ja. Schon zu Beginn des Krieges wollten sie nicht kämpfen, weil Chomeini den Soldaten versprochen hatte, sie wären nur dazu da, die Grenzen nach außen zu schützen. Und der erste Befehl, den sie bekamen, war, gegen uns Kurden anzutreten. Außerdem hatte Chomeini die Armee vorher auf die Hälfte verringert, viele Soldaten waren auch einfach getürmt, dafür hatte er die Dienstzeit heraufgesetzt und das Armeebudget von 10 auf 4 Milliarden gekürzt.

Die Soldaten sahen sich führungslos, weil der größte Teil ihrer Schah- und US-hörigen Offiziere untergetaucht, entlassen oder hingerichtet worden war. Außerdem erhalten sie im Gegensatz zu den Pasdars (man sagt, sie bekämen 10000 Toman, um 2000 Mark) einen minimalen Sold (20 Toman), was ihren Kampfwillen auch nicht gerade stärkt. Viele, allein vierzig Offiziere, sind zu uns übergelaufen, obwohl Blutrichter Khalkali Ende August in Sakes zwanzig Offiziere und Unteroffiziere wegen »Zusammenarbeit mit dem Angreifer« hinrichten ließ. Mit Angreifer waren wohl wir gemeint, obwohl wir uns nur verteidigt hatten.

Dieser letzte Krieg war ein aufgezwungener Krieg, wir haben ihn nicht gewollt. Drei Viertel der gesamten iranischen Armee waren in Kurdistan eingesetzt. Dafür haben wir jetzt der Zentralregierung unseren Waffenstillstand aufgezwungen. Die Armee hat sich jedenfalls lobenswert zurückgehalten, im Gegensatz zu den Pasdaran.«

»Ich habe gestern in Mahabad iranische Soldaten auf der Straße gesehen.«

»Ja, wir verfolgen gegenüber Armee und Pasdar eine unterschiedliche Taktik. Die Soldaten dürfen sich frei in unseren Städten bewegen, nur ohne Waffen, niemand tut ihnen etwas, während die Pasdar in ihren Unterkünften bleiben müssen. Unsere Pesch-Merga lassen sie nicht heraus. Versuchen sie es trotzdem und werden sie erkannt, nehmen wir sie gefangen.«

»Wie viele Kriegsgefangene haben Sie denn zur Zeit?«

»Nachdem wir die Soldaten freigelassen haben, an die zweihundert.«

Inzwischen hatte sich der Raum mit Leuten, die Nachrichten abzugeben oder abzuholen hatten, gefüllt. Die Botschaften sind hier klitzeklein gefaltet und mit Tesafilm verklebt. Das Telefon klingelte ununterbrochen, Ghassemlus Arbeitstag begann mit der allmorgendlichen Lagebesprechung, in der gleichwohl von Devotion nichts zu spüren war.

»Wenn Sie Fragen haben, stehe ich zu Ihrer Verfügung«, rief mir Ghassemlu noch zu, als mich einige seiner Leute zum Landrover nach Mahabad brachten. Postkartenblau der Himmel über dem bräunlich-kargen, 1500 m hohen Plateau, eingerahmt am südwestlichen Horizont von der weiß-glitzernden Kette des Zagrosgebirges. Eine Reihe brokatglitzernder Frauen mit der Hacke über der Schulter ging gerade im Gänsemarsch zu ihren Feldern. Unser nicht heizbares Gefährt, dessen Tür während der Fahrt immer aufsprang, hatte kein Nummernschild. Es war eine Kriegsbeute, die die Pesch-Merga von Großgrundbesitzern oder der Armee konfisziert hatten.

Auf den runden, kahlen, halbhohen Bergkuppen über Mahabad stehen unbeweglich iranische Panzer. Warten auf den Ausgang der Verhandlungen. Soldaten, ameisenklein, laufen umher und halten sich in der Eiseskälte warm.

Inzwischen wohne ich in einem Haus der Familie Ghazi. Die Ghazis sind neben den Schafeis die mächtigste und weitverzweigte Familie in Mahabad. Sie haben größeren Grundbesitz in und um Mahabad. Ihr Besitzstand manifestiert sich nicht so sehr in augenfälligem Prunk wie in den Städten, sondern darin, daß alles, was in Kurdistan sinnvoll ist, eben auch ausreichend vorhanden ist: Autos und Landrover, Fernseher, Kühlschränke, Heißwasser-Duschen und große, feingeknüpft kurdische Teppiche. Die Leibwächter, die gleichzeitig als Chauffeur und Teekoch fungieren, bekommen 2000 Toman im Monat, ungefähr 400 Mark. In den Diensten der Reichen stehen außerdem dreizehn- bis sechzehnjährige Kinderdiener aus »ihren« Dörfern, die 150 Toman im Monat nebst Kleidung, Essen und einem Schlafplatz erhalten. Zierde des Hauses ist ein großer Salon mit Polstermöbeln, die unbequem und ungemütlich an den Wänden entlang stehen. Davor niedere, lackierte Nierentische. Der Hauch des Feudalen schwebt im Raum. Ein Teil der Ghazi-Familie ruht sich auf seinen feudalen Privilegien aus, der andere Teil engagiert sich politisch meist innerhalb der Demokratischen Partei. Eines dieser engagierten Familienmitglieder ist Fosijsch Ghazi, die Vorsitzende der Frauenorganisation der Demokratischen Partei in Mahabad, eine kluge vierzigjährige Frau mit lebhaften, schwarzen Augen und einem leidenden Zug im blassen Gesicht. Sie ist eine der sieben Töchter Ghazi Mohammeds, des Richters und Präsidenten der Republik von Mahabad, die im Jahr 1946 allerdings nur elf Monate Bestand hatte.

Am 31. März 1947 wurde Ghazi Mohammed gehängt, auf demselben Platz mit den vier rostroten Löwen, auf dem er die Republik proklamiert hatte und der heute seinen Namen trägt. Mit ihm gehängt wurden sein Bruder Abul Kassim Sadr Ghazi, Abgeordneter im Parlament in Teheran, sein Vetter Mohammed Hussein Seif Ghazi, der Verteidigungsminister der Republik,

und über zwanzig andere Kurden, die mit in der Regierung waren. Die Vorgeschichte dieser kurdischen Tragödie war folgende: Im August 1941 hatten die Engländer von Süden und die Sowjets von Norden den Iran besetzt und Schah Reza, den Vater des vertriebenen Schah, wegen seiner mit den deutschen Nazis sympathisierenden Politik nach Südafrika abgeschoben. Unter russischer Protektion entstanden in den nächsten Jahren im Norden zwei Volksrepubliken, die von Aserbaidschan unter Jaffer Peschawari und danach die von Kurdistan unter Ghazi Mohammed. Was die beiden Staaten grundsätzlich voneinander unterschied (in beiden wurde zu jener Zeit die Demokratische Partei gegründet), war, daß in Kurdistan unter den Ghazis, einer national-religiös-fortschrittlichen Familie, Demokratie herrschte. In Mahabad gab es keine politischen Gefangenen, keine Geheimpolizei, keine Todesurteile, keine Pressezensur und keine Präsenz der Roten Armee, die in der kommunistischen Republik Aserbaidschan augenfällig vorhanden war. In Täbris war der Umsturz blutig, diverse Großgrundbesitzer wurden exekutiert, in Kurdistan nicht. Der vertraglich festgesetzte Austausch von Diplomaten zwischen den beiden Republiken fand nie statt, genausowenig wie ein Militärbündnis und eine gemeinsame Politik der Zentralregierung gegenüber – dazu war die Zeit zu kurz. Unter dem Druck der USA (unter Truman), Frankreichs (unter de Gaulle) und einem UNO-Beschluß zog sich die Sowjetunion (unter Stalin) ohne größere Ankündigung ab Mai 1946 langsam aus dem Norden des Iran zurück. Den Sowjets war die Beteiligung an der Ausbeutung nordiranischer Erdölfelder versprochen worden, die sie in der Folge jedoch nicht erhielt. Sie überließen die beiden Republiken ihrem Schicksal. Differenzen zwischen den einzelnen kurdischen Stämmen – die nationale Tragik der Kurden seit Jahrtausenden –, zwischen Politikern und Militärs führten dazu, daß die iranische Armee fast ohne Widerstand in Mahabad einziehen und die Republik blutig zerschlagen konnte.

»Die Kurden wären unbesiegbar, wären sie vereint«, hatte Graf Moltke\* als Instrukteur des türkischen Heeres geschrieben.

Ghazi Mohammed ist heute noch ein Volksheld in Kurdistan. Man redet von ihm, als wäre er erst gestern gestorben. Alle iranisch-kurdischen Parteien feiern den »Tag der Republik« am 22. Januar gemeinsam. Eine Autonomie für Kurdistan in der Form der »Republik von Mahabad« erträumen sich heute noch Kurden, vor allem die der älteren Generation. Die *Demokratische Partei* legt dagegen mehr Gewicht auf die sozialistische Komponente eines künftigen Kurdistan. Den Marxisten-Leninisten der *Komala* (»Revolutionäre Organisation der arbeitenden Bevölkerung Kurdistans«) und den *Fedajin Chalk* (»Volksfedajin« – die sich fürs Volk opfern) ist das Modell der »Republik von Mahabad« zu bourgeois-feudal. Die *Komala* wurde vor elf Jahren in Teheran gegründet, ihre Anhänger betrachten die kommunistische *Tudeh-Partei* als reaktionär, sie haben enge Verbindungen zu *Scheikh Esodin* und wenden sich in erster Linie an die Landbevölkerung; in verschiedenen Orten wie Bukan, Merivan, Sakes ist diese Partei gleich stark wie die *Demokratische Partei*. Die *Volksfedajin* halten sich für die linkeste Partei im Iran, wenden sich vor allem an die Arbeiter und sind daher auf dem Land am schwächsten. Die Marxisten-Leninisten der *Komala* und der *Volksfedajin* bevorzugen in einer künftigen Autonomie ein Räte-system auf allen Ebenen. Nur widerwillig hatten sie sich zur Unterschrift unter die gemeinsame 26-Punkte-Plattform bereit gefunden. Selbst wenn Teheran diese Forderungen erfüllen sollte, wäre die gewährte Autonomie für sie nur eine Station im Kampf um ein Räte-System für Kurdistan und den gesamten Iran.

Rechte Parteien gibt es in Kurdistan nicht. Extreme Nationalisten scharen sich um Feudalherren, in deren Privatarmeen sie

\* Helmuth Graf Moltke, »Unter dem Halbmond. Erlebnisse in der alten Türkei 1835–1839«. Eine Sammlung seiner Briefe und Tagebuchaufzeichnungen, Tübingen, 1979

dienen. Die rund zwanzig Millionen Kurden waren, bedingt durch ihre unterprivilegierte Stellung in allen fünf Ländern, in denen sie leben – der Türkei, Syrien, dem Irak, dem Iran und der Sowjetunion –, schon immer eher sozialistisch und kommunistisch eingestellt. Der Kommunismus ist in diesen Breiten nicht so sehr eine Frage des Klassenkampfes als der geographischen Lage. Alle – ausgenommen die Kurden der UdSSR – hatten in ihrer Geschichte weit mehr unter dem amerikanischen als unter dem sowjetischen Imperialismus zu leiden.

Ich sitze mit Fosijeh Ghazi und Kakh Ismail am Boden (*kakh* heißt »Bruder« und ist eine Ehrenbezeichnung). Er ist Englischlehrer am Mädchengymnasium in Mahabad, natürlich aus der Ghazi-Familie und hat sich bereit erklärt zu übersetzen. Die Schuhe stehen draußen im Gang wie überall in Kurdistan. Omar, der vierzehnjährige Diener, den ich zuerst für Fosijehs Sohn halte, serviert den Tee. »Er ist ein guter Junge«, lächelt ihm Fosijeh zu, »nur mit dem Lernen hapert es ein bißchen.« Omar lächelt zurück. Ich überlege, ob der Junge bei dieser feudalen Familie nicht doch mehr Chancen hat als zu Hause in seinem Dorf. Hier lernt er abends mit den Ghazi-Kindern; sie fragen sich gegenseitig ab, nur muß er eben, wenn die anderen ins Bett gehen, noch abwaschen. Und er schläft in der Küche. Trotzdem behagt mir diese Form der Abhängigkeit nicht, auch wenn einzelne »Herrschaften« durchaus menschlich sein können.

»Als sie meinen Vater umgebracht haben, war ich sechs Jahre alt«, erzählt Fosijeh. »Wir Kinder haben ihn sehr geliebt, er hat immer mit uns gespielt, wenn er Zeit hatte, er war wie ein älterer Bruder. Als er dann im Gefängnis war, haben wir Kinder ihn oft besucht. Wir brachten ihm Essen, manchmal nahmen die Wachen es an, manchmal nicht. Weil die Gefangenen kein Radio hören, keine Zeitung lesen durften, mußten wir die Informationen von außen einschmuggeln. Und zwar wurden sie in den Haaren von uns Mädchen versteckt. Mein Vater hätte verschiedene Möglichkeiten gehabt zu fliehen: Da war zunächst Barsani,

einer der vier Generäle der Republik von Mahabad, nicht etwa der Verteidigungsminister, wie immer fälschlicherweise behauptet wird, der ihn in den Irak mitnehmen wollte. Dann hatten ihm die Russen ein Angebot gemacht, zu ihnen zu kommen, aber er war im Gegensatz zum Präsidenten der Aserbaidzschanischen Volksrepublik, Peschawari, nicht darauf eingegangen. Schließlich besuchte ihn – und das blieb bisher ein Geheimnis – noch der amerikanische Botschafter George Allen einen Tag vor der Hinrichtung im Gefängnis. Er würde freikommen, wenn er dem Einmarsch der amerikanischen Truppen zustimmen würde. Das tat er nicht. Er wollte nicht, daß Kurdistan von irgendeiner Großmacht besetzt würde. Dann haben sie ihn gehängt, ihn und die anderen, morgens früh. Die Einwohner von Mahabad hatten Befehl, zu Hause zu bleiben. Er ließ sich nicht die Augen verbinden, er ging als erster zum Galgen. »Lang lebe Kurdistan!« rief er noch, »lange lebe der freie Iran!« Und dann, weil er wußte, daß man ihn in den nahegelegenen Häusern hören würde: »Ich bin euch treu geblieben, bleibt ihr euch auch treu!« Fosijeh weint.

»Er hat sieben Sprachen gesprochen, Esperanto und Deutsch hat er sich selber beigebracht«, erklärt seine Tochter. Mit Naturwissenschaft habe er sich auch beschäftigt, mit Literatur, aber am intensivsten mit der Geschichte des Islam. Ich nehme die Bände aus den Blechschränken der Kellerbibliothek in die Hand. Er hatte vor, selber eine Religionsgeschichte zu schreiben, und trug sich mit dem Gedanken, ein Stück über den kurdischen Sultan Saladin, den Sieger über die Kreuzritter im 12. Jahrhundert, zu schreiben. Geistesverwandtschaft?

## Im Hause des Scheikh

Um vier Uhr habe ich einen Termin bei Scheikh Esodin Husseini, dem geistlichen Führer der sunnitischen iranischen Kurden, *mamwasta* (Lehrer) genannt. Auch er ist erst kurze Zeit aus den Bergen zurück, empfängt mich in einem bescheidenen Haus nahe dem Bazar. Das Haus gehört ihm nicht einmal, obwohl Hausbesitz in Kurdistan kein Maßstab für Reichtum ist. Fünf schwerbewaffnete Pesch-Merga kontrollieren mich vor der Tür, fünfzehn andere sitzen im Raum um ihn herum, einer serviert Tee. Der Scheikh im langen grauen Mullahgewand, mit eisgrauem, dünnem Vollbart und schwarz-weißem Kurdenturban, barfuß und hager, mit schnellen Augen hinter einer scharfen Brille und einem schlaun Lächeln, begrüßt mich mit leiser, gebrochener Stimme. Man munkelt, er habe Kehlkopfkrebs. »Scheikh, stimmt es, daß Sie sich in den letzten Monaten mehr von der Demokratischen Partei entfernt und der Komala angenähert haben?«

Seine Pesch-Merga lachen, nicken mit dem Kopf. Er: »Ich gehöre keiner Partei an, ich bin der Sprecher der kurdischen Verhandlungsdelegation, ich will die kurdischen Parteien einigen, das ist das wichtigste. Aber ich fühle mich als Sozialist, ich versuche, es zu sein.«

Wie die Feudalen ihre Privatarmee aus abhängigen Bauern rekrutieren, hat auch der Scheikh seine »eigenen Leute«. In seinem Büro laufen viele Fäden zusammen, und er kann in Mahabad allein zu Streiks und Demonstrationen aufrufen. Auch wenn er sich vorher nicht mit den anderen Organisationen abstimmt, folgt ihm ein großer Teil der Bevölkerung, da er von vielen Kurden fast abgöttisch verehrt wird: darunter jungen Mädchen, die immer wieder sein Foto küssen und *amin atom choschdewie* sagen, was auf kurdisch »Ich liebe Dich« heißt.

Was er vom Fortgang der Verhandlungen halte.

»Sehen Sie, immer wieder versucht Teheran, uns auseinander-

zuidividieren, das sind hartnäckige und hartherzige Leute. Und wenn wir tatsächlich zu keinem Ergebnis kommen sollten, müssen wir eben wieder zu den Waffen greifen. Aber ich bin optimistisch, was den Kampf der Kurden angeht. Früher, zur Schah-Zeit, kämpften fast nur Intellektuelle, jetzt kämpft das ganze Volk.«

»Was würden Sie machen, wenn Kurdistan tatsächlich die Autonomie bekäme?«

»Dann würde ich mich zurückziehen, mich wieder ausschließlich mit Religion beschäftigen. An einer Regierung möchte ich nicht beteiligt sein, nein. Obwohl ich im Gegensatz zu den Ayatollahs aus Ghom nicht der Meinung bin, daß Religion und Politik eins sind, betrachte ich es im Moment als meine Pflicht, auch als Geistlicher für die Rechte meines Volkes zu kämpfen. Der Islam, auf den *die* – er sagt das mit einem abschätzigen Ton in der Stimme – sich berufen, ist nicht der Islam, den wir meinen. Die Kurden waren überhaupt nie dogmatisch, waren nie fanatische Moslems. Unser Islam läßt Meinungs-, Versammlungs- und Veröffentlichungsfreiheit zu. Überhaupt habe ich den Eindruck, daß das iranische Volk allmählich das Vertrauen in die Regierung verliert.«

Im Gehen frage ich die Pesch-Merga, was sie mit Khalkali, dem Chefankläger der Revolutionsgerichte, machen würden, wenn sie ihn ausgeliefert bekämen, wie sie gefordert hatten. (Er würde sich den Kurden ausliefern lassen, soll er später gesagt haben, aber Chomeini erlaube es nicht, er sei unabkömmlich.) Sie sind sich einig: »Er bekäme einen richtigen Prozeß, ja, und er würde sicher zum Tode verurteilt.« Keine Spur von Haß in ihrer Stimme.

## Glaubensrichtungen in den von Kurden bewohnten Ländern

Iran: Dreiviertel der iranischen Kurden sind Sunniten, weniger als ein Viertel Schiiten, die in Luristan und der Umgebung von Kermanschah leben. In Chomeinis Vielvölkerstaat, der »Islamischen Republik« schiitischer Prägung, sind vor allem die Perser Schiiten, während die Turkmenen, Belutschen, Araber, wie die Kurden, mehrheitlich Sunniten sind. Ungefähr neunzig Prozent der über 800 Millionen Moslems auf der Welt sind Sunniten. Sie betrachten sich als die Rechtgläubigen, berufen sich neben dem Koran auf die Sunna, eine Sammlung von Vorschriften, die sie direkt vom Verhalten und den Worten des Propheten und seiner vier ersten Nachfolger, der Kalifen, ableiten. Als Nachkommen und Sachverwalter sieht sich das saudi-arabische Königshaus, in deren Land sich die beiden heiligen Stätten, Mekka und Medina, befinden. Sunna heißt »der Weg, die Sitte, die Gepflogenheit«.

Die Schiiten sind Parteigänger, *schia* heißt »Partei«, von Mohammeds Schwiegersohn Ali, der der vierte Kalif war und ermordet wurde. Dieser Streit um die Rechtmäßigkeit der Nachfolge des Propheten spaltete den Islam. Seit 1502 ist die schiitische Form des Islam im Iran Staatsreligion. Das andere Verhältnis der Schiiten zur Abbildung von Menschen läßt sich an den Miniaturen, an den Bildnissen des Kalifen Ali, von denen jeder rechtgläubige Schiit eines in der Wohnung hat, oder an den Revolutionspostern Chomeinis ablesen.

Türkei: Sowohl die Türken als auch die Kurden sind zum größten Teil Sunniten. Ungefähr ein Fünftel aller Einwohner der Türkei sind Alewis, Alewiten, die den Schiiten näher als den Sunniten stehen, darunter viele Kurden. Ihre religiösen Zentren liegen im westlichen Teil Kurdistans und in Kappadokien. Ihr Gründer heißt Haçi Bektaş Veli, und sein Glaube kennt auch Jüngerinnen.

Syrien: In Syrien herrscht die Minderheit der Alewiten über

eine sunnitische Mehrheit. Die Schiiten betrachten die Alewiten wiederum als Häretiker.

Irak: Wie in den übrigen Ländern sind die Kurden auch im irakischen Teil Kurdistans in der Mehrheit Sunniten, nur zu einem Achtel Schiiten. Im übrigen Land am Golf sind die Araber zu sechzig Prozent Schiiten – die, auf die Chomeini im Golfkrieg vergeblich gezählt hatte – und zu vierzig Prozent Sunniten.

Innerhalb, am Rande und außerhalb des Islams oder des Christentums gibt es an diesem Schnittpunkt der Kulturen noch Glaubensrichtungen und Religionen wie die der Armenier und Assyrer, Manichäer, Nestorianer, Sabäer, Chaldäer, Ahle Haqh und Yesidis, von den anderen »Teufelsanbeter« genannt, die Anhänger des Zarathustra-Kultes. Kurden der Abstammung und Sprachzugehörigkeit nach.

»Sklave einer Sklavin«

Ich schendere den mit Platanen bestandenen Provinz-Boulevard Mahabads hinunter, sehe freundliche Gesichter, werde von Wildfremden begrüßt – oder sollte ich sie doch schon getroffen haben, vor sechs Monaten oder erst neulich? Waren sie etwa dabei, als . . . Habe ich ihnen schon die Hand gedrückt?

Plötzlich höre ich meinen Namen rufen, werde in die Apotheke gezogen – diese Leute kannte ich nun wirklich nicht! Sie müßten mir etwas ausrichten, Hemn, der große kurdische Dichter, ihr »Goethe«, wie sie ihn nennen, hätte von Ghassemlu gehört, daß ich da wäre. Er käme mich abends bei Fosijeh Ghazi besuchen. Während ich meine drei obligaten Tees auf der Bank hinter dem Kanonenofen trinke, füllt sich die Apotheke zusehends. Ich eine Freundin von Hemn? Oh. Staunen. Da fällt mir ein, daß der große alte Dichter keinem guten Tropfen abgeneigt ist.

Alkohol ist im Iran Chomeinis ziemlich teuer, weil er ge-

schmuggelt werden muß. 500 Toman verlangt der Mann dann auch vor dem Restaurant »Capri« (!), das sind nach meinem Umrechnungskurs 85 Mark, offiziell sogar 100 DM. Ich überwinde mich, handle die Flasche »Ballantines« (specially imported for Iraq) auf 350 Toman herunter, den Preis für einen nagelneuen elektrischen Samowar auf dem Bazar.

Inzwischen haben auch Salim Babanzade, Pesch-Merga-Führer in Bukan und Sohn der Familie, bei der ich im Sommer wohnte, und sein Freund Hadji Ahmadi, mein damaliger Übersetzer, erfahren, daß ich wieder in Mahabad bin. Beide sprechen deutsch, beide wollen abends zu Fosijeh Ghazi kommen. Sie kommen auch, jeder in Begleitung von zwei Pesch-Merga.

Wir sitzen auf dem Boden, neben uns lehnen die Maschinengewehre an der Wand. Da geht die Tür auf, und Hemn Mukryani, eigentlich Mohammed Amin Scheikh al Islam, der Dichter, tritt herein: klein, mager, in brauner Kurdentracht mit Flügelweste aus gewalkter Schafwolle, einer Pistole und dem doppelt geschliffenen kurdischen Dolch in der Bauchbinde, einer braunen kurdischen Wintermütze mit Bommel und langen Bändern, die ein paarmal um den Kopf geschlungen werden, zahnlos und übers ganze Gesicht strahlend.

Wir springen auf, Hemn umarmt mich, streichelt über mein Haar: »Sertschao«. – »Sertschao«, sage ich. *Sertschao* heißt »bei meinem Kopf, bei meinen Augen«, ein kurdischer Gruß, den man immer sagen kann, von morgens bis abends, zur Begrüßung und zum Abschied.

Hemn setzt sich, schlägt die Beine unter, greift zum Whiskyglas, wirft mir eine Kußhand zu und fragt: »Willst du?« Ich nicke, ich kann mir fast denken, was kommt. Hemn setzt sich kerzengerade und fängt an zu deklamieren: »Ich bin verliebt in die verwehten Locken/einer kurdischen Schönen/Wißt ihr/wozu mich das gemacht hat?/Ich bin zum Sklaven/einer Sklavin geworden.«

Wir seufzen alle vor Ergriffenheit. Hemn genießt das. Er fängt

an, von sich zu erzählen: »Ich komme aus einer feudalen, religiösen Familie aus dem Dorf Lahtschin. Schon als Kind haben mich die Tradition und alles, was dazugehört, der ganze elitäre Kram, geärgert. Ich wollte normal leben. Ich sah, daß die Frau eine Sklavenrolle spielte, ich war für Gleichberechtigung. Ich begann zu schreiben. Ein Roman ist sogar aus der Sicht einer Frau geschrieben.«

Im August 1945 hat er die Demokratische Partei mitgegründet. »Wenn ich kein Kurde wäre, hätte ich nie politische Gedichte gemacht. Bis vor einem Jahr, elf Jahre lang, war ich im Exil im Irak.«

»Und die Mädchen. Mamwasta Hemn«, sagte einer seiner Pesch-Merga, »wie war das denn mit den Mädchen im Irak?« Hemns Augen beginnen zu leuchten. »Ich bin stolz darauf«, erwidert er, »so viele Frauen geliebt zu haben.« Pause. Dann: »Aber jetzt ist der Ofen aus.«

Die Zuhörer bekommen Lachanfalle, versuchen, ihn zu trösten. »Madame erlaubt es nicht mehr«, wirft er ein. »Als wir aus dem Irak nach Mahabad zurückkamen, sind uns Tausende entgegenmarschiert, haben in die Luft geschossen. Da wurde sie ganz traurig, die Madame, und sagte: ›Zu unserer Hochzeit haben nur ein paar Hundert geschossen, jetzt bist du die Braut.‹«

Er hebt das Glas. »Aslamati.« Dann fängt plötzlich ein Pesch-Merga an zu singen, lange kraftvolle Strophen eines kurdischen Liedes mit koloraturartigen Einlagen, die am Ende der Strophe abrupt gestoppt werden.

Der Sänger hat eines dieser harten, kurdischen Bauerngesichter, schmal, mit langer Nase. Der Bart wächst über die Backenknochen fast bis zur Nase, der Haaransatz beginnt knapp über den Augenbrauen. Darunter dunkle Augen mit langen Wimpern. Der könnte auch zu den Mannen von Andreas Hofer gehören – diese Gebirgler sehen sich doch überall ähnlich.

Neue Gäste kommen: Richard, der amerikanische Kollege vom »Philadelphia Enquirer«, mit seinem kurdischen Überset-

zer. Ob ich hier einen literarischen Salon aufgezogen hätte, fragt er.

Natürlich sind wir alle bei Fosijeh zum Abendessen eingeladen, natürlich können alle über Nacht bleiben, wenn sie wollen. »Mein Haus ist dein Haus«, hatte sie mir zur Begrüßung gesagt. Und das sagt man dem Gast in Kurdistan nicht nur so, das meint man auch.

Lange nach Mitternacht erhebt sich Hemn, schon leicht schwankend, und verkündet: »Ich sterbe nicht eher, bis wir in Kurdistan unsere Autonomie haben!« Sertschao.

Dann ist er doch gestorben, ohne auch nur das Ende des Golfkriegs abzuwarten.

Institut kurde de Paris

## 2. Frieden im Krieg

Die Namen Bukan und Babanzade sind verknüpft. Salim Babanzade hat im Dezember 1979 Bukan befreit, 45 Pesch-Merga gegen 500 Soldaten und Pasdaran. Salim hat in Schweden und der Bundesrepublik studiert, sein Freund Hadji in der Tschechoslowakei und in Bonn. In Prag hatte er seine Freundin kennengelernt, die in Ost-Berlin studierte. Inzwischen hat sie ein Kind, aber keine Chance, zu Hadji nach Kurdistan zu kommen. Und Hadji besitzt noch keinen Paß, um offiziell ausreisen zu können. Deshalb schreibt er lange Gedichte, einige davon auf deutsch. Die darf ich dann korrigieren.

Beide Kurden sind erst vor einem Jahr von Europa nach Kurdistan gekommen, haben ihr relativ bequemes Leben aufgegeben, um sich am Kampf zu beteiligen. Sie kämpfen auf beiden Ebenen – der militärischen und der organisatorischen, helfen mit, die bäuerlichen Selbstverwaltungsgremien in den Dörfern zu schaffen.

Nach Bukan wollten wir also, um neun Uhr sollte es losgehen. Nur war Hadji an jenem Morgen nirgends aufzutreiben. Er war auf der Suche nach dem Landrover, mit dem sein Fahrer Abdullah, Lehrer und Pesch-Merga, unterwegs war. Er borgte sich also ein Auto und fragte die Straßen Mahabads ab, ob jemand anderer Abdullah gesehen hätte. Man hatte, nur war er schon weg, nicht da, wo er vermutet wurde. Er suche nämlich Hadji und frage jeden, ob sie ihn nicht gesehen hätten. So etwas dauert. Auf einmal war's Mittag, im Herrentrakt von Salims Haus fand das Essen statt: zwanzig Kurden, davon zehn Pesch-Merga von

Ghassemlu. »Sie amüsieren sich ganz schön hier«, meinte Ghassemlu. Tat ich das?

Er war natürlich informiert über alles, was ich in den letzten zwei Tagen gemacht hatte. Man kann in Mahabad keine Geheimnisse haben. Das »Menschliche« ist neben der Politik ein Hauptthema in den Familien. Politisiert wird gern, zu Hause, auf der Straße, in den Parteibüros. Manche kommen auch nur so vorbei, um zu fragen, ob es etwas Neues gebe, weil sie der offiziellen iranischen Presse und den Nachrichten mißtrauen. Und die Parteizeitungen erscheinen nur sporadisch. Für mich war die Situation noch mißlicher: Die Tageszeitungen in Farsi konnte ich nicht lesen, Radio und Fernsehen nicht verstehen.

Die »Teheran Times«, eine englisch geschriebene Tageszeitung auf Regierungskurs, war nicht zu bekommen. Jeden Tag, den Allah erschaffen hatte und den ich in Mahabad verbrachte, fragte ich den Zeitungshändler in seinem Kabuff. Doch der thronte mit weißer Mähne hinter dem Verkaufstisch, zog die Augenbrauen nach oben und warf gleichzeitig den Kopf hoch, was soviel wie »nein« bedeutete. Aber morgen, morgen würde sie sicher kommen. Die einzige, die »morgen« kommen würde, würde ich sein, das war mir klar. Aber das Spiel gefiel mir.

Wenn im Radio englische oder französische Nachrichten kamen, war ich meist unterwegs oder wollte den jeweiligen Familienoberhäuptern nicht das Kofferradio vom Ohr nehmen. Batterien waren teuer, rar und hielten nicht lange. Ich war auf meine Übersetzer angewiesen, deshalb genoß ich die seltenen Stunden, wo ich französisch, englisch oder gar deutsch reden konnte.

Was, Farsi könne ich nicht, Kurdisch nicht, Arabisch nicht und Türkisch auch nur mangelhaft! entsetzten sich die Leute. Was man denn bei uns lernen würde?

In der Gegend um Mahabad spricht und schreibt beinahe jeder drei Sprachen: Farsi, Kurdisch und Türkisch. Europäische Sprachen interessieren da nicht. So lassen sich Kurden nicht beeindrucken.

Das Essen ist vorbei, wir sitzen im Polstersalon, es ist halb vier, und ich habe die Fahrt nach Bukan schon abgeschrieben, als alles plötzlich sehr schnell gehen muß: Hadji taucht auf und ruft: »Wir fahren!«

Wir lassen die grau-braune, über eine Hügelkette hingezogene Stadt mit ihren hellblauen Fensterrahmen hinter uns. Ein friedlicher Anblick, wenn nicht von beiden Anhöhen herab die feindlichen Panzerrohre auf die Stadt starren würden.

## Die Befreiung Bukans

Bukan liegt normalerweise mit dem Wagen eine gute Stunde von Mahabad entfernt. Gleich links, hinter der Ortsausfahrt, dort, wo der Fluß sehr flach ist, stehen zwei Busse und drei Autos im Wasser, werden gewaschen. Hadji stößt mich in die Seite und deutet mit dem Kopf nach rechts: »Weißt du noch?«

Ich weiß gar nichts, sehe überhaupt nichts Besonderes, bis mir einfällt: Da war doch im Sommer der Waffenmarkt! Hadji und ich besichtigten ihn gerade, als zwischen uns irgend etwas zischte, irgendein Luftzug entstand.

»Was, bitte, war das, Hadji?« hatte ich ihn gefragt. »Ein Schuß«, sagte er und kam mir plötzlich nervös vor, »da hat jemand auf uns geschossen.« Wieso auf uns?

Ein paar Kurden deuteten auf ein rosa Auto, das gerade mit heulendem Motor startete. »Die waren es!« Türken seien das gewesen, wußte plötzlich einer, natürlich keine Kurden. Rosa ist auch in Kurdistan keine gängige Autofarbe.

Wir waren dann weitergefahren, damals, zu Hadjis Dorf Garagasap (deutsch »der schwarze Metzger«) und hatten seine Mutter besucht, deren zehn Kinder ihr mehr als hundert Enkel beschert hatten. Hadji war nur für eine Enkelin verantwortlich, die Tochter seiner Frau, die in der DDR lebte. Die übrigen neun stellten die restliche Hundertschaft.

Seine Mutter mag er sehr, und sie ist sichtbar stolz auf ihn. Eine Bauernfamilie mit einer Hütte aus Fladen getrockneten Kuhmistes zum winterlichen Einheizen im Hof vor dem Haus.

Auf der Straße nach Mahabad, unglaublich: das rosa Auto, drinnen sitzen drei Typen. Hadji verfolgt sie, bremst vor dem Komitee in Mahabad, zieht die Türken heraus, stößt sie hinein. Ich als Frau habe im Auto zu warten. Im islamischen Recht gilt die Stimme einer Frau nur halb soviel wie die Stimme eines Mannes.

Nach einer Viertelstunde kommen alle wieder heraus, schütteln sich die Hände, trennen sich. Hadji setzt sich wieder ans Steuer, scheint sauer, ist wortkarg. Die drei hätten beim Auge ihrer Großmutter geschworen, daß sie nicht geschossen hätten. Warum hätten sie wohl auf uns schießen sollen? Und er hätte es eben auch nicht beweisen können, Zeugen waren keine da. Ja, warum hätten sie sollen?

»Halt mal die Kalaschnikoff!« sagt Hadji. Er steigt aus, repariert an dem einen vorhandenen Scheibenwischer herum, bis der abbricht. Zwanzig Kilometer vor Bukan hatte plötzlich ein Schneesturm eingesetzt. Zu sehen war nichts mehr.

Nach einer Ewigkeit erreichen wir endlich Bukan. Viele Häuser zeigten noch Spuren der Kämpfe, Einschüsse, kaputte Fensterscheiben. Während wir im Haus eines Onkels von Salim auf unsere drei Tees warten, liest Hadji eines seiner Gedichte: »Wenn ich deine Ohrringe schaukeln sehe / muß ich denken / an die vielen / die ihr Leben gaben / für unsere Sache / am Galgen.«

Der kurdische Freiheitskampf ist immer präsent; der Tod ist in Kurdistan Teil des Lebens, und ob er früher eintritt, ob im Kampf oder im Bett – darüber wird vorher kaum geredet.

Wo denn die Frauen seien, frage ich. Nebenan, heißt es, im Frauengemach. Wieso sie nicht zu uns kämen. Sie möchten nicht, bedeutet man mir, aber ich könne ja hinübergehen, wenn ich wolle.

Nach einer Weile kommt Onkel Tahert aus dem Frauenzimmer: Die Damen ließen sich entschuldigen, sie seien es nicht gewöhnt, bei den Männern zu sitzen. Wer hat sich da eigentlich zu entschuldigen? Doch wohl eher die Männer. Also stehe ich auf, Hadji kommt mit, der Onkel schließt sich an. Umarmungen, zwei Küsse, wir setzen uns. Und jetzt? Gespannt werde ich beobachtet – was ich wohl vorhabe?

Auf dem kleinen, flimmerigen Fernsehschirm, niemand stellt ihn aus, wird Chomeini von dem ägyptischen Journalisten Heikal interviewt. Hadji gähnt. Der Tee kommt in kleinen Gläsern auf Untertassen, ohne Löffel.

Ich nehme meinen Bleistift und rühre. Großes Erschrecken, sofort wird mir ein Löffel gebracht. Die Kurden stecken die Zuckerstücke in den Mund und spülen mit dem Tee nach.

Ob sie sich vorstellen könnten, sich ihren Mann selber auszusuchen, frage ich die Töchter. Sie nicken. »Nein«, sagt der Vater, das käme überhaupt nicht in Frage. »Off, off«, protestieren die Mädchen. »Dann bringe ich euch um«, sagt der Vater todernt und fährt sich mit einer raschen Handbewegung um den Hals.

Ob er nichts von Frauenemanzipation halte, frage ich. Das interessiere ihn nicht, das sei eine Sache für die nächste Generation. Sein Vater habe seine Mutter einmal halb totgeschlagen, als sie es wagte, in seiner Gegenwart ein Glas Wasser zu trinken. Und als seine eigene junge Frau kurz nach der Hochzeit dasselbe tat, schlug er sie, bis sie ohnmächtig wurde.

Er schämt sich, als er das erzählt. »Heute würde ich das nicht mehr tun«, sagt er. »Wenn keine Gäste da sind, essen wir sogar zusammen.« Vor den Gästen beliebt man also noch, Tradition zu zeigen, sonst nicht mehr.

Die Mädchen machen ein Lager im Frauenzimmer: das Unterbett, das die Hüftknochen den Boden spüren läßt, Nackenrolle und Oberbett, beide mit buntem, kaltem Stoff bezogen, satinartig, aber aus Synthetik. Sie stellen mir noch einen Krug mit Wasser neben das Bett und drehen eine rote Nachtlampe mit

flirrenden Spiralfäden in die Fassung, bevor sie sich in ihr Zimmer zurückziehen. »*Schou chosch*«, gute Nacht.

Die Männer höre ich noch lange lachen. Hadji erzählt wohl Witze aus der Zeit, als er mit Ghassem lu, Hemn und anderen während des Krieges in den Bergen war. Typische Männerwitze, dem Lachen nach zu schließen.

Ein dumpfer Krach und das Gekollere von Truthähnen. Es hatte geschneit, und draußen auf den Flachdächern schoben Männer und Kinder mit hölzernen Schippen Unmengen von Schnee herunter. Sonst würden die Lehmhäuser einfallen, sagte Salim, der Schnee wäre zu schwer für die Balken-Erde-Konstruktion.

Wir gehen durch das Dorf, und Salim erzählt: »Als ich in Bukan ankam, waren wir drei Pesch-Merga. Nach und nach haben wir die anderen siebenundvierzig in den umliegenden Dörfern rekrutiert, dann haben wir einen Plan gemacht, wie wir Bukan von den dreihundertfünfzig Pasdar und hundertfünfzig Soldaten befreien könnten. Wir beschlossen, am 29. Oktober morgens um 8 Uhr anzugreifen. Der Bevölkerung sagten wir: ›Geschäfte zu, Häuser auf.‹ Am ersten Tag kämpften wir dreizehneinhalb Stunden. Abends rollten dann die Panzer in die Stadt, kamen die feindlichen Flugzeuge im Tiefflug. Wir hatten uns in den Häusern versteckt. Es gab keinen Strom, kein Wasser, kein Telefon mehr. Die Panzer schossen ungezielt, zogen sich nach Mitternacht aber zurück. Es soll an dem Tag sechzehn Tote gegeben haben, die die Pasdar auf Armeelastwagen abtransportierten.«

»Das war aber noch nicht der Sieg?«

»Nein, zwei Tage später griffen wir wieder an: mit Bernos, Kalaschnikoffs und G-3s. Das dauerte dann noch einmal einen ganzen Tag, bis wir nachmittags sahen, daß die Pasdar in Richtung Berge rannten. Wir drangen in ihr Hauptquartier ein, da lagen zweiundzwanzig Tote, die sie später in einem Brief an den Bürgermeister zurückverlangten. Die haben sie bekommen. Einen Monat hatten sich Armee und Pasdar noch in den Bergen

verbarrikadiert, dann sind sie endgültig abgezogen. Und seit dem 1. Dezember ist Bukan frei«, sagt er stolz.

Hadji wird plötzlich nervös, er müsse nach Mahabad zurück, da würden Bauern vor dem Rathaus auf ihn warten. Wir fahren. Das Hochgebirgsmassiv an der iranisch-türkischen Grenze im Rücken, vor uns die gerade Asphaltstraße nach Norden, unbewachsene, weich verschneite Hochplateaulandschaft, eigentlich ideal für Langläufer. Es ist zwar Frieden, aber ein trügerischer.

Vor dem Rathaus wartet natürlich niemand mehr – wir waren zwei Stunden zu spät gekommen. Also muß Hadji seine Bauern selber suchen. In fliegendem Wechsel werde ich Aziz übergeben, einem von Ghassemulus Assistenten, der mit mir zum Friedhof fährt, um mir die Massengräber der toten Kurden aus Nagadeh zu zeigen. Über den Gräbern ragen laubenförmige, luftige Gebilde aus rot oder grün gestrichenen Eisenstangen auf, drinnen hängen Fotos der Getöteten. Der Krieg im Frieden. Es hört nicht auf zu stürmen und zu schneien. Aus festem Boden ist glitschiger Morast geworden.

»Ihre Fahne wird nicht sinken«

»In Hemns Dorf gibt es eine Hochzeit«, ist die Neuigkeit auf dem »Boulevard«, und ich sei eingeladen. »Was? Eine Hochzeit, jetzt?« Ghassemulu ist erstaunt. In unsicheren Zeiten wie jetzt würden Hochzeiten aufgeschoben oder abgekürzt, eine normale kurdische Hochzeit dauere mindestens drei Tage.

»Man wird das für Sie in die Wege leiten«, sagt der Generalsekretär, »und wenn's keine gibt, organisieren wir eine.« Er bricht mit seinen Getreuen zu einer öffentlichen Versammlung in die »Kurdistan«-Schule auf.

Ich warte, wer wohl was für mich »in die Wege leiten« wird. Kurz vor vier holt mich ein Auto ab, das vor der Schule hält.

Also keine Hochzeit. Politik. Gemütslage: zwischen Bedauern und Resignation.

An die tausend Leute sind schon da, Männer und Frauen. Es riecht nach feuchten Kleidern und dampfenden Gummischuhen. Als Ghassemlu an die zunächst noch funktionierenden Mikrophone tritt, bricht Beifall aus. Stehend hören wir das Kurdenlied »Ey Rakib« an:

»O Feind, das Volk, das Kurdisch spricht, lebt noch,  
Die Geschichte kann es nicht zermalmen,  
Niemand soll sagen, die Kurden seien tot,  
Sie leben, und ihre Fahne wird nicht sinken.«

(Die kurdische Fahne ist rot-weiß-grün quergestreift, die iranische grün-weiß-rot.) Es ist eine Art Nationalhymne des verstreuten Volkes, dessen Nahziel, die Autonomie, im Verband des jeweiligen Staates auch schon wieder in weite Ferne gerückt scheint, und dessen Fernziel, die Unabhängigkeit eines vereinigten Kurdistan, im Augenblick zu den Tabuthemen gehört. Dreimal rufen die Zuhörer: »Bischi, bischi, Kurdistan« und »Bischi, bischi Pesch-Merga«. Kurdistan und Pesch-Merga sollen leben. Dann spricht Ghassemlu in Zimmerlautstärke, er spielt sich nicht als Volkstribun auf, macht auch zwischendurch Scherze, was von den Zuhörern dankbar quittiert wird. Als ich einmal gesagt hatte, ich mag das Lachen der Kurden, hatte er geantwortet: »Wenn wir nicht lachen, sind wir verloren.« Dann waren sie so schnell jedenfalls nicht verloren, die Kurden.

Ghassemlu spricht vom Verlauf der Verhandlungen, von dem, was die Kurden wollen, und dem, was Teheran ihnen bietet, davon, daß die Iraner es seltsam fänden, daß sich Chomeini jetzt plötzlich auf Verhandlungen mit den »Söhnen der Hölle« (Ghassemlu und Scheikh Esodin) eingelassen habe. Er schildert noch einmal die Dramaturgie der von Teheran aus geschürten Verleumdungskampagne.

Die Leute schreiben auf Schultischen ihre Fragen auf und geben sie nach vorn zum Pult. Dort türmen sich bereits die Zettel, als der Strom ausfällt. Keine Panik, man wartet ab, was geschieht. Fröhlich ruft Ghassemlu in den von Feuerzeugen dürrtlig erhellten Raum: »Wer dazwischenredet, ist ein Konterrevolutionär!« Eine Persiflage der Chomeini-Strategie: Wer nicht meiner Meinung ist, ist ein Konterrevolutionär.

Im Schein einer Taschenlampe werden die Fragen eingehend beantwortet. Drei Stunden Versammlung insgesamt. Langsam schieben sich die Leute nach draußen in Schneeregen und Schneematsch. Straßen und Gassen Mahabads ähneln einem Sumpf.

Nach dem Luxus einer warmen Dusche in der Erdhöhle, die in das Haus der Ghazi eingebaut ist, frage ich Fosiĵeh, wie ich ohne die Hilfe der Partei zur Hochzeit käme. O ja, da würde sie jemanden aus Hemns Familie kennen, der würde mich sicher hinfahren. Nach einigen Telefonaten wird ein Scheikh Jaffar ausfindig gemacht, der mich am nächsten Tag um drei Uhr mit dem Landrover abholen soll.

Es wurde zwar später, dafür fuhr Jaffar dann aber um so schneller die schlüpfriĵen Bergpfade hinan. Er war ein guter Fahrer, und es war ein gutes Auto, nur rutschten wir oft nahe am Abgrund vorbei.

Bei welchem Neigungswinkel kippt eigentlich so ein Gefährt, frage ich mich, und schon kippten wir wieder, manchmal langsamer, manchmal schneller. Was war mir eine Hochzeit in Kurdistan wert?

Als wir schließlich in Lahtschin, Hemns Geburtsort, ankamen und sich der Dichter von seiner Lagerstatt auf dem nackten Stampferdeboden erhob, fragte er erstaunt, wieso ich denn nicht zur Hochzeit gekommen wäre, es sei sehr schön gewesen gestern.

Ich schaute nach den Wachteln im Käfig vor dem Fenster und sagte nichts. Eine dieser Kurzhochzeiten, sagte Hemn milde. Dafür lade er mich nach Schilanave ein, in sein Haus. Jaffar

hantierte schon tatendurstig am Lenkrad herum. Wir luden noch ein paar Verwandte auf. In Kurdistan gilt es als sehr ungezogen, nur zu zweit oder zu dritt in einem Auto zu fahren.

Es ging steil aufwärts, der Schnee lag immer höher, und die Autospur, in der wir gefahren waren, verwehte rasch. Wir blieben stecken, stiegen aus, schoben. Blutrot ging die Sonne unter, färbte den Schnee. Nordwind trieb uns immer wieder Schneeschauer ins Gesicht, die sich in Haaren, Wimpern und Bärten zu Eis verkrusteten. Weiß und verweht die Hochebene, von einer gewaltigen Bergkette gesäumt. Ein zerzauster Baum auf der Hochfläche.

Nach Stunden erschien Schilanave, ein Dorf von vielleicht dreißig Häusern. Wir stemmten uns gegen den Wind, erreichten zu Fuß eines der letzten Häuser. Eine Fahrtstraße dorthin gibt es nicht mehr. Eine Meute heller Wolfshunde kläffte uns an, näherte sich, entfernte sich, näherte sich.

Hinter einer Lehmmauer mit niedrigem, hellblauem Tor ein verschneiter Innenhof im Mondschein, ein niedriges Lehmhaus mit schiefen Mauern, ein kaltes Zimmer mit einem Fenster, das von außen mit Plastikplanen abgedichtet war: Hemns Reich. Schuhe ausziehen, Ofen und Petroleumlampe anzünden, auf den Teppich mit gekreuzten Beinen niedersetzen.

Aus einer Nische in der rissigen Wand holt der Dichter sein neues Manuskript, liest uns vor. Jaffars bescheidenen Übersetzungskünsten entnehme ich, daß es um einen kurdischen Feudalen geht, der gerade seine vierte Frau, eine junge Bäuerin, geheiratet hat. Der Krieg bricht aus, die feudale Familie flieht irgendwohin in Sicherheit, während die junge Bäuerin mit den übrigen Bewohnern den Widerstand organisiert und die Feinde aus dem Dorf treibt. Ich bedaure, daß ich von der starken Sprache voller Bilder und Metaphern so wenig mitbekomme.

Aber ich genieße es, auf dem Land zu sein, ohne Strom, fließendes Wasser und Telefon. Endlich ist sogar das Essen fertig – der Truthahn mußte erst geschlachtet und zubereitet werden –

und wird in dampfenden Plastikschüsseln bereits auf das Wachtuch am Boden gestellt: der Reis mit Fladenbrotkruste, Truthahnstücke in Tomatensauce, hausgemachte Mixed Pickles und Pommes frites. Vorher gibt es Joghurt-Reis-Suppe, dazu Eiswasser, bis Jaffar den mitgebrachten Whisky herauszieht. Er steht noch einmal auf, bringt eine Schale voll Schnee vom Hof – Whisky on the rocks.

Dazu ein Schuhkarton voller Fotos aus dem irakischen Exil. Auf allen Bildern mit jungen Bewunderinnen, die meist größer waren als er, stand Hemn in der gleichen Haltung da: kerzengerade, mit schrägem Kopf und adlerhaft-genialischem Gesichtsausdruck. Jeder Zoll ein Eroberer. »Das waren noch Zeiten«, sagt er und gluckert in sich hinein. Hemn ist Kettenraucher. Nachdem alle Filterzigaretten ausgegangen sind, greift er zu langen Pappröhrchen, füllt sie mit Tabak, drückt sie vorn zu, Typ Papirossi.

Bisher waren die Frauen noch nicht in Erscheinung getreten, jetzt bückt sich eine stattliche Frau, von Unmengen geknoteter Schleier umhüllt, durch die niedrige Tür, Hemns Schwiegertochter. »Buka ist eine Pesch-Merga«, sagt der Alte mit einem Unterton von Bewunderung, »und sie ist gegen Chomeini. Aber«, er hält kurz inne, »sie ist eine gute Muslima. Wie Madame auch.« Er macht eine wegwerfende Handbewegung. »Ich halte es da lieber mit Marx, Religion ist Opium für das Volk.«

Wo ich denn jetzt schlafen wolle. Hemn schaut mich gespannt an. Ob bei ihm. Ich schüttle den Kopf. Er: »Dann gehe ich eben zu Madame. Aber sie wird mich hinauswerfen, wenn sie den Alkohol riecht.« – »*Tuvalet?*« frage ich Buka. Sie zieht mich, die Petroleumlampe in der Hand, durch einen engen Gang ins Freie. Wir springen über einen Bach und stehen vor einer rund ummauerten Freilufttoilette. Innen liegen zwei Steine über dem halbver-eisten Bach, von oben leuchten klar und nah die Sterne.

In der Stube wartet Madame auf mich, sie wollte den Gast schließlich auch begrüßen. Eine kleine feste Frau, das Kopftuch

nach hinten gebunden wie unsere Bäuerinnen, das runde Gesicht voller Falten. Nach kräftigen Begrüßungsschlägen auf den Rücken läuft sie agil, die übrigen Fotoalben zu holen. Sie begeistert sich an jedem Bild, erwartet dasselbe von mir.

Wir kauderwelschen, sie schimpft auf ihren versoffenen Dichter und spielt mir vor, wie sie ihn aus dem Zimmer geworfen habe. Vergnügt lachen die beiden Frauen, ich bekomme noch ein paar Gute-Nacht-Schläge auf den Rücken, dann zieht sich Madame in ihr Einzelbett-Ausweichquartier zurück.

Buka zieht ihre Kalaschnikoff hervor, flippt diverse Kartuschen heraus, legt neue Munition ein, entsichert das Ganze, legt es auf den Boden, wirft mir mein Bettzeug zu, baut sich ihr Lager. Dann zieht sie sich aus, stellt den Ofen und die Petroleumlampe kleiner, murmelt noch ein *schou chosch*, und solcherart von einer Pesch-Merga mit Waffe beschützt, entdämmere ich im Dichterhaus.

Einen halben Tag hat die Rückreise nach Mahabad gedauert, die sonst, im Sommer, in einer guten Stunde zu bewältigen ist. Jaffars Landrover war zwar einmal kurz angesprungen, aber danach nie wieder. Wir, Hemn und ein alter Verwandter, ließen den Übersetzerscheich bei seinem Gefährt, machten uns auf den Weg durch die Schneewüste, balancierten in den Autospuren, brachen immer wieder ein. Der dreißig Zentimeter hohe, frisch gefallene Pulverschnee auf dem meterhohen Altschnee glitzerte in der Sonne in einer Unmenge klitzekleiner, schrägsteher Kristalle. Der Himmel war blau und schien endlos.

An den zugeschnittenen Bächen standen Gruppen von Weiden und Pappeln, ihre scharfen Winterschatten vor sich in den Schnee werfend. Sonst war die Landschaft kahl. Zum Geruch des frischen Schnees kam ein anderer, einer, der meinen Kleidern entströmte, ein warmer Stallgeruch, wie ich ihn aus den kurdischen Lehmhäusern kannte. Die Bausteine sind aus in Formen an der Luft getrockneten, mit Stroh vermischten Kuhfladen, die auch verheizt werden.

## Der Sohn des Präsidenten

Im Ghazi-Haus herrscht große Aufregung. Ali, der einzige Sohn von Ghazi Mohammed, war aus Deutschland nach Mahabad gekommen. Weil er keinen Paß hatte, inoffiziell über die türkische Grenze zu Pferd. Ob ich nicht mit ihm sprechen wolle.

Im Nebenhaus von Fosijehs blondgefärbter, heiterer Schwester Munir hält der Neuankömmling Hof. Aghas, Khans und andere Kaziken aus der Familie lauschen gespannt seinen tönenden Reden. Die bezahlten Pesch-Merga servieren Tee und Obst. Ali ist der große Star.

Ich entziehe mich der lauten Männerwelt, gehe zu den Frauen, eine Möglichkeit, die männlichen Kollegen abgeht. Immer wenn eine neue Besucherin kommt, stehen alle auf, lächelnd, in klagendem Ton. rasch und simultan wird die Begrüßungszeremonie zelebriert, die sich über Minuten erstrecken kann. Das geht dann so:

»Bacherhati, sertschao, tsluoni, tsadschi schkur?« – »Willkommen. Grüß Gott, wie geht's?«

»Slamatbi, baschem.« – »Danke, gut.«

»Atu, tsluoni tsadschi schkur?« – »Wie geht's dir?«

»Baschem, slamatbi, inschallah.« – »Danke gut, möge es so bleiben.«

»Mindalakan, tsluonen, baschem schkur?« – »Und den Kindern?«

»Baschem, dastet matze deken.« – »Danke, sie küssen dir die Hand.«

Dazwischen noch »Alhamdullillah« – »Gott sei Dank« (arabisch) »tschekur« oder »sor mamlun«, »Danke« – Varianten aus dem Türkischen und Persischen (Farsi). Die Männer benutzen normalerweise Kurzformeln des Zeremoniells.

Plötzlich fängt eine Frau an, heftig zu weinen. Fosijeh weint mit. Beider Söhne sind vor sechs Monaten bei einem Autounfall umgekommen. Dann wieder Schweigen, bis eine andere zu

weinen beginnt. Sie weine, erklärt man mir, weil sie sich so für die Schwestern freue, daß ihr Bruder Ali endlich zu Hause wäre. Alle nicken, trinken Mengen Tees in sich hinein. Eine alte Frau – wie alle anderen auch aus der Ghazi-Familie – raucht eine Zigarette, Parwin, die dritte Schwester, ebenfalls. Eine andere strickt. Ich mache mit den Kindern ihre Englisch-Aufgaben.

Gegen halb acht gehen wir zurück in die zweite Hälfte des Doppelhauses. Dort trennen wir uns, die Frauen essen links, die Männer rechts in einem Raum. Ich darf wählen, entscheide mich für rechts.

»Am liebsten wäre ich ein einfacher Pesch-Merga in der Demokratischen Partei«, sagt Ali Ghazi vertraulich. Er und einfacher Pesch-Merga! »Nur haben gewisse Leute davor Angst.« – »Wer denn?« frage ich. Dann kommt heraus, daß es zwischen Ali Ghazi und Ghassemu persönliche Differenzen gibt, daß Ali Ghassemu vorwirft, er sei Kommunist, und Ghassemu es Ali nicht verzeihen kann, daß er als Diplomat in Deutschland für den Schah und die Savak gearbeitet hat. Daß er ein Anführer der »Jubelperser« war, die 1967 in Berlin für den Schah demonstrierten, während einer der Gegendemonstranten. Benno Ohnesorg, von der Polizei erschossen wurde. »Und wir haben Ghassemu monatelang in der Bibliothek meines Vaters versteckt«, erregt sich der Präsidentensohn mit dem spätrömischen Cäsarschädel. Er sei gespannt, wer ihn jetzt besuchen käme, er würde die Initiative jedenfalls nicht ergreifen.

Können denn die Kurden nicht einmal in einer Situation wie der jetzigen ihren persönlichen Hader vergessen, frage ich mich. Wie recht dieser Moltke hatte.

Am nächsten Morgen erwarten mich die Frauen von Salims Familie. Der vor kurzem bei einem Autounfall umgekommene Vater war zwar auch ein Feudaler, hatte aber immer die Demokratische Partei unterstützt. Die Großmutter sitzt am Ofen und läßt ihre mageren Beine von der achtzehnjährigen Dienerin Chater kneten. Sie seufzt. Die Mutter bedient sitzend den Samo-

war, auch sie seufzt leise vor sich hin. Die im Islam so wichtigen vierzig Trauertage sind noch nicht vorbei, sie ist ganz in Schwarz. Tochter Neriman, mit kurzen Haaren, sagt ihre Geographie-Lektion auf.

Die Enkel Afschin und Nuschin, wunderschön-intelligente Kindermonster, brüten gerade wieder über irgendwelchen teuflischen Spielen wie Teppich-Anzünden oder Geladene-Pistole-andie-Stirn-Halten. Der Raum ist überheizt, und die Teppiche riechen leicht säuerlich. Alles atmet Trauer oder Aggression.

## Weihnachten in Kurdistan

Montag, 24. Dezember: Mahabad in Schnee und Sonne, Weihnachten in den Bergen, viertausend Kilometer von zu Hause entfernt, in einer fremden Welt, in der ich mich gleichwohl vom ersten Tag an heimisch gefühlt habe. Auf dem »Boulevard«: Hadji kommt gerade aus den Dörfern, wo er die Aktion »billiges Fett aus Holland« in die Wege leitet. Das Fett liegt im Rathaus von Mahabad, kann aber erst abgeholt werden, wenn die Bewohner jedes Dorfes das Geld vorgestreckt haben. Jede Familie bekommt 5 Kilo für den halben Preis. Darüber gibt es dann lange Diskussionen in der Moschee. Die Moschee ist in Kurdistan nicht nur ein heiliger Ort. Am Freitag findet das große Gebet statt, sonst ist sie mehr ein Aufenthaltsort, im Winter eine Wärmestube oder der Raum für politische Versammlungen. Für Männer, versteht sich. Fast ausschließlich.

Außerdem sind sehr viele der sunnitischen kurdischen Mullahs in Parteien organisiert, bilden kein Hemmnis für eine derartige Säkularisierung. Ob ich mitkommen wolle, seine Schwester in Daralak besuchen, fragte Hadji. »Ja«, sagte ich, »wenn ich Kerzen gekauft habe.« »Fürs Fest?« fragt er, und »Weihnachten findet heute abend bei Salim statt«, und Ghassemlu käme auch.

In den ersten dieser engen, vollgestopften, scharf und süßrie-

chenden Krämerläden waren zum – gespielten? – Erstaunen der jeweiligen Besitzer, keine Kerzen aufzutreiben. In der Drogerie nebenan gab es dann welche, grellfarbene gedrehte Kreationen mit der Neigung abzubrechen.

Viel mehr begeisterte mich ein anderes Angebot: Zwei bunte Vögel aus Pappmaché sitzen in einem Kreis aus Pappmaché, von Lametta umschlungen, und warten auf Kontakt mit der Steckdose. Bei Stromanschluß erklingt ohne Unterlaß fröhliches Vogelzwitschern, leuchten Disco-artig bunte Lämpchen auf. »Das wird gern gekauft«, verrät der Ladenbesitzer.

Der Hang der Kurden zum Kitsch ist nicht zu übersehen. Auf der Straße hängen, mit Wäscheklammern an Schnüren befestigt, neben den Postern der Kurdenführer und Großfotos von kurdischen Märtyrern, meist in schwarz-weiß, bunte Plakate mit Schweizer Landschaften und Porträts von blonden, blauäugigen Schönen, die, ihr ebenso blondes Baby auf dem Arm, verträumt in die Zukunft schauen. Oder westlich dreinblickende Kinder mit Riesenkrokodilstränen auf Pausbäckchen oder die blauäugigen Riesenbabies, die unaufhaltsam auf den Betrachter zukrabbeln, oder das Kind, das in Papis Schuhen steht und staunt.

Diese Wandzierden schmücken nicht nur die Straße. Jede Familie, die etwas auf sich hält, hat dergleichen im Empfangszimmer hängen. In meinem Zimmer hängt das Plakat einer Barbie-Schönheit nebst einem Knaben in Tränen. Die Tränenbilder sind bei weitem die beliebtesten. Das Salonposter – der kurdische Gartenzwerg?

Wir fahren auf der Asphaltstraße ungefähr zwanzig Kilometer nach Orumijeh, biegen rechts auf einen morastigen Weg ab, rollen über eine geländerlose Brücke. Am Fuß der Hügelkette liegt das lehmfarbene Dorf mit seinen terrassenartig angelegten Flachdächern, den hellblauen Fensterrahmen und den Kindersicherungen hinter den Scheiben.

Die Kinder, die uns begleiten, sind in die verschiedenartigsten Stoffetzen gewickelt, einige aus grauem Sackleinen. Mal schau

hier ein Ellbogen heraus, mal da eine Schulter, die Gummischuhe haben Löcher, manche Kinder laufen überhaupt barfuß, dabei liegt Schnee.

Bei der Fahrt durch das Dorf bestimmen die vor uns laufenden Tiere das Tempo: Kühe, Ziegen, Esel, Schafe, Truthähne, Gänse, Enten, Hühner und Hunde. Der Landrover ist völlig verschlammt, als wir in den Hof einfahren.

Im dunklen, niedrigen Raum liegt Hadjis Schwester auf einem Lager neben dem Ofen. Sie will sich erheben, kann aber nicht, stößt nur schnelle, helle Laute aus. Hadji umarmt sie, Medina zieht ihn aufs Lager. Medina soll Anfang Vierzig sein, sieht aber viel älter aus, gelbliche Hautfarbe, Augen ohne Leben.

»Man weiß nicht, was sie hat«, sagt Hadji, »das konnte noch kein Arzt herausfinden. Unsere Ärzte sind nicht schlecht, nur haben sie keine Instrumente. Das einzige, was sie tun, ist, Rezepte zu verschreiben, auch wenn sie überhaupt nicht wissen, worum es sich handelt. Und stell dir vor, mein Schwager zahlt schon jahrelang in die Krankenkasse, wußte aber nicht, daß dann die Behandlung umsonst ist. Das hatte ihm niemand gesagt. Und deshalb hat er bisher jede Behandlung aus eigener Tasche bezahlt. Ich werde jetzt etwas unternehmen. Ich habe einen Freund in Teheran, der ist Arzt. Ich werde mit Medina nach Teheran fliegen und sie in sein Krankenhaus bringen. Ich finde es schlecht, glaube mir, daß hier alles nur über Beziehungen geht. Das werden wir abschaffen. Aber noch ist es so.«

Auf dem Land wohnen, kein Geld haben und krank werden ist fast ein Todesurteil. Medizinische Versorgung und Schulsystem stehen für ein Volk, das um seine Selbstbestimmung kämpft, erst an zweiter Stelle.

Wortlos fahren wir nach Mahabad zurück. Als ich bei den Ghazis die vereisten Treppen nach oben steige, strömt mir ein übler Duft entgegen. In der Küche sind die Frauen und das Personal damit beschäftigt, an irgend etwas Fleischig-Faltigem herumzukratzen.

»Das sind Kuhmägen«, sagt Fosijeh und streicht sich die Haare aus der Stirn, auf der viele kleine Schweißtropfen stehen, »die werden mit Reis gefüllt für die Einladung übermorgen. Das ist eine kurdische Spezialität.«

Aus einem Blecheimer am Boden glotzen mich starre blaue Augen aus halbierten Schafsköpfen an. Sicher eine andere Spezialität. Im Zimmer nebenan sitzt eine ältere weißhaarige, schöne Frau, Fosijehs Mutter, die Witwe des Präsidenten Ghazi Mohammed, die gerade nach einer vierzehnstündigen Busfahrt aus Teheran in Mahabad angekommen ist – zu Ehren ihres Sohnes Ali.

»Sie sind doch Journalistin«, sagt sie, »ich möchte Ihnen einen Rat geben. Fahren sie nie allein in Kurdistan irgendwohin. Da war vor fünfunddreißig Jahren die amerikanische Journalistin, die meinen Mann interviewt hat. Sie wurde bei der Rückfahrt überfallen und erdrosselt.«

Im Polstermöbelsalon der Nachbarn gehen, stehen, sitzen bereits an die zwanzig Leute herum, die Weihnachtsgäste des Generalsekretärs. Verschiedene Sprachen schwirren im Raum: Kurdisch, Englisch, Französisch, Italienisch und Deutsch. Wir stoßen auf *Chodmuchtari*, die kurdische Autonomie an, dann auf die Liebe. Auf Kampf und Liebe eben. »Das Leben ist eine Konzentration von Liebe«, verkündet Ghassemlu.

Was das jetzt wieder heißen sollte? War das jetzt sehr weise oder einfach platt? Oder war es wieder komprimierter Orient, poetisch und undurchsichtig, Wunsch oder Wirklichkeit?

Zum Weihnachtslied kürten wir »Avanti popolo«, wir sangen es stehend bei Kerzenschein. Draußen fiel sanft der Schnee auf Mahabad, die einstige Hauptstadt der Republik.

Drinnen sagte einer der zu den Kurden übergelaufenen Schah-Offiziere: »Den nächsten Krieg gewinnen wir, vorausgesetzt, wir haben genug Munition.« Und Friede auf Erden . . .

### 3. Im Geist der Republik

»Kommst du mit nach Kuşa Kahrisa?« ruft Hadji an, er müsse Statistiken machen. »Wieso das?« »Damit wir überhaupt wissen, wie viele wir sind.«

Genau davor hatten sich die Staaten, in denen Kurden leben, immer gehütet. Niemand sollte wissen, wie groß die kurdische »Minderheit« in Wirklichkeit war, eine Minderheit von zwanzig, zweiundzwanzig oder mehr Millionen Kurden.

In Mahabad sind neben den eintausendfünfhundert Soldaten zweihundert Milizionäre stationiert. Bei meinem Versuch, die vermummten Pasdar vor ihrem mit Sandsäcken verbarrikadierten und mit Chomeini-Postern geschmückten Quartier zu fotografieren, entsichern sie ihre Gewehre.

»Komm zurück, die sind unberechenbar«, rufen Kurden. Sie erzählen mir Geschichten vom Fanatismus und Fatalismus der Chomeini-Milizen. Sie trügen Koransprüche oder einen kleinen Plastikschlüssel um den Hals, von dem sie glauben, er öffne ihnen das Paradies oder mache sie unverwundbar.

»Als wir im Krieg in Mahabad einen Panzer abgeschossen hatten, in dem noch ein Milizionär saß, haben wir ihm gesagt: ›Komm doch runter, sonst gehst du mit dem Ding in die Luft!‹ Und was hat er uns geantwortet? ›Chomeini hat mir versprochen, daß ich, wenn ich im *djihad* sterbe, sofort ins Paradies komme.« Ja, und dann blieb der im Panzer drin. Kannst du dir das vorstellen?«

Ich konnte nicht.

»Das ist meine Schule«, sagt Hadji, als wir vor einem niedri-

gen Steingebäude am Anfang des Dorfes halten, vor dem die iranische Fahne an einem Mast flattert. Zwei Schulräume hat die Volksschule, an der im Schichtunterricht vier Lehrerinnen und der Schulleiter unterrichten.

Die Hälfte der Schüler bekommt frei, verläßt lärmend den Klassenraum, stellt sich aber vor den Fenstern des Lehrerzimmers auf und drückt sich die Nasen platt. Im anderen Klassenzimmer steht ein Bub an der Tafel, kurzgeschoren – man sagt, es sei wegen der Läuse, auch seien die Stoppeln viel leichter zu waschen. Er muß aufschreiben, wer schwätzt. Unangenehme Erinnerungen an dieses Denunziantensystem in der eigenen Schulzeit.

Im Lehrerzimmer sitzen wir an niederen Holztischen und Bänken, die Gewehre lehnen an der Wand, wir bekommen unsere drei Tassen Tee aus dem kupfernen Holzkohlensamowar. Von den Lehrerinnen spricht keine eine Fremdsprache. *Ah, ah* sagen sie, *Munich* (das »ch« wie bei »ach«), ob das jetzt in Ost- oder Westdeutschland liege. Sie sind enttäuscht, als ich sage, das sei in der Bundesrepublik. Die würde doch den amerikanischen Imperialismus unterstützen, sagen sie, und unsere Geheimdienste hätten mit Savak zusammengearbeitet.

Zwei der Lehrerinnen sind verheiratet, haben Kinder. Was denn ihre Männer dazu sagen, daß sie auswärts arbeiten, und wer die Kinder beaufsichtige. »Die Kinder sind bei der Familie«, und die Männer seien einverstanden, sie würden ja auch Geld nach Hause bringen. Am Anfang 3000 Toman (etwas mehr als 600 Mark), später mehr. Obwohl es offiziell nicht erlaubt sei, würden sie mit den Schulkindern auch kurdisch reden. Dazu gehört Mut, denn die Hauptstraße Mahabad-Orumijeh, auf der Soldaten und Pasdar-Konvois fahren, ist nur einen Kilometer entfernt.

Die beiden ledigen Lehrerinnen wollen auch heiraten. Sie spielen mit ihren Gewehren. Einen Freund zu haben, aber nicht zu heiraten, nein, das können sie sich nicht vorstellen. Da wäre

auch die Familie nicht einverstanden. Die allmächtige Familie, ohne die in Kurdistan, wie im ganzen Orient, nichts geht. Wer sich bewußt außerhalb stellt, bleibt allein. Es gibt nichts Schlimmeres, als von der Familie verstoßen zu werden, die den Angehörigen in jeder Situation Verpflegung, Unterkunft und vollen Rückhalt bietet.

Die Familien sind groß, weit verzweigt und haben die Verbindungen zu ihrem Stamm, zu ihrer Gegend nie aufgegeben. Geheiratet wird möglichst innerhalb der weiteren Familie, vielleicht, »damit das Sach' zusammenbleibt«, hier der Stamm. Die Heirat wird im allgemeinen von den beiden Elternpaaren arrangiert. Selbst Kurden, die jahrelang im östlichen oder westlichen Ausland studiert haben, lassen sich zu Hause willig von den Eltern verheiraten, auch wenn sie bereits eine Frau haben.

Die Freiheiten, die ich habe, nimmt sich keine Frau in Kurdistan. Trotzdem haben Angebote wie »Die Kurden mögen dich, wähle« oder »Bleib bei uns, wir bauen dir ein Haus« etwas Verlockendes. Wirklich gleichberechtigt sind Kurdinnen beim Tanz, bei der Wahl und als weiblicher Pesch-Merga. Mehr als vierhundert weibliche Pesch-Merga der Demokratischen Partei gibt es allein in und um Mahabad. Viele von ihnen leben zusammen mit Männern in Camps.

Die kurdischen Lehrerinnen aus Kuşa Kahrisa fahren jeden Tag 60 Kilometer per Anhalter oder mit dem Minibus von Mahabad ins Dorf zurück. Und es scheint, sie tun es gar nicht so ungern.

»Sertschao!« Nach kurzem Zögern umarmen sie mich, obwohl ich aus dem falschen Deutschland stamme.

»Seid ihr euren Frauen treu?« frage ich die Nachbarn Marufi, Ismael und Abdullah, zwei gutaussehende Großgrundbesitzer. Das iranische Staatsfernsehen läuft im Hintergrund und zeigt Demonstrationen gegen den amerikanischen Imperialismus, einen Film über die afrikanische Tierwelt, Szenen von der *hadj*,

der Pilgerfahrt nach Mekka, und einen Streifen über die Ausbildung der Chomeini-Milizen. Vor uns stehen Schalen mit Melonen, Grapefruits, Orangen und heimischen Äpfeln.

Erstaunt schauen sie sich an. Ja, natürlich seien sie treu, andererseits hätten sie auch schon andere Frauen gehabt. »Wie viele ungefähr?« frage ich. »Über hundert sicher«, da sind sie sich einig. »Und wo?« – »In den Dörfern draußen«, also Bäuerinnen und Landarbeiterinnen, »wenn sich die Gelegenheit ergab.«

Sie sind sich keiner Schuld bewußt, läßt doch der Koran den Männern ungleich mehr Möglichkeiten sexueller Freiheit als den Frauen. Und Mohammed, der Prophet, hat das ja auch selber vorgelebt. Mehr als vier Frauen waren es allemal. Was wir »Unzucht mit Abhängigen« nennen, ist in feudalen Gesellschaften normal und geduldet. Frauen werden dazu nicht gefragt.

»Was würdet ihr tun, wenn eure Frauen dasselbe täten?« Abdullah schaut finster, Ismael lächelt und sagt: »Solange ich nichts davon erfahre, darf sie es schon!« Dabei weiß er genau, daß er alles erfahren würde. Verheiratete Frauen sind nie allein, weder im Haus noch außerhalb.

Omar, Abdullahs Sohn, setzt sich zu uns, nachdem er frisches Obst gebracht hat. Er würde gerne Wein trinken und rauchen, traut sich aber nicht in Gegenwart des Vaters. Wenn er rauchen will, geht er zu den Frauen, die im Gang vor dem Samowar sitzen.

Omar ist Anfang Zwanzig und macht gerade seinen iranischen Militärdienst in der Kaserne in Nagadeh. »Ich war schon eine Woche nicht mehr dort. Die anderen Kurden machen es genauso. Niemand von den Vorgesetzten wagt es, uns zu bestrafen. Morgen habe ich Nachtdienst.« – »Wirst du hingehen?« frage ich. »Wenn ein Bus fährt, schon.« Nach Nagadeh geht jede Stunde ein Bus, aber welcher Kurde fährt schon gern nach Nagadeh und dann noch in eine Kaserne der Islamischen Republik?

Spezialitätenmenü im Präsidentenhaus: Knochensuppe, Fleischstücke und Innereien unter einer Fettdecke. Fladenbrot

wird hineingebrockt mit einem Löffel oder einfach mit der Hand gegessen.

Zweiter Gang: Beige gefüllte Kugeln, an einer Seite zugenäht, die Rindermägen, gefüllt mit fetttriefendem Reis in grüner Sauce.

Dritter Gang: Halbierte Schafsköpfe, aus denen man das Hirn ausschüttelt. Dazu Joghurt, Kräuter und Wasser.

»Wir senden, solange es geht«

»Radiotelevision?« frage ich und strecke den Entgegenkommen eine Skizze hin. Wieso ich denn kein Taxi nähme, fragen sie zurück. Taxifahren ist unglaublich billig, einen Toman kostet es innerhalb der Stadt, ganz egal, wohin. Hauptsache, der Taxifahrer befindet, daß die Richtung stimmt, denn er hat den Wagen eigentlich ja bereits voll. Sechs Fahrgäste sind der Durchschnitt.

Am Rande Mahabads steht das kleinste Funkhaus, das ich je gesehen habe – mit Radarschirm. Keine Kontrolle. Ich frage nach Abdullah Marduck, dem Direktor. Er ist nicht da, obwohl wir einen Termin hatten. »Er ist erst seit zwei Monaten verheiratet und hat eine schöne, junge Frau«, erläutern die Kollegen und zwinkern, natürlich, rufen aber zu Hause an. Siesta, frischvermählt, o là là, die Augen glitzern.

Abdullah hat bei Ghassemli in Paris studiert und gibt sich gern ein französisches Flair. »Malheureusement«, bedauert er, »leider kann ich Ihnen nichts über das Fernsehprogramm sagen, weil es praktisch kein kurdisches Fernsehen gibt. Wir haben nur die Möglichkeit, zwischen 19 und 19.15 Uhr lokal etwas auf den Fernsehschirm zu bringen, aber unsere Mittel sind begrenzt. Wir haben kaum Filme und keine anständigen Kassetten, unsere Kamera, eine steinalte deutsche übrigens, ist nicht für Außen- aufnahmen geeignet. Wir können gerade im Studio filmen, wie neulich diesen singenden Pesch-Merga. Sonst senden wir eben stehende Bilder mit kurdischer Musik«.

»Und was ist mit den Nachrichten?«

»Die Nachrichten kommen aus Teheran«, sagt er. »Aber wenn wir die Autonomie bekommen, wird alles ganz anders. Dann machen wir ein kurdisches Programm, von Kurden für Kurden. Aber vielleicht wollen Sie noch mit unserem Hörfunkchef sprechen?«

Im ebenso kargen Nachbarraum thront Machmud, der Hörfunkdirektor, hinter einem Blechschreibtisch. »Wir machen täglich acht Stunden Programm auf kurdisch«, erzählt er. »Morgens von 9 bis 13 Uhr, nachmittags von 17 bis 20 Uhr. Die erste Stunde gehört der Frau – ›Familienfunk‹. In den folgenden 30 Minuten wird eine bekannte Persönlichkeit oder ein Land vorgestellt – ›Hörbild‹. In der nächsten Stunde bringen wir Dinge aus der kurdischen Geschichte, erzählen wir etwas über kurdische Sitten und Folklore – ›Unter unserem Himmel‹. Dann kommt« – er lächelt ein bißchen – »das Wunschkonzert, gefolgt von einem religiösen Programm, in das wir aber revolutionäre Inhalte einbauen – ›Gott und die Welt‹. Nach der Mittagspause bringen wir ein gemischtes Programm aus Poesie und Musik, der Beantwortung von Hörerbrieffen, Regionalberichten, dem Bauernprogramm, Nachrichten und Musik.

»Heute haben wir wieder so eine Anordnung aus Teheran bekommen. Jede Musik, ausgenommen religiöse, ist des Teufels und darf nicht gesendet werden.«

»Und was tun Sie?«

Er lacht breit, lehnt sich zurück. »Natürlich senden wir. Solange es geht.«

Inzwischen hat sich der Raum mit Technikern, Sprechern und Journalisten gefüllt. Wieso die Bundesrepublik sie nicht offiziell unterstütze? Welches Land sie denn offiziell unterstützen würde, frage ich zurück. »Die Sowjetunion hat unsere Forderungen als legitim anerkannt, aber das hilft uns im Augenblick auch nicht weiter«, stellen sie fest. »Wenn wir so handelten wie die Palästinenser, dann würde uns Kreisky jetzt auch anerkennen. Aber

weil wir nur defensiv und nicht offensiv kämpfen, kümmert sich die Welt nicht um uns.«

Wir reden uns die Köpfe heiß über Gewalt als Mittel zum Sieg, zur Selbstbestimmung, zur Freiheit. Gewalt und Gegengewalt, Altes oder Neues Testament. Plötzlich die Radiomeldung: »Die Russen sind in Afghanistan einmarschiert.« Ein neues Ungarn, ein neues Prag? Das scheint hier niemanden besonders zu erregen. »So schnell werden die auch nicht wieder gehen«, sagt Ghassemu ungerührt, und ich ahne nicht, mit welcher Seite er sympathisiert. Morgen gäbe es einen wichtigen Termin für mich, die Demokratische Partei halte nämlich eine Konferenz in Piranschar ab. Ob sie mich um neun Uhr abholen dürften.

Volksfedajin: »Wir sind die revolutionärsten«

Die Volksfedajin wechseln gerade ihr Parteibüro, um sich weiter weg vom Pasadarquartier anzusiedeln. Im Geschiebe, Verpacken und Wegtragen fällt einer auf, der »Mine« genannt wird. Das käme von Ho Tsch Minh, sagt er, und sei sein Kriegsname, dabei weiß hier jeder in Mahabad, daß er Mohammed Amin heißt und einer der Führer der Volksfedajin in Kurdistan ist.

Die Fedajin-Chalk (Chalk heißt Volk), die Mujaheddin-Chalk und die Komala sind iranische Parteien mit einem kurdischen Ableger, während die Demokratische Partei und die Anhänger von Scheikh Esodin rein kurdische Organisationen und Parteien sind.

»Wir sind von allen die revolutionärsten«, sagt Mine, und das sollte ich noch öfter bei anderen Parteien hören, ihnen ginge es in erster Linie um die Arbeiter und Bauern des Iran, dann erst um die Autonomie der Völker innerhalb der Landesgrenzen. Sie strebten eine Art Räterepublik an, die Verstaatlichung der Schlüsselindustrien und eine Landreform. Den Verhandlungen mit Teheran mißtrauten sie zutiefst, auch wenn sie in letzter Zeit

von Gewaltaktionen Abstand genommen hätten. »Wir haben gelernt, daß wir nur mit Unterstützung des Volkes gewinnen können.«

Politisch am nächsten stünde ihnen die Komala, obwohl Mine sie »maoistisch« nennt, ihre Politik falsch und die vielen Nationalisten und Feudalen in ihren Reihen anprangert.

Die Demokratische Partei stünde für die kurdische Bourgeoisie, und deren Interessen seien den ihrigen natürlich diammetral entgegengesetzt. »Außerdem«, sagt Mine und senkt die Stimme, »hat die kommunistische Tudeh-Partei, also die mit Moskaukurs, noch immer Einfluß innerhalb der Demokratischen Partei.«

Der Scheikh (Esodin) ist für ihn ein Nationalist, der ein bißchen vom Sozialismus infiziert sei, während Chomeini, wie wohl besser als der Schah, ihm wie ein schizophrener Kleinbürger vorkommt, schizophren, weil seine Politik Kurdistan gegenüber imperialistisch, die der Besetzung der US-Botschaft aber anti-imperialistisch sei. »Und es geht einfach nicht, zur selben Zeit anti-imperialistisch und anti-kommunistisch zu sein.« Als ob Logik Politik bestimmen würde. Trainiert würden sie von den Palästinensern des George Habasch, »weil Israel unter Begin für die Palästinenser so ist, wie es der Iran des Schah für die Kurden war«.

Was er von einem unabhängigen Kurdistan halte.

»Wenn die kurdischen Arbeiter und Bauern es wollen, sind wir dafür. Wenn die Bourgeoisie es will, sind wir dagegen.«

Die Tür geht auf, und wortlos ziehen die Pesch-Merga der Fedajin die Blechstühle unter uns weg. Umzug war angesagt.

Reizwörter, die im Gespräch aufgefallen waren: maoistisch, Tudeh-Partei, nationalistisch, feudal, kleinbürgerlich.

Der »schwarze Junge« erinnert sich

Draußen ist es dunkel und matschig. Der Strom war wieder abgeschaltet, an offenen Feuern standen Kurden in der Straße und wärmten sich. Gegenüber vom verschneiten Volkspark, hinter dem der jetzt durch den Staudamm gezähmte Mahabad-Fluß dahinfließt, steht ein anderes, einstöckiges Haus, das den Ghazi gehört. Die Häuser in Mahabad sind selten höher als zwei Stockwerke. Vor der Tür kontrolliert ein Pesch-Merga.

In einem großen Raum sitzen an die fünfzig Männer an den Wänden entlang auf dem Boden. »Da bist du ja«, ruft Ali Ghazi, alle erheben sich mehr oder weniger elegant. *Fermo* sage ich, was so viel heißt wie »Bitte keine Umstände«.

Sie setzen sich aber erst, nachdem Ali wieder die Beine untergeschlagen hat. »Zwei Minister der Republik von Mahabad sind hier«, sagt Ali stolz, »der frühere Informations- und der Erziehungsminister.« – »Erzähle doch vorher noch etwas von deinem Vater«, fordere ich ihn auf. Das ist sowieso sein Lieblingsthema.

»Mein Vater hat mich sehr geliebt, weißt du, er hat es mir nicht offen gezeigt, aber er nahm mich überallhin mit. Er war nicht nur sehr gebildet, sondern auch sportlich. Jeden Morgen machten wir einen Lauf, den Berg hinter dem Staudamm hinauf, den es damals noch nicht gab, dann gingen wir im Fluß schwimmen, nackt. Wenn andere Männer und Jungen im Wasser waren, gingen sie raus, aus Respekt vor meinem Vater.

Im Frühjahr, wenn der ›Schwarze Fluß‹ Hochwasser hatte, galt es als besondere Mutprobe, ihn zu überqueren. Sowohl mein Vater als auch ich haben schon Jungen gerettet, die nicht so gut schwimmen konnten und sonst ertrunken wären.

Mein Vater ging gern auf die Jagd. Wenn er ausritt, suchte er sich immer ein besonders wildes Pferd aus und trug sein Berno-Gewehr. Der Name ›Berno‹ (eigentlich ›Brno‹) kommt von der tschechischen Stadt Brünn. In den dreißiger Jahren

haben Tschechen aus Brünn die erste Munitionsfabrik in Teheran gebaut.

### Alis kurze kommunistische Jugendsünde

Was mich am meisten beeindruckte, war der Aufenthalt in Baku, im russischen Teil der aserbajdschanischen Volksrepublik. Das war im November/Dezember 1941. Die Russen hatten über dreißig kurdische Stammesfürsten eingeladen, darunter auch meinen Vater und den von Ghassemlu. Ich war erst acht, aber mein Vater nahm mich trotzdem mit, ich war das einzige Kind. Ich war begeistert, fuhr den ganzen ersten Tag in Baku mit dem Fahrstuhl rauf und runter, wir gingen in den Zirkus, ich verliebte mich auf der Stelle in eine Trapezkünstlerin, außerdem bekam ich viele Geschenke von den Russen, einen Koran, einen Sattel, alte Münzen, einen Anzug und, was mich am meisten freute, eine belgische 6,35-Pistole. Mein Vater nannte mich ›Kurerasch‹, das heißt ›schwarzer Junge‹. Baghirow, der Vorsitzende des Präsidiums der sozialistischen Republik Aserbaidshan, schlug vor, mich doch in ›roter Junge‹ umzubenennen. Schwarz sei die Farbe der Faschisten. ›Dafür ist er aber so tapfer wie die ganze Rote Armee‹, verteidigte mich mein Vater. Ich kam jedenfalls als großer Kommunist nach Mahabad zurück, obwohl ich von den vielen Besichtigungen von Fabriken, militärischen und kulturellen Institutionen so gut wie gar nichts mitbekommen hatte.«

»Im nächsten Jahr, im September 1942, wurde in Mahabad die Komele-y-Jiyanewe-y-Kurd, die Vereinigung zur Wiederbelebung der Kurden, nicht zu verwechseln mit der jetzigen Komala, von fünfzehn national gesinnten Mahabader Bürgern gegründet, eine Art Geheimbund, jedes Mitglied mußte auf den Koran schwören. Der Deckname meines Vaters in der Komala war ›Binai‹, das heißt ›Augenlicht‹. Drei Jahre später, im August

1945, wandelte mein Vater die Komala in eine richtige Partei um: Die Demokratische Partei Kurdistans im Iran, die schon damals die Autonomie Kurdistans im Rahmen des iranischen Staates forderte. Kurz darauf fuhr mein Vater, begleitet von wenigen anderen Kurden, noch einmal nach Baku. Ihre Forderungen nach Finanz- und Militärhilfe und der Unterstützung eines unabhängigen kurdischen Staates wurden von den Russen aber nur bedingt akzeptiert. Im November 1945 proklamierte Jaffar Peshawari die Autonomie Aserbaidschans, im Januar 1946 mein Vater die Autonomie der kurdischen Republik, die, wie du weißt, nur elf Monate dauerte. Während der Zeit waren oft Russen bei uns zu Besuch. Manchmal kamen sie mitten in der Nacht, trampelten auf dem Dach herum und riefen, sie seien hungrig und durstig. Es war auch immer etwas für sie da. Obwohl mein Vater nie Alkohol trank, hatte er immer Wodka für sie.«

»Und wie war das dann mit dem Prozeß?«

»Mein Vater bekam nicht den Verteidiger, den er wollte, sondern einen Pflichtverteidiger, Captain Scharifi. Der ließ meine Mutter wissen, daß er meinen Vater besser verteidigen und vom Strang retten könnte, wenn er 15000 Toman bekäme. Meine Mutter hatte nicht so viel Geld zu Hause, sie nahm ihren Schmuck und wollte ihn bei den Juden von Mahabad versetzen. Die sagten: ›Behalten Sie Ihren Schmuck. Es ist eine Ehre für uns, Ihnen das Geld zu geben. Es ist ein Zeichen der Dankbarkeit von uns Juden, weil wir in der Republik Ihres Mannes die gleichen Rechte hatten wie die anderen Bürger.‹ Scharifi nahm das Geld, aber mein Vater wurde trotzdem verurteilt und hingerichtet.«

»Wurde Ihnen nach dem Ende der Republik auch der Prozeß gemacht?« frage ich Saddik Haydari, den früheren Informationsminister, einen europäisch gekleideten älteren Kurden.

»Ja«, erzählt er, »ich wurde zuerst zu lebenslänglich verurteilt, in der Revision zu drei Jahren, kam aber nach achtzehn Monaten schon frei. Die folgenden sieben Jahre verbrachte ich im Irak. Als ich zurückkam, wurde ich erneut verurteilt, diesmal zu zehn

Jahren, wurde aber wieder freigelassen, bis sie mich 1955 noch einmal ins Gefängnis steckten. Aber ich hatte noch Glück, denken Sie an Rani Bulurian, der war fünfundzwanzig Jahre im Gefängnis.«

»Wie sind Sie eigentlich Informationsminister geworden?«

»Ich war vorher Buchhändler und habe die Zeitung ›Nischteman‹ (d. h. ›Vaterland‹ oder ›Heimat‹) mitgegründet, in der die satirischen politischen Dialoge der beiden Dichter Hemn und Hajar abgedruckt wurden.« Nach einer Pause: »Zu der Zeit gab es nicht viele Leute, die in Mahabad lesen und schreiben konnten. Die Analphabetenrate lag bei 80 Prozent, heute sind es immer noch 50 Prozent.«

»Und was haben Sie als Erziehungsminister gegen das Analphabetentum unternommen?« frage ich Manaf Kärimi, einen ebenfalls europäisch gekleideten stattlichen Kurden mit breitem rötlichem Gesicht und schütterem weißem Haar, der jetzt am Stadtrand eine Lehrlingsausbildungsstätte hat.

»Am Anfang«, verkündet er, »hatten wir nur unseren guten Willen und die Liebe zu unserem Vaterland. Geld hatten wir erst, nachdem die ersten Steuern gezahlt waren und wir 25000 Ballen Tabak an die Russen verkauft hatten. Kurdistan war ein großes Tabakanbaugebiet, wir produzierten im Jahr 10000 Tonnen. Doch dann führte der Schah die Mode der amerikanischen Zigaretten ein, und Virginiatabak wächst hier nicht.

Aber zurück zu den Analphabeten. Es gab im Iran keine kurdischen Lehrbücher; wir nahmen deshalb Lehrbücher aus dem Irak und Syrien, die waren aber auf die Verhältnisse in diesen Ländern zugeschnitten. Wir mußten die Texte erst umschreiben. Die erste Sendung der neuen Bücher kam am letzten Tag der Republik an.

Es fehlte uns auch an Lehrern, wir holten sie aus dem Iran und dem Irak, machten kurze Ausbildungskurse. Wir gründeten das erste Gymnasium in Mahabad für Mädchen und Jungen und führten Schuluniformen ein, grüne, im Mao-Look.«

Er lacht, nimmt mein Heft und zeichnet die Uniform auf. »Auch die Kinder aus armen Familien sollten sich gleichberechtigt fühlen. Abiturienten hatten außerdem die Möglichkeit, in Täbris oder in Baku zu studieren.«

»Was gab es sonst noch an Kultur?«

»Vieles, ganz allgemein herrschte ein Klima von Optimismus und Freiheit. Viele neue Lieder entstanden, Gedichte, Romane. Wir hatten eine gute Druckerei, die Zeitungen und Zeitschriften in Kurdisch herstellte, und ein gutes Radioprogramm. Nur ließ man uns nicht genug Zeit, alles auszubauen.«

»Würden Sie sich noch einmal einer autonomen kurdischen Regierung zur Verfügung stellen?«

Beide antworteten fast gleichzeitig und fast dasselbe: Bis zum letzten Atemzug würden sie mitarbeiten, sie seien schließlich aus der Schule von Ghazi Mohammed. Sie seien nicht überzeugt, daß die nächste autonome Regierung so gut werden würde wie die Republik, sie würde wohl eher sozialistisch.

Ja, mit der Politik der Demokratischen Partei würden sie übereinstimmen, die Zeiten hätten sich zwar geändert, der nationale Wille jedoch nicht. Die Kurden wollten ihre Unabhängigkeit, nicht nur die Autonomie. Die Politiker müßten zwar von Autonomie reden, aber das kurdische Volk wolle einen eigenen Staat. »Schreiben Sie das ruhig«, schließen die Exminister.

Inzwischen hat sich um den Ofen eine Gruppe junger Leute versammelt, darunter ein weiblicher Pesch-Merga. Zenab, so heißt sie, ist achtzehn, klein und energisch, das schwarz-weiße Tuch nicht als Turban, sondern kopftuchartig um den Kopf geschlungen, um Schultern und Bauch die Munition für ihren Granatwerfer geschnallt, in dessen Mündung sie einen Pfropfen aus Watte gesteckt hat. »Kommst du mit, morgen? Wir machen Schießübungen«, fragt sie. »Wenn ich nicht zur Konferenz fahre.« Wie auf ein geheimnisvolles Zeichen hin brechen plötzlich alle gemeinsam auf.

## Warten in Kurdistan

Ich warte um neun Uhr, ich warte um zehn Uhr, ich warte bis elf Uhr darauf, daß mich die Demokraten zu ihrer Konferenz abholen. Niemand kommt. Bleiben die Schießübungen. Die Jungen und Zenab holen mich ab, wir fahren in eine Kiesgrube vor der Stadt. Daneben qualmt eine der wenigen Fabriken, die es in Mahabad gibt, eine Ziegelfabrik. Diverse Colaflaschen werden in respektabler Entfernung aufgestellt, die jungen Kurden zielen.

Schießen können sie alle schon, das lernt man in Kurdistan früh, aber mit dem Treffen hapert's noch. Das Problem dabei ist, daß die Munition so teuer ist. Eine von Zenabs Granaten kostet 40 DM, und sie kämpft lange mit sich, ob sie einen Probeschuß spendieren soll oder nicht. Mit welchem Gewehr ich schießen wolle, drängen sie mich, oder ob mir eine Pistole lieber wäre.

Irgendwie habe ich einen Horror vor Waffen, aber dann nahm ich doch die Pistole, schoß aber mindestens einen halben Meter über meine Colaflasche hinweg, gab die Pistole zurück. Ob mir das denn gar keinen Spaß mache?

»Wie bist du eigentlich Pesch-Merga geworden?« frage ich Zenab. – »Das war nach den Ereignissen von Nagadeh, im April 1979. Ich bin Kurdin, ich kann nicht schreiben und lesen, aber ich kann für die Freiheit meines Volkes und der anderen iranischen Völker kämpfen.

Wie man Pesch-Merga wird? Es reicht nicht, sich einfach zu entschließen, man macht da so eine Probezeit durch. Wenn man sich bewährt und die Partei überzeugt ist, daß man ein guter Pesch-Merga wird, kriegt man auch eine Waffe. Ich hatte zwei G-3, die habe ich aber gegen den Granatwerfer eingetauscht. Der ist gut für den Kampf in den Straßen, ich kann bis 500 Meter weit schießen.«

»Hast du auch schon getroffen?« – Sie schaut mich streng an. »Ich meine, hast du sie schon abgefeuert?« verbessere ich mich.

»Klar«, sagt sie mit rauher Stimme, und die Augen leuchten, »ich wurde auch schon verwundet. In Mahabad habe ich einen Panzer angegriffen, der mit roten Lämpchen auf mich zufuhr. Die Pasdar haben mich aus dem Panzer heraus beschimpft. Von hinten haben dann andere Pesch-Merga den Panzer getroffen. Da haben die Pasdar zu heulen und zu beten angefangen.« Sie spuckt verächtlich auf den Boden. »Die Pasdar sind für mich Söldner und Messerstecher, sie verdienen den Namen ›mudjahidin‹, Kämpfer im heiligen Krieg, nicht.«

»Wie seid ihr zu den Soldaten?«

»Wir sprechen immer mit ihnen, das sind doch einfache Leute. Gestern haben wir, du hast sicher davon gehört, vierhundert iranische Soldaten, die zur Ablösung nach Mahabad kamen, umzingelt, entwaffnet und zur Partei gebracht. Major Abbasi hat uns aber gesagt, daß das falsch gewesen sei, weil die iranischen Soldaten unsere Freunde seien und die Partei die Ablösung nur überwache, damit nicht mehr Soldaten kommen als gehen. Das haben wir verstanden, daran halten wir uns.«

»Dich reden aber nicht alle mit ›Zenab‹ an.«

»Nein«, sie lacht, »man nennt mich ›Nana‹, das heißt ›Oma‹. Ich weiß auch nicht, wieso.«

Sie sieht wirklich nicht aus wie ein behütetes junges Mädchen von achtzehn Jahren. Die letzten Wochen hat sie in einem Camp in den Bergen mit zehn männlichen Pesch-Merga verbracht.

»Wir leben zusammen wie Brüder und Schwestern.« Ob alle Pesch-Merga-Mädchen so leben?

»Was wünschst du dir, Zenab, wenn es in Kurdistan die Autonomie gäbe?«

Sie, ohne lange zu überlegen: »Ich möchte gern zur Schule gehen. Ich würde gern so viel lernen.«

Kakh Rahman ist verwitwet, hat eine Fladenbrotbäckerei, einen großen Lastwagen und gehört zu einem anderen Zweig der Ghazi-Familie. Er kennt viele Tiernamen auf deutsch, »der

Truthahn, die Truthenne, die Schlange, der Hund«, und sammelt Antiquitäten und Münzen.

Kakh Rahman hat zwei gutaussehende Söhne, Suleiman und Djemal. Immer wenn ich mit einem ein Gespräch anfangen, nimmt mich der Vater an der Hand, führt mich ins eiskalte Nebenzimmer und muß mir etwas aus seiner Sammlung zeigen: *tasbie*, islamische Rosenkränze aus wohlriechenden Holzperlen oder aus Plastik, alte Samoware aus Kupfer oder Messing, Gold- und Silbermünzen von der Olympiade in Montreal, alte Schwerter und kaputte Uhren, lauter Schätze, die in Lappen eingeschlagen in einer alten russischen Truhe verwahrt werden.

Kakh Rahman schenkt mir einen türkischen Anhänger, den mir Suleiman gleich mit einer Schnur um den Hals hängen muß. *Djoana, sor djoana*, schön, sehr schön, sagt der Vater und strahlt. Er sei nämlich seit einiger Zeit Witwer.

Suleiman stellt seinen Recorder an, macht ein paar kurdische Tanzschritte vor; die Kurden tanzen in einer Reihe, ein Mann, eine Frau, ein Mann, eine Frau, und halten sich an den Händen. Suleiman nimmt meine Hand, ich nehme die von Djemal, bis sein Vater ihn wegdrängt.

Widerspruch oder Ungehorsam dem Vater gegenüber gehört sich in Kurdistan nicht. Die Kassette ist zu Ende, trotzdem schwingt noch ein Ton im Raum, der wie das Zirpen einer Grille klingt. »*Thrila*« (wie »th« im Englischen), nicken die Söhne, das sei ihre Winterheuschrecke, die gäbe es in vielen kurdischen Häusern.

Das Kurdische ist eine indo-europäische Sprache, manche Wissenschaftler leiten es vom Altmedischen ab. Es besteht aus zwei Hauptdialekten, dem Kurmandji, das vor allem in der Türkei, und dem Sorani, das im Iran und im Irak gesprochen wird.

Mit der Schrift fange ich gar nicht erst an. Kurdisch hat nämlich eine eigene Schrift, die sich vom Persischen unter-

scheidet, das sich wiederum vom Arabischen unterscheidet. »Wenn du willst, können wir zusammen Kurdisch machen«, bietet sich Djemal an. »Wenn du mich Englisch abfragst.« – »Spas«, sage ich, danke. Kakh Rahman beobachtet mißtrauisch, wie wir unsere Telefonnummern tauschen.

»Willst du jetzt die Höhle sehen?« fragt Djemal, der grünäugige, schüchterne zwanzigjährige Sohn. Ich hatte in den letzten Tagen immer wieder von einer Höhle reden gehört, die zwei Kilometer lang sei, direkt an den Fuß des Gebirges führen sollte und von den Bewohnern Mahabads immer wieder gern als Fluchtweg benutzt worden war. Nebenan, im Haus von Djemals Vetter Masiar, im Außenhof des Misbah-Ghazi-Hauses, war der Einstieg zur Höhle, gut anderthalb Meter breit.

Es dauert, bis Leiter und Taschenlampe organisiert sind. »Durch diese Höhle ist Ghassemlu schon geflohen, und Ali Ghazi hat in ihr zwei Tonnen voller Manuskripte seines Vaters versteckt«, erzählen sie. »Ali«, sie machen eine wegwerfende Handbewegung, sie mögen ihn nicht, obwohl er zur Familie gehört.

Der Gang ist zuerst zwei Meter breit, dann wird er enger, die tropfende Kalksteindecke wird immer niedriger. Wir gehen gebückt, bis wir schon nach den ersten fünfzig Metern vor einer tiefen Wasserlache stehen. Die Höhle ist überschwemmt, wir müssen umkehren.

Suleiman hat einen Musiker ins Haus geholt, einen alten Bauern, braungebrannt, mit Hakennase und Tamburin. Beide singen abwechselnd, dazwischen tanzen wir. Pausenfüller ist die Hauszikade.

Ob ich gern einen Film sehen würde, fragt Gastgeber Kakh Rahman mit seinen großen hellblauen Augen unter dem schwarz-silbernen Rohseidenturban. Sie hätten zwei Videos, einen aus Afrika und einen aus Amerika.

»Born free« hieß die halbstündige Geschichte aus Afrika um ein blondes, offensichtlich englisches Kolonialistenehepaar, das

einen Wurf junger Löwen aufzieht, weil es vorher deren Eltern abgeschossen hatte. Die von den Eheleuten behütete Löwin Elsa bringt den beiden, als es soweit ist, in »alter Treue« ihre Jungen. Ende.

Von »The Tramp« sahen und hörten wir fast nichts, aber ich erinnerte mich und genoß es, dicht gedrängt, inmitten der Familie auf dem Teppich kauend, Charlie Chaplin in Mahabad zu erleben.

Komala: »Wir werden totgeschwiegen«

Das spärlich geheizte Komala-Parteibüro ist voller Pesch-Merga. Sie sehen aus, als seien sie von weit her gekommen – wahrscheinlich von den Guerillacamps der Kurden im Irak – und tagelang unterwegs gewesen.

Die Pesch-Merga der Parteien und Organisationen, die ich bisher kenne, sehen für mich alle gleich aus: schwarz-weißer Turban, beige oder schwarzer zweiteiliger Anzug, in der Taille durch den langen Schal zusammengehalten, unten die Pump hose. Nur die Barsanis, die Söhne des legendären Mulla Mustafa aus ihrem Stammland, dem Badinan, im Dreiländereck zwischen Türkei, Iran und Irak, sollen weiß-rot-gewürfelte Turbane tragen.

Rot, die Farbe des Stammes der Barsani. Über sie gibt es die abenteuerlichsten Gerüchte.

Marx und Lenin hängen an den Wänden des Komalabüros, Heldenporträts von Märtyrern. Komalaführer Dr. Jaffar Schaffi, genannt Aziz, gehört einer der beiden mächtigsten Familien der Gegend an und betrachtet mich von schräg unten.

»Ja«, sagt er, und seine Stimme klingt heiser, »ja?« Was sie zum Vorwurf sagten, sie wären maoistisch.

»Sehen Sie hier etwa ein einziges Bild von Mao?« Aziz braust auf.

»Wir wissen nicht einmal, was das ist, ›maoistisch‹. Wir sind Marxisten-Leninisten.«

»Warum nennen die anderen Sie dann ›maoistisch?‹« wende ich ein.

»Vielleicht, weil wir uns Gedanken über die verschiedenen Formen des Krieges in den Städten und auf dem Land gemacht haben. Und da kommt man an Maos ›Langem Marsch‹ nicht vorbei. Wir sind der Meinung, daß das Proletariat seine eigene Revolution machen sollte, nicht unter Führung der Mullahs wie im Iran.«

»Und wie will die Komala das erreichen?«

»Wir werden, selbst wenn unsere Forderungen nach Autonomie erfüllt werden sollten, weiter revolutionär arbeiten, an der Seite des Proletariats.«

»Das es in Kurdistan nicht gibt.«

»In Kurdistan sind es eben die Bauern, wir haben großen Rückhalt auf dem Land in Sanandatsch, Bukan, Merivan, Sakes und sogar in Mahabad. Die Komala gibt es ja nicht nur in Kurdistan. Sie wurde vor elf Jahren von kurdischen Studenten in Teheran gegründet, seit neun Jahren existiert sie in Kurdistan. Wir wollen also nicht in erster Linie die Autonomie, sondern eine demokratische Revolution unter der Führung des Proletariats, dann erst, innerhalb des Iran, Autonomie für die einzelnen Völker. Was wir wollen, ist keine ›Diktatur des Proletariats‹...«

»Sondern eine ›Demokratie des Proletariats?‹«

»So ähnlich, eine demokratische Volksrepublik.«

»Gab es so etwas schon, wovon Sie reden?«

»Ja, eine Zeitlang in Vietnam, Nordkorea und China, aber inzwischen bestimmen auch dort die Bourgeois. Die sozialistischen Länder sind sowieso gerade in einer Krise.«

»Wie steht die Komala zur Tudeh-Partei?«

»Die betrachten wir nicht einmal als kommunistisch.«

»Und zur Regierung in Teheran?«

»Die Essenz ihrer Politik ist faschistisch und reaktionär.«

»Und zum Islam?«

»Da gibt es kein Dogma, die meisten sind nicht sehr religiös.«

»Aber Sie haben gute Verbindungen zu Scheikh Esodin?«

»Er ist ein religiöser, progressiver Sozialist. Er will eine sozialistische Ökonomie ohne eine sozialistische Ideologie.«

»Gibt es das?«

»Eigentlich nicht. Er ist ein revolutionärer Kleinbürger, der eben auch den Sozialismus mit bürgerlichen Augen betrachtet. Aber er liebt uns, unterstützt uns, viele seiner Pesch-Merga sind Komala.«

»Was unterscheidet eigentlich, das begreife ich immer noch nicht, die Komala von den Volksfedajin?«

»Unsere Unterschiede sind nicht taktisch, sondern strategisch. Sie sind für die Guerilla-Taktik.«

»Sind sie inzwischen nicht mehr.«

»Wirklich?«

»Woher bekommt die Komala denn ihr Geld? Die Fedajin sagen, zum Teil von Feudalen.«

»Stimmt nicht. Das meiste bekommen wir von Bauern, Lehrern und von nationalen Bourgeois. Die haben uns auch im Krieg am meisten unterstützt. In Sakes allein wurden eintausendeinhundert Soldaten und Chomeini-Milizen getötet, das sagen nicht wir, das sagte Khalkali vor der Armee. Im ganzen Kurdistan wurden mehr als zweitausendfünfhundert Soldaten und Pascar von kurdischen Pesch-Merga getötet.«

»Und Pesch-Merga?«

»Ungefähr fünfzig kamen um.«

»Und von der Bevölkerung?«

Er fragt die anderen, niemand weiß es. Man hört nur, daß die Demokratische Partei Listen der Getöteten hätte.

»Warum«, frage ich und spüre meine Füße trotz warmen kurdischen Schafwollsocken, Stiefeln und Ofennähe kaum mehr, »warum ist die Komala so wenig bekannt? In Deutschland hatte ich nie von ihr gehört.«

»Dahinter steckt Chomeinis Prinzip, immer nur die Demokratische Partei und den Scheikh zu erwähnen. Das ist seine Totschweigetaktik, die er gegenüber den Volksfedajin und uns praktiziert.«

Als ich gehe, ist mir zwar der grundlegende Unterschied zwischen Komala und Volksfedajin immer noch nicht klar, zumal beide sich inzwischen von Terroraktionen distanzieren. Die Reizworte sind dieselben, die Ziele auch. Aber vielleicht können mir das die anderen erklären. In Kurdistan kapieren lernen geht über die Behauptung einer Partei, den höhnischen Widerspruch der anderen zur Richtigstellung der dritten, dem Geraderücken der zweiten und dem Eingeständnis der ersten bis hin zur eigenen Meinung.

## Vaterkomplex

Um mit den iranischen Soldaten, die in ihrer freien Zeit ohne Waffen in Mahabad herumgehen durften, den Bewachern der Hügel rundherum, reden zu können, brauchte man die Einwilligung des Standortkommandanten. Er verweigerte sie mir.

Da sprach ich auf dem Boulevard einfach zwei Soldaten an, wie es ihnen denn in Kurdistan gefalle. Sofort war auch ein Übersetzer da. Gut, gut, sagten sie und schauten verwundert. Ob sie vor dem Krieg schon einmal in Kurdistan gewesen wären. Nein, nie, sagten sie. Wie ihnen denn die Kurden gefielen. Ausgezeichnet, wirklich, seien feine Leute. Die Menge von Zuhörern um uns herum wurde größer.

Ob sie sich vorstellen könnten, jemals wieder auf Kurden zu schießen. »Nein, wir schwören es«, sagten sie eher verängstigt als überzeugend und schlüpfen schnell durch eine Lücke in der Menge zu den wartenden, ebenfalls unbewaffneten Kameraden an der Ecke.

Kein böses Wort war von den Kurden gekommen. Woran es

nur lag, daß sie in einer so fanatisierten Gegend so tolerant sein konnten?

Auf einem Seitenweg treffe ich den Präsidentensohn, joggend. Joggen in Kurdistan, also wirklich. Laufen hatte ich schon viele gesehen, aber joggen!

Er wolle nicht, sagt Ali, so dick werden wie die anderen in der Familie, und schnauft. Dicksein als Ausdruck von Reichtum, so viel essen können, wie man will, oder noch mehr, und weiße Haut als Symbol des Privilegs, nicht bei jedem Wetter aufs Feld zu müssen. Fata Khan, Alis Schwager, der mit den bergseeblauen, schwarzumwimperten Augen, von dessen Geschäften niemand etwas Genaues wußte, aber ziemlich Ungenaues ahnte, dürfte gut seine zweieinhalb Zentner auf die Waage bringen.

Sich des Auftrags seines Vaters würdig zu erweisen, sagt Ali, danach strebe er. Sein Organisationstalent, in siebzehn Jahren Deutschland erworben, seine Verbindungen und die Treue seiner Leute. Da könne Ghassem nur das Nachsehen haben. Da würde er die Pasdar in Null Komma nichts aus Kurdistan vertreiben, eine neue Ordnung errichten, also die alte, aber ein bißchen demokratischer.

Er gerät weiter ins Schwärmen, als er die vergangenen und künftigen Wohltaten seiner Familie aufzählt: Landschenkungen, Bau und Unterhaltung einer Schule mit Gymnasium, Bereitstellung von Land – daran schien es nicht zu mangeln – für eine künftige Universität von Mahabad, Hilfsfonds für die Familien im Krieg umgekommener Kurden. Der einzig legitime Nachfolger seines Vaters sei sowieso sein einziger Sohn. Er. Ali Ghazi.

Das sahen aber offensichtlich nicht alle Kurden so. Ali überschätzt sich maßlos, hieß es, wenn er bloß keinen Blödsinn macht.

Hitler, fragen seine Pesch-Merga, was ich von ihm halte, wo er doch die Kurden als Arier gesehen und kurz vor Moskau sich noch mit dem Gedanken getragen habe, in den Iran vorzustoßen

und sie zu befreien. Der Ton nicht zu überhörender Bewunderung. Lange Diskussionen.

Warum ich eigentlich nicht bei der Konferenz der Demokratischen Partei sei, sogar seine Schwester sei dort, fragt auf einmal Ali streng. Morgen, sage ich, ich fahre morgen. Um mich zu verpflichten, es tatsächlich zu tun.

Erst draußen in der klaren Schneeluft merke ich, daß es um die Reichen grundsätzlich auch nicht anders riecht als um die Armen: nach warmem Stall.

Das neue Parteibüro der Demokraten liegt gegenüber einer Telefonzelle mit dem aufgesprayten Porträt von Scheikh Esodin und dem Spruch: »Republic Fdrative for Kurdistan«, im alten hatten sich inzwischen die Pasdars verbarrikadiert. Schneller noch als Koalitionspartner wechseln in Kurdistan Adressen, da kommen die Briefköpfe gar nicht mehr mit.

»Ich brauche heute eine *maschin* zur Parteikonferenz«, sage ich, »ich werde erwartet.«

Erstaunen, Hin- und Rückrufe, Erleichterung des jungen Kurden. Um drei, nach dem Essen, würde ein Auto vor dem Büro auf mich warten. Glauben oder nicht glauben, Eck', Schneck', Dreck, weg, walle, walle manche Strecke. Man müßte besser zaubern können.

Es war Mittag, und ich war frei. Keine »meiner« Familien wartete auf mich. Keine Hitlerdiskussion, keine Spezialitäten.

Kärimi, der Ex-Erziehungsminister, hatte mich doch neulich in seine Lehrlingsausbildungswerkstätte eingeladen.

Die fünfzehn Baracken lagen wie ausgestorben da, die Jungen waren beim Essen. Achtundfünfzig sind es, erklärt Kärimi, zwischen zwölf und sechsunddreißig, und sie lernten Automechaniker, Installateur, Schreiner oder Teppichknüpfer. Die Ausbildung garantiere freilich keinen Arbeitsplatz. Die Arbeitslosigkeit in Kurdistan liegt hoch, um fünfundzwanzig Prozent mindestens, wobei die Pesch-Merga in den Bergen sowieso jede Arbeitslosenstatistik sprengen.

Die Jungen haben ihren Teller mit Reis, Pommes frites, Gemüse und Fleisch vor sich und fragen Kärimi, ob ich probieren dürfe. Erst als der Lehrherr nickt, bekomme ich einen Teller zugeschoben.

Im Nebenhaus ein großer Schlafraum, vierundzwanzig Stockbetten, in zweien sitzen alte Frauen, essen mit den Händen. Als sie Kärimi sehen, springen sie auf, klammern sich an ihm fest, schluchzen.

»Das sind Türkinnen, die ich von der Straße aufgelesen habe«, sagt er, eine ist blind, die andere zahnlos, draußen im Vorraum sitzen stumm und starr die Männer.

»Iß mit uns«, sagt die Zahnlose, streicht mir über die Brust, bricht auf einmal in Lachen aus und beginnt, sich zu drehen, hebt die Röcke, dreht sich.

Lehrlingswerkstatt und Asyl in einem. »Ich habe doch Platz, und gekocht wird sowieso«, sagt der Exminister, und das klingt kein bißchen selbstgefällig.

Institut kurde de Paris

## 4. Die Reise nach U.

Drei Uhr nachmittags. Im Haus der Demokratischen Partei ist Schichtwechsel. Niemand weiß, was mir am Morgen versprochen worden war. Das Auto zur Parteikonferenz. Nervös sitzt ein schöner Pesch-Merga vor dem Telefon. Versucht irgendwelche Parteimitglieder zu erreichen. Die sind aber entweder nicht zu Hause oder essen bei einer anderen Familie, oder sie schlafen. Der zweite Teil des offiziellen Tages beginnt in Kurdistan um vier Uhr nachmittags. Ab halb sechs wird es im Winter dunkel.

Die Konferenz sei doch heute schon zu Ende, windet sich der Sekretär, schon abends seien die meisten wahrscheinlich wieder zu Hause. »Das kann nicht stimmen«, sage ich, »die Konferenz findet auch morgen noch statt.«

Ich hatte schon mit vielen Leuten darüber geredet, aber Genaues hatte niemand gewußt. So eine Konferenz ist eben zu Ende, wenn alles abgehandelt ist. Punktum.

Ich könne doch auch morgen fahren, wenn die Konferenz dann tatsächlich noch tage, hält mir der Verunsicherte entgegen. »Na«, sage ich heftig, »duro«, das heißt »heute«, und »al ahn«, das heißt »jetzt«. Jetzt auf der Stelle. Schon seit Tagen hätte ich dort sein sollen.

»Minibus«, ruft plötzlich ein älterer Pesch-Merga, der Sekretär nickt erleichtert, ein anderer packt meine Tasche, rennt die Treppe hinunter, ich hinterher. Warum nicht einen Minibus.

»Nagadeh, Nagadeh«, schreit der Fahrer aus dem Seitenfenster seines Busses, der voll wie alles, was in Kurdistan herumfährt, an der Hauptkreuzung hinter dem Bazar steht. Meine

Reisetasche wird hineingeschoben, ich hinterher, einem Fahrgast wird bedeutet, er möge sich erheben, damit ich einen Platz bekomme, ein junger Kurde neben mir erhält Verhaltensmaßregeln.

»Sertschao«, sagen meine Pesch-Merga von außen erleichtert, und der Bus fährt an. Also doch auf dem Weg zur Konferenz. Doch wo tagt die denn? Wo fahre ich eigentlich hin? Will ich denn nach Nagadeh? Wo will ich überhaupt hin? Liegt Nagadeh bei Piranschar?

Links von mir ein weiches Jungengesicht, lange Wimpern, schwarzblaue Augen, die mir eine Spur zu interessiert schauen. »Ich bin aus dem Irak«, erzählt er, »aus der Nähe von Kirkuk. Ich habe ein paar Jahre in Täbris gearbeitet, in der Ölindustrie.«

»Bist du Kurde?«

»Natürlich bin ich Kurde.« Er sieht mich strafend an. »Mein Name bedeutet ›Tiger‹.«

»Gut, Tiger, weißt du, wohin wir fahren?«

»Pst«, macht er, »hier sind zu viele Soldaten im Bus. Ich erzähle es dir in Nagadeh.«

Scheint ganz clever, der Knabe. Wie alt ich wäre, ob verheiratet, ob ich schon einen kurdischen Freund hätte – das Machospiel »Terrain-Sondierung« beginnt, sein Knie sucht das meine. Wenn er mich nur in das Bergnest bringt.

Daß ich aber auch nicht wußte, wo die Konferenz tagte! Wer hätte schon gedacht, daß sie mich allein ohne Adresse in den Bus abschieben würden? Freilich, ich konnte nicht das ganze Programm der Partei durcheinanderbringen, aber Ghassemli hatte mich doch höchstpersönlich eingeladen. Und es war Friede. Widerstreitende Gefühle.

Auf einmal waren wir in Nagadeh, dieser ungemütlichen Stadt voller Stacheldraht, Panzern, Chomeini-Milizen und latenter Kriegsstimmung. Bevor die Sonne unterging, fanden wir ein Auto, dessen Fahrer nach Piranschar wollte. Alles glühte, die verschneiten, runden Bergkuppen, die völlig vereiste Straße.

»Wo findet also die Konferenz statt?« frage ich den Jungen. »Welche Konferenz?« Tigerchen schüttelt den Kopf. Ich nehme seinen Arm von meiner Schulter und schaue ihm ins Gesicht. Tigerchen hebt langsam die langen Wimpern. »Die Konferenz der Demokratischen Partei«, sage ich.

»Wir müssen auf alle Fälle nach Piranschar«, sagt er bestimmt. »dort kommst du mit zu meiner Familie, bekommst was zu essen und zu trinken und kannst auch übernachten.« So spricht ein Sieger. Nur wollte ich seine Familie nicht, ich wollte auch nicht essen und nicht trinken, ich wollte zur Konferenz. War denn das zuviel verlangt?

In Piranschar war es dunkel, verschneit, vereist und zugig. Ihm sei kalt, jammerte der Knabe und ließ einen Henkel meiner Reisetasche los, er brauche einen Tee. Auf einen Tee kommt's jetzt auch nicht mehr an, dachte ich und nahm beide Träger.

In der Näh- und Verkaufsstube eines Schneiders gab es Tee, den Tigerchen schlürfte, ohne Geld hinzulegen. Das macht man in Kurdistan nur bei Freunden. Nach dem dritten Glas stand ich auf. »Und wohin willst du jetzt?« maulte mein Begleiter. »Zur Demokratischen Partei«, sagte ich, drückte ihm wieder den Henkel der Tasche in die Hand und zog ihn daran aus der Schneiderstube.

Der Schneesturm hatte zugenommen, das Atmen wurde beschwerlich. Den vagen Handbewegungen der Kurden aus Piranschar folgend, liefen wir ein paarmal im Kreis um das Parteigebäude herum. Der frierende wacheschiebende Pesch-Merga lächelte uns jedesmal aufs neue zu, bis wir hereinkamen. Der Sekretär hinter dem Schreibtisch griff zu Papier und Kugelschreiber und notierte säuberlich unsere Antworten auf seine Routinefragen: Wer, woher, wohin, Referenzen. »Ghassemli«, sagte ich, um die Prozedur abzukürzen. Ah, er lehnte sich zurück, woher ich ihn denn kennen würde. – Ob die Konferenz noch tage, fragte ich zurück. – Soviel er wußte, schon.

Ich getraute mich kaum, ihn direkt auf den Namen des Dorfes anzusprechen. Er rückte ihn freiwillig heraus: »Uschneewie.« »Und wie weit?« will ich wissen.

Er fragt die Pesch-Merga, die zum Aufwärmen hereingekommen sind. »45 Kilometer, ungefähr zwei Stunden.« – »Bringen Sie mich da heute noch hin?« frage ich fast ein wenig demütig. »Selbstverständlich!« Er lächelt gönnerhaft, um dann streng zu werden: »Aber erst, wenn wir die Formalitäten hinter uns haben.«

Aus einem Seitenfach zieht er ein weißes Blatt und kopiert fein säuberlich, was er eben auf einer Dreiviertelseite in wunderschönem Persisch niedergeschrieben hat. »Den Jungen können Sie weglassen, es ist noch nicht sicher, ob er mitkommt«, sage ich. »Nein«, erklärt er streng, »auf dem Blatt muß genau dasselbe stehen wie auf dem anderen.« – »Haben Sie denn kein Kohleblatt?« frage ich, darauf bedacht, keine Arroganz in meine Stimme zu legen.

Wortlos schließt er die Tür seines Sekretärs auf, zieht eine Schublade heraus, entnimmt ihr ein Kohlepapier, schwenkt es in der Luft, legt es sorgfältig wieder zurück, schiebt die Schublade nach hinten, verschließt die Tür, schreibt weiter. Stunden, Ewigkeiten. Das Kohlepapier als Demonstrationsobjekt in einem Ölland. Durchschläge sparen, Energien verdoppeln, Zeit vervielfachen. Wo ich in Eile war.

Tigerchen genießt meine Fassungslosigkeit. Es ist ja nicht so, daß man im Iran nicht alles hätte. Ich resigniere. Endlich ist der Sekretär fertig, er erhebt sich, streckt den Arm aus, da faßt er sich an die Stirn, läßt sich wieder auf den Stuhl zurückfallen. Pesch-Merga – Wachablösung, der Sturm spielt mit der Tür des Büros, knarrend fällt sie ins Schloß. Ölen könnte man vielleicht mal.

Neue Schwierigkeiten? Nichts Schlimmes, nur daß der Sekretär vergessen hat, den ganzen Vorgang in ein großes Buch zu übertragen. Er ist die Sorgfalt in Person, setzt Buchstabe für

Buchstabe. Die Zeit verrinnt. Endlich klappt er das Buch zu, holt aber aus einer anderen Schublade einen kleineren Zettel und beginnt darauf zu kritzeln. Er faltet ihn zusammen und teilt mir mit, das sei die Nachricht für den *fermandar*, den Bürgermeister, daß er mir ein Auto nach Uschnu, dem kurdischen Namen von Uschneewie, zur Verfügung stellen solle.

Freundlich schütteln wir uns die Hände, ich bedanke mich für die gewissenhafte Abwicklung. Er bedankt sich, weil ich mich bedankt habe.

Ahmed Kaderi, ein wieselflinker, fast zahnloser Kurde, der gerade im Parteibüro ist, begleitet uns. Im Haus des Bürgermeisters ist kein Licht. Ahmed klopft und klopft, bis oben doch ein Fenster aufgeht: Der Bürgermeister sei mit seiner Frau zum Essen, er wisse leider nicht, wo, brüllt ein Schatten durch den Sturm.

Ahmed macht auf dem Absatz kehrt, rennt mit meiner Reisetasche und seinen offenen Gummischuhen vorwärts, wir landen in einer Teestube, in der bei trübem Neonlicht ein paar Kurden miteinander reden. Ahmed fragt etwas, sie diskutieren lange und heftig darüber, schütteln den Kopf.

Ich hatte nur *maschin Uschnu, Pasdar* verstanden. Nachts sei es zu gefährlich, übersetzt Tigerchen befriedigt, erstens seien die Wege zu glatt, und zweitens würden die Pasdar auf Autos schießen, in denen sie Pesch-Merga vermuteten.

So nah am Ziel. Was jetzt? Ahmed bot sein Haus an, ich nahm an, wunderte mich gleichzeitig, daß Tigerchen gar nicht mehr an seine Familie dachte, die ihn doch angeblich in Piranschar erwarten würde. Er trabte wortlos mit. Mußte ja auch nicht mehr tragen.

Zum siebenten Mal rutschte ich heute, bis zur Unkenntlichkeit ver mummt, diese Straße entlang, auf der ich vor einem halben Jahr im Sommerkleid an der Seite Abdullah Hosseinis entlangpromeniert war, gefolgt von Scharen von Kindern. Da waren wir gerade aus dem Sommercamp der irakischen Pesch-Merga des

Dr. Mahmud Osman gekommen, das im Niemandsland zwischen Iran und Irak liegt und in dem ich eine Woche lang gewesen war.

Damals hatte sich Abdullah als mein Beschützer gefühlt, dessen Familie, irakische Flüchtlinge, bei Verwandten in Piranschar wohnte. Sein Sohn hieß »Schorsch«, das heißt »Kampf«, und die kleine Tochter mit der Augenkrankheit »Kurdistan«.

Eine Szene aus dem Camp fiel mir wieder ein. Es war abends, und ich war gerade mit einer Gruppe irakischer Pesch-Merga, deren Anführer Abdullah war, nach einem neunstündigen Fußmarsch in sengender Hitze zurück ins Zeltcamp gekommen. Sie hatten mir einige der von der irakischen Armee in den letzten vier Jahren mit Napalm zerstörten kurdischen Bergdörfer gezeigt.

Ich hatte zwei Hühner im Camp gekauft und war gerade mit dem Kochen über dem offenen Feuer direkt am Bach fertig, als ich Abdullah reden hörte. An die hundert Freiheitskämpfer hatten einen Kreis um ihn gebildet. Er erzählte von mir, das Wort »Scheitana« fiel, was negativ so viel wie »Teufelin« oder positiv »Teufelsweib« hieß, worauf ich ihm freundschaftlich mit der Spitze meiner Schuhe einen Tritt in den Hintern gab.

Er erstarrte, die Zuhörer um ihn herum genauso. In ihrem gefrorenen Lächeln lag Erstaunen, gemischt mit Schadenfreude. Im Islam tritt man ungestraft nur »Unreines« wie Hunde oder Frauen. Einen Mann zu treten, ist eine tödliche Beleidigung. Als Ausländerin einen Kurden zu treten, kam einer Todsünde gleich.

Die Stimmung stand auf der Kippe, für oder gegen Abdullah, für oder gegen mich. »Das ist in Deutschland eine Freundschaftsbeziehung.« Ich versuchte, mich aus der Affäre zu ziehen. Da holte er aus und schlug mich. Ich drehte mich um, ging hochoberhenes Hauptes und mit brennendem Gesicht weg. Nur nicht stolpern jetzt! Wessen Ehre war mehr verletzt?

Das anschließende Palaver entschied zu meinen Gunsten. »Jeden anderen hätte ich umgebracht«, sagte Abdullah. Die

Hühner – meine Essenseinladung – waren inzwischen kalt geworden, und niemandem schmeckte es so richtig. Trotz des Salates aus Bachkresse.

Jetzt war die Hauptstraße von Piranschar wie leer gefegt; Abdullahs Familie sei wieder nach Hause in den Irak zurückgekehrt, wußte der alte Ahmed zu berichten. Piranschar liegt an die zwanzig Kilometer von der irakischen Grenze entfernt.

»Ein faschistisches Regime, diese Baath-Leute«, sagte Ahmed verächtlich, »aber drüben wohnen auch unsere Freunde, Kurden wie wir, zu denen wir uns immer flüchten können, wenn im Iran wieder der Krieg losgeht.«

Eines der letzten Häuser am Dorfrand gehört Ahmed: niedere Tür in der Lehmwand, kleiner Innenhof mit Brunnen, der eingefroren ist, Außentoilette. Das ganze Haus besteht aus einem Zimmer und der Küche, zur Familie gehören sechs Leute.

*Bacherhati*, sagen die Männer, willkommen, die Frauen schauen durch die Löcher des Sackes, der Wohn- und Küchenraum trennt.

Nach dem Essen setzen sich auch die Frauen zu uns, Ahmeds Frau zeigt ihr geschwollenes, schief angewachsenes Knie. »Wir waren im Krankenhaus, wurden aber nicht behandelt, weil wir kein Geld hatten«, sagt sie. Wie selbstverständlich.

»Ich bin Zimmermann«, sagt ihr Mann, »habe aber nur im Sommer Arbeit. Für diesen Winter (der eben erst angefangen hatte) habe ich noch fünfhundert Toman (etwa hundert Mark), wie wir das schaffen wollen, weiß ich nicht. Wir sind eben arm wie viele Kurden. Wir werden nie genug Geld zum Reisen haben, wir werden nichts mehr vom Leben haben, dafür können wir um so leichter für Kurdistan sterben. Und wir wollen eines Tages ein einziges Kurdistan.«

Ob er Nationalist sei.

Ahmed: Was das wäre, ein Nationalist. Dann: »Ja, dann bin

ich einer. Aber als Demokrat will ich nicht nur etwas für Kurdistan, ich will Demokratie für den Iran und Autonomie für die anderen Völker des Iran.«

Die Slogans der Demokratischen Partei sind bei den Mitgliedern fest verankert.

Was er für sich selber wünsche.

»Nur leben zu können mit der Familie. Nicht immer Angst haben, ins Gefängnis zu kommen, nur weil wir Kurden sind. Dann würde ich gern Englisch lernen.«

Die ganze Familie liegt mit Kugelschreibern auf dem Teppich, kritzelt auf den Rand von Zeitungen »I, you, he.« Tigerchen gähnt ungeniert dazwischen, streckt uns seine nackten Füße mit den schwarzen Zehennägeln ins Gesicht, schnippt mit den Fingern und läßt sich von den Kindern bedienen.

Nach der Abendtoilette im Freien ist im Wohnzimmer bereits unser Lager gerichtet: zwei Matratzen dicht nebeneinander, die Familie schläft in der Küche.

Ich ziehe meine Matratze in die entgegengesetzte Ecke, Tigerchen knurrt unwillig. Halb aufgestützt beobachtet er, wie ich anfangs, mich ausziehen. »Mir ist kalt, wärme mich!« befiehlt er von seinem Lager her.

Er solle mich in Ruhe lassen. Ich ziehe die Decke bis zur Nase. Er denkt nicht daran, schwätzt, pfeift, stöhnt, steht auf, dreht das Licht an, kommt zu mir: »Ich will eine Zigarette.« Er solle gefälligst verschwinden. Da geht er doch tatsächlich in die Küche zur schlafenden Gastgeberfamilie und verlangt eine Zigarette. Ahmed bietet ihm seine scharfen kurdischen an. Die sind ihm aber nicht fein genug. Dafür nimmt er ihr Kofferradio mit ins Zimmer und will es anschließen . . .

Diese Dreistigkeit. So einen Kurden hatte ich noch nie erlebt. War das überhaupt einer? Er könne doch zu seiner Familie gehen und uns hier in Ruhe lassen. – Es gehe mich überhaupt nichts an, was er tue.

Ich lege mich wieder hin, aber das Herz schlägt mir bis zum

Hals. Ich mißtraue diesem Burschen. Vorsichtig ziehe ich meine Tasche näher zu mir her. Jedesmal wenn die Plastikfolie vor dem Fenster knattert, fahre ich hoch und sehe Tigerchen vor mir stehen mit seinem stenzigen Grinsen. Eine Einbildung, ich weiß. Aber er pfeift. Falsch noch dazu. »Wenn du nicht sofort ruhig bist«, brülle ich, selber Gast, »fliegst du raus!«

Es ist sehr früh, und ich bin gerädert, als Ahmed aus der Küche herüberkommt, den Samowar und die Teekanne bringt. Tigerchen ist unter seinen Decken vergraben. »Der bleibt da«, sage ich Ahmed. Vom Deckenhaufen knurrt es nur, als wir die quietschende Tür zuziehen.

Der Schneesturm hat zugenommen. Im Kielwasser Ahmeds laufe ich in Richtung Basar. In einer Teestube sind Minibusfahrer versammelt, trinken ihren Tee, essen Fladenbrot mit Joghurt. Wo ich hinwolle.

»Nach Uschnu«, sage ich. »Wir fahren nach Nagadeh«, antworten zwei dieser abenteuerlich gewandeten Gestalten.

O nein! Da war ich doch gestern hergekommen! Ich könne doch bis Jaldian mit, das sei auf der Hälfte des Weges, dann müsse ich schauen, wie ich die 25 Kilometer nach Uschnu weiterkäme. Sie zeichnen mir eine Skizze ins Heft, die mich jedoch nicht überzeugt.

Ahmed packt meine Tasche, wir laufen zu einem anderen Haus der Demokratischen Partei. Dort ist aber um diese Stunde noch niemand.

Ahmed überlegt, läuft ein Stück, stoppt dann aber vor einem kasernenartigen Gebäude, dem Pesch-Merga-Lager. Die Kurden stehen gerade auf, wühlen sich aus ihren zweistöckigen Betten, winden sich die meterlange Schärpe um den Bauch, schnallen darüber Pistolengurt und Munition, drapieren den Turban um das Käppchen, setzen sich neben mich gemütlich auf den Boden, schlürfen aus Emaillebechern ihren Tee.

Ob es mir in Piranschar gefalle, ob ich nicht ein paar Tage bleiben wolle.

»Nein«, sage ich vielleicht etwas zu laut, jetzt müßte ich zur Konferenz. Nach Uschneewie.

Mußte ich wirklich, oder war das bereits eine fixe Idee? Sie murmeln, beraten, bis einer aufsteht und meine Tasche an sich nimmt. Signal zum Aufbruch.

Ahmed verabschiedet sich, ich folge meinem neuen Beschützer. Wir durchqueren noch einmal das Städtchen, landen an einem runden Platz, wo auf einem Monumentalsockel in der Mitte statt des Schah-Kopfes ein Storchennest thront. Storch statt Löwe.

Dann steht da ein Landrover mit laufendem Motor. Wohin der wohl fuhr? Wir steigen ein, fahren kreuz und quer in der Stadt herum, sammeln noch andere Pesch-Merga ein, bis wir von bewaffneten Kurden gestoppt werden. Freundliche Debatten, man fragt, wie es so der Familie geht und was es Neues gibt. Do you speak English und ob mir's hier so gefiele, speziell in Piranschar. Wieso Kohlen? denke ich, wer setzt sich schon freiwillig auf Kohlen, zumal wenn sie glühen? Wieso gerade ich?

Das dürfte das Ende meiner Expedition sein, die Konferenz war sicher längst vorbei. Wir müßten noch einmal in die Stadt zurück, noch eine Stunde warten, dann würde mich ein anderer Landrover nach Uschnu fahren, hieß es freundlich.

»Nein«, hörte ich mich sagen, »dieser Landrover fährt jetzt auf der Stelle zur Konferenz.« War ich das noch? Aber die Kurden salutierten, unser Gefährt setzte sich tatsächlich in Bewegung.

Draußen schneite es, von allen Seiten wehten Schneeschleier, quirlten Schneewehen von unten. Das Licht war diffus, aber die Richtung schien zu stimmen.

Ich fange an zu singen: »Yesterday«, »Freude, schöner Götterfunke«, »Innsbruck, ich muß dich lassen«, die Kurden klatschen mit. Am besten gefällt ihnen aber »Marina, Marina, Marina«.

Jedes Auto, das uns entgegenkommt, könnte voller Konferenzteilnehmer auf dem Heimweg sein. In Nalos, dem Dorf vor Uschnu, plötzlich größere Kontrollen, Mengen von Bewaffne-

ten, einer mit lila Socken. Ja, ja, die Konferenz tage noch. In der Moschee.

Vor der Moschee stehen, gehen, diskutieren Hunderte von Kurden. Innen, im gräulichen Zigarettenrauch, sehe ich zunächst gar nichts, höre aber, wie ich begrüßt werde: Es sei schön, daß ich zur Abschlußkundgebung gekommen sei. Bischi, bischi.

»Wo kommst denn du her?« ruft jemand. Es ist Hadji. Er nimmt mich in die Arme. Noch nie war ich so froh, ihn zu sehen. Ehrlich. Ich erzähle, und die halbe Moschee hört zu. »Du bist schon frech«, meint Hadji, »so ganz allein durch Kurdistan.«

»Und wo ist Ghassemli?« frage ich. – »Der ist vorhin weggefahren, zurück nach Mahabad.« Wieso hatte er mich dann eigentlich eingeladen? Wieso war ich hergekommen? »Was habt ihr beschlossen auf der Konferenz?« frage ich eben statt nach Ghassemli Hadji. »War es denn wichtig?«

»Es ging um die neuen Verwaltungsbezirke. Ich bin als Delegierter mit den meisten Stimmen gewählt worden. Ich bin jetzt für dreihundert Dörfer und die drei Städte Nagadeh, Piranschar und Uschneewie verantwortlich.«

Er strahlt. »Und wie kommst du wieder zurück?« fragt er. »Mit euch«, sage ich, »mit wem sonst?« – »Das kann aber Tage dauern, wir fahren über die Dörfer – und die Wege, du weißt ja.« – »Egal!« Ich bin erleichtert. Kein Minibus, kein Bürokrat, kein Tigerchen mehr. Aber auch kein Generalsekretär.

Ja, und dann wird kurz und laut in der Moschee Beifall geklatscht, und die Konferenz ist zu Ende.

Draußen auf dem abschüssigen Platz sehe ich viele vom Boulevard her bekannte Gesichter aus Mahabad. Irgend jemand hat sich schon meiner Reisetasche bemächtigt, ich folge brav, wir steigen zu acht in Hadjis Landrover, vier vorn, vier hinten, schaukeln die holprige Landstraße hinab, gefolgt von zwei weiteren Autos voller Freunde.

Wie man sich im kurdischen Bergland nur so beschützt fühlen kann.

## Durch die Dörfer

Silvester in Aliabat, einem kleinen Dorf, wo eine der zahlreichen Schwestern Hadjis verheiratet ist. »Wir bleiben heute nacht da«, bestimmt Hadji, »es gibt Truthahn, und dann wird gefeiert.« Aber vorher müßten sie noch tagen, was zu meinem Erstaunen tatsächlich geschieht.

Da sitzen dann in einem Raum zwanzig kurdische Pesch-Merga am Boden, die Gewehre an der Wand, und diskutieren, verteilen die Aufgaben, die jeder in den Dörfern übernehmen muß, bis man sich das nächste Mal trifft. Es geht laut her, zwischendurch wird viel gelacht. Einer führt sogar ein Protokoll.

Hadji ist unbestritten der Wortführer, aber wenn er sich zu sehr aufplustert, lachen ihn die anderen schon einmal aus. Die Versammlung zieht sich über Stunden. Als ich aufstehe, greift einer der Pesch-Merga sein Gewehr, begleitet mich hinaus. Vor der Tür schlüpft jeder in ein Paar Gummischeuhe. Der Pesch-Merga stellt eine Kanne voll Wasser vor den sackleinenen Vorhang des Hofaborts. Auf dem Dach liegen zähnefletschend Hunde, von denen man sagt, sie kreuzten sich mit Wölfen.

»Die Frauen erwarten dich«, sagt ein Junge aus der Familie und führt mich quer über den Hof in eine Lehmhütte. In dem hohen Raum mit schräger Balkendecke, unter der ein Fenster in die dicke Lehmmauer eingebrochen ist, scheibenlos, aber mit Plastikfolie verkleidet, sitzen zehn Frauen unter einem Kelim im Kreis.

»Kursi« rufen sie lachend und winken mich unter die Decke. *Kursi* heißt ihre geniale Ofenkonstruktion: In der Mitte des Raumes ist ein ein Meter breites und anderthalb Meter langes viereckiges Loch in den Boden gegraben. Darin glüht das Heizmaterial, getrockneter Mist mit Stroh. Darüber erhebt sich eine hölzerne Konstruktion, der eigentliche *kursi*, über den ein großer Kelim gebreitet wird.

So wird jeder, der sich unter den Kelim begibt, von unten her

beheizt. Er kann sogar, wenn er mag, die Decke bis zur Schulter hinaufziehen. Der kurdische *kursi* ist nicht nur Heizung, sondern auch Backofen: An den Seitenwänden werden morgens die Fladenbrote gebacken.

Hadjis Schwester trägt, wie viele Frauen auf dem Land im Winter, das wallende, knöchellange Kleid in eine Männer-Pumphose gesteckt, was sie doppelt so füllig macht.

Sie zeigt mir, wie sie mit ihrer Handspindel die Wolle ihrer Schafe spinnt und was sie dann damit strickt: Handschuhe, Wollmützen mit Bommeln und Bändern, Socken mit bunten Mustern, die aussehen, als kämen sie geradewegs aus Norwegen oder aus Peru. In der Ecke steht eine hölzerne Wiege, in der ein Kind mit festen Bändern so festgezurret ist, daß es sich fast nicht rühren kann. Grund für den späteren Freiheitswillen?

Hadji kommt, umarmt die weiblichen Verwandten, setzt sich mit unter den *kelim*. Er darf das, er ist der Bruder: von den anderen Parteifreunden würde sich niemand trauen, einen Besuch bei den Frauen zu machen.

Hadji hatte im Nachbardorf das Silvestergetränk organisiert, einen von Armeniern selber gekelterten Rotwein, der Lippen und Zähne schwärzte, aber nach jedem Glas besser schmeckte. Geschichten und Witze wurden erzählt, Gedichte vorgetragen, Lieder gesungen. Schlagartig wurde es immer still, wenn einer im Transistorradio die Nachrichten einschaltete.

Keine Nachrichten über Kurdistan waren allemal gute Nachrichten. Wir stoßen an. Die Teegläser klirren dumpf. »Jetzt gehörst du zu uns.« Sie freuen sich.

Was sie sich fürs neue Jahr wünschen, frage ich sie, obwohl ich weiß, daß ihr »Neujahr«, das »Nowruz«-Fest, erst am 21. März stattfindet. »Autonomie für Kurdistan«, sagen die einen, »Freiheit für Kurdistan«, die anderen. Dann, die Verheirateten: »Noch einen Sohn«, und die Unverheirateten: »Eine Frau«, ob ich ihnen dabei nicht behilflich sein könnte, ich würde doch mehr Kurdinnen kennen als sie. Ob ich mich für sie verwenden wolle.

Neujahrsmorgen. Ziemlich früh und ziemlich gleichzeitig wachen wir alle auf. Wir hatten zu fünft in einem Raum geschlafen. Die Stimmung war wie in den Schlafsälen der Berghütten: Schweigend erheben sich die ersten, bis einer einen Witz macht, auf den zunächst nichts, dann ein noch etwas schläfriges Gelächter folgt, bis dem nächsten etwas einfällt.

Meine Pesch-Merga schlüpfen in ihre Pumphosen, gürten sich, winden ihren Turban um den Kopf, spritzen sich am Brunnen draußen Wasser ins Gesicht und sind bereit für den Tag.

Hadji hatte seiner Schwester gesagt, sie solle mir Waschwasser bringen. Es kommt in einer großen Schale aus Metall, in der ein Plastikkrug mit lauwarmem Wasser steht. Sie stellen es auf den Boden. Lächeln, gehen, bleiben aber in der halboffenen Tür stehen.

Soll ich mich jetzt in die Schale stellen, oder soll ich das Wasser zuerst hineingießen? Ich ziehe mich aus. Erstaunen, Gemurmel. Wollen sie mir helfen oder nur zuschauen? Ich lächle zurück, fange an, mich zu waschen. Sie bleiben.

Ich hole die Creme aus dem Rucksack, zeige sie ihnen. Ja, die würden sie gern probieren. Sie strecken mir ihre rauen Hände entgegen. Das Parfüm gefällt ihnen auch, aber Lippenstift und Augenfarbe finden sie unmöglich. *Pissa* sagen sie, pfui Teufel.

Daß meine Haare in die Stirn fielen, das sei nun wirklich überhaupt nicht schön. Sie tragen einen Mittelscheitel und dunkle festgeflochtene Zöpfe um den Kopf gewickelt. Und sie haben eine klare Vorstellung davon, was schön und was häßlich ist.

Was welche Kultur welchem Geschlecht wann wo und wie an Schönheitsmitteln erlaubt? Und zu welchem Behuf? Sei wie das Veilchen im Moose. Nicht wie die stolze Rose. Poesiealbenzeigefinger. Warum eigentlich nicht? »Verführ mir die Frauen nicht!« schreit Hadji von außen, und er wolle auch etwas von dem Parfüm.

Nach dem Frühstück geht die Rückfahrt nach Mahabad durch die Dörfer weiter. Wir sind nur noch in zwei Landrovern unterwegs, die anderen sind dortgeblieben. Wir halten in Karneh, einem dieser flachen Lehmdörfer am Rande des Gebirges, von Pappeln und Weiden gesäumt. Hier hatten die Chomeini-Milizen, wütend über eine Niederlage, die ihnen die Pesch-Merga beibrachten, vor kurzem über vierzig Menschen aus der Zivilbevölkerung hingeschlachtet.

Unvorstellbar das Blut in dieser reinen Winterlandschaft, die Leiden eines Volkes, das sich in der Geschichte immer nur verteidigte und immer wieder angegriffen wurde. Das nichts will als seine Selbstbestimmung, worauf die Regierungen mit »Zwangsassimilierung oder Ausrottung« antworten.

Und ich hatte das Glück, in einem windstillen Moment der Geschichte in einem fast freien Kurdistan am fast normalen Leben dieses Volkes teilzunehmen. Wenngleich der Hoffnungs-schimmer der Verhandlungen mit Chomeini sich schon wieder etwas zu verdunkeln begann.

Wacker hatten unsere Geländewagen den Kampf mit Eis und Schnee aufgenommen, waren durch Bäche gefahren, hatten sich Wege hinaufgequält, waren auf der anderen Seite schräg hinuntergerutscht, bis es zu Ende war: sie steckten im Schnee fest. Wir schaufelten und schoben, fuhren ein Stück, blieben wieder stecken.

So erreichten wir Schawaleh, wo es im Pesch-Merga-Lager Probleme gegeben haben soll. Ein Pesch-Merga hatte sich aus Ärger über seinen Vorgesetzten nach Hause zu seiner Familie abgesetzt. Das fällt unter »unerlaubtes Fernbleiben von der Truppe« und wird normalerweise streng bestraft. Hadji wird zum Richter einer improvisierten Verhandlung ernannt. Stunden später fällt er das Urteil: Diesmal wird dem Pesch-Merga noch verziehen, das nächstemal wird er ausgestoßen. Das Gericht findet in der Moschee statt, vor der ich in der Sonne sitze und mir von Dorfbewohnern kurdische Wörter ins Heft schreiben lasse.

Unser nächstes Ziel Datschikuräh ist gar nicht so weit entfernt, und wir bekommen sogar einen Traktor mit, der uns immer wieder aus den Schneemassen herauszieht, bis der Fahrer meint, das Schlimmste wäre geschafft, und wieder nach Hause fährt. Da bleiben wir aber endgültig stecken, die beiden Landrover rotieren trotz Ketten in ihren Schneelöchern, und wir gehen zu Fuß, knirschend, einbrechend, uns aufhelfend unter einem Sternenhimmel, der sich mächtig blinkend über uns spannt.

»Sein Vater hat ihn geschlagen«, sagt Hadji und zeigt im Pesch-Merga-Camp von Datschikuräh auf einen jungen Mann, den sie »Arafat« rufen. Arafat hat nur einen Arm, auf dem er Bücher vom Regal balanciert. Arafat ist der Bibliothekar des Camps mit großen, glänzenden Augen im schmalen, blassen Gesicht, er weiß viel und interessiert sich noch für viel mehr. Wie er wohl mit seinem Vaterbild zurechtkommt.

Er zeigt mir die kurdische Übersetzung von William Egletons »The Republic of Mahabad« und ein Kurdisch-Lehrbuch aus dem Irak, das die Ähnlichkeit von kurdischen Wörtern und entsprechenden englischen, französischen, deutschen, russischen und bulgarischen aufzeigt. Wie haltbar diese Theorie war, konnte ich nicht beurteilen: *Mang* heißt zum Beispiel »Mond« und *estera* »Sterne«.

»Wo habt ihr den Stoffballen?« ruft Hadji. Aus dem Dunkel des Raums wird er angeschleppt – khakifarbenes Tuch, halb Wolle, halb Polyester, von der Partei ihren Pesch-Merga zur Verfügung gestellt. »Ihr habt schon alle, jetzt bin ich dran«, sagt Hadji und läßt sich die entsprechende Menge abschneiden. Nähen lassen will er seinen *kaua-patol*, Jacke mit Pumphase, erst in Mahabad. Seit ich Hadji kannte, hatte ich ihn nur in seiner schwarzen *kaua-patol* gesehen, da konnte die zweite beige gewiß nicht schaden. Auch Abdullah, Hadjis Fahrer, wird von dem Stoff angeboten. Er lehnt ab: »Mein Vater hat genug Geld.« Würde bei uns jemand ablehnen, wenn es etwas umsonst gibt?

Auch das Abendessen, Krautwickel mit Reis, wird von der

Demokratischen Partei gestiftet. Die anderen Parteien machen es in ihren Pesch-Merga-Camps genauso. Essen, Trinken, Kleidung und Zigarettengeld werden gestellt. Die Full-time-Pesch-Merga der Demokratischen Partei bekommen im Monat um 200 Mark, wenn sie Familie haben, sonst die Hälfte.

»Zieh dich warm an, wir fahren mit dem Traktor weiter«, sagt Hadji fürsorglich. »Wieso?« – »Der Traktor, der die Landrover hätte herausziehen müssen, ist selber steckengeblieben. Also nehmen wir einen anderen Traktor bis ins nächste Dorf, dort steht dann ein Auto der Partei.« Erinnert mich an die Thurn- und-Taxis-Post oder an das Prinzip der Karawansereien: müde Pferde stehenlassen, mit frischen weiterfahren.

Die restlichen Kleider aus der Tasche werden angezogen: der dritte Pullover, das dritte Paar Socken, die Mütze. Hadji bekommt den langen Schal, sein trockener Husten klingt nicht gut. »Ich habe jetzt keine Zeit, zum Arzt zu gehen«, behauptet er, »das wird schon von selbst besser.« Inshallah.

Mit dem Fahrer sind wir sieben auf dem Traktor. Auf dem Sitzplatz stirbt der Hintern ab, wenn du stehst, alles andere. Traktorschrauben stoßen dir seitwärts in die Hüfte, die Knie der Pesch-Merga treffen dich am Oberschenkel. Ein heller Mond wirft die winterspitzen Schatten von Pappeln und Weiden weit in die Schneelandschaft.

»Ich singe dir jetzt ein Liebeslied«, sagt Hadji, aber auch die anderen wollen singen. Die Nacht ist danach. Stimmen, die den Lärm des Traktors übertönen.

Spät abends, in der Kälte der Nacht in Beiramburah: das Parteiauto. Anspringen will es jedoch nicht. Egal – morgen würde man weitersehen, erst einmal auftauen und schlafen.

Idylle am Morgen: Die Hühner gackerten, die Truthähne kollerten, Hunde bellten, Kühe schrien mit Schafen und Ziegen um die Wette, das Auto sprang trotzdem nicht an.

Längere Debatte, bis doch wieder auf die Schlepplösung zurückgegriffen wurde. Der erste Traktor sprang aber auch nicht

an, obwohl wir unter ihm ein Feuer entfacht hatten, dafür dann aber der zweite.

Voraus fuhr der Traktor mit angehängtem Auto, wir marschierten im Gänsemarsch hinterher. Nach der Paßhöhe ging es bergab, der Wind hörte auf, uns Eiskristalle ins Gesicht zu fegen, die Sonne brannte, und an den Bächen begann es schon nach Vorfrühling zu riechen.

Hinter einer Wegbiegung ein neuer Gedanke: Wie wäre es, wenn man die Autobatterie mit Hilfe der Traktorbatterie aufladen würde? Die Idee war prima, das Ergebnis mangelhaft. Dann war plötzlich die Abschleppleine gerissen und mußte wieder zusammengeknotet werden.

Am Straßenrand runde grau-violette Distelköpfe, um die krächzend Raben und Elstern hüpfen. Wo wir gestern abend gewesen wären, fragten uns junge Kurden von der Jugendorganisation der Demokratischen Partei in Mamaschar. Sie hätten eine Veranstaltung gehabt und auf uns gewartet.

»Dann machen wir eben noch eine«, sagt Hadji den Leuten. Eine Stunde später sitzt er neben dem Mullah in der Moschee und hält einen Vortrag über das, was auf der Konferenz diskutiert und beschlossen worden war. Die Dorfbewohner, Männer und Frauen, hören aufmerksam zu, stellen ihre Fragen. Im Hof hört man Kinder Ballspielen und Seilhüpfen.

Auf einmal stürzt Hadji aus der Moschee. »Ich hab's!« ruft er, »ich hab's!« Alle rennen hinter ihm her zum Landrover. Da war doch tatsächlich der Hebel für den Geländegang nicht richtig eingelegt. Kräftig angeschoben lief der Landrover jetzt auf einmal.

Aber nicht, daß wir nun direkt nach Mahabad gefahren wären! Hadji mußte erst bei seiner Mutter vorbeifahren, die ihn wieder weinend in die Arme schloß.

Hadjis Familie besitzt schon ein Pferd, das einzige im Dorf, aber im Nachbardorf wurde noch eines verkauft.

Dort wohnt ein Stamm von Halbnomaden, die im Sommer mit ihren Herden unterwegs sind. Früher hatten sie vom Salzver-

kauf gelebt. Aus einer salzhaltigen Quelle wurde das Wasser in einer Rinne aus Lehm an den Rand des Dorfes geführt, dann in Bassins geleitet, wo sich das Salz am Rande absetzte.

Vor dem Haus des Pferdeverkäufers strecken Dromedare ihre schmalen Hälse und die Köpfe mit den langbewimperten Augen und der gespaltenen Oberlippe über die Pferchmauer. Das Pferd, ein schwarzer Einjähriger ohne Sattel, kommt an der Leine angetänzelt.

Wer es reiten wolle. Niemand will. Nicht einmal Hadji. Also muß der Besitzer selber aufsteigen. Zur großen Freude der Zuschauer wirft es ihn zweimal ab, dann stürmt es in Richtung Berge.

»Wie findest du den Gaul?« fragt Hadji. »Toll.« »Dann gehört er dir«, sagt Hadji und ergänzt lachend, »aber nicht gleich – erst, wenn ich das Geld zusammenhabe.«

In Mahabad hält das Auto vor dem *hamam*, dem öffentlichen Bad. »Wir müssen uns feinmachen«, sagt Hadji. Den Konferenzstaub abschütteln. Ich dusche bei den Nachbarn. Meine Kleider seien dreckig, stellt die Tochter fest, die müßten gewaschen werden. Ich bekomme einen Pesch-Merga-Anzug. Sei doch viel schöner als die europäische Kleidung, sagen alle.

Strahlend vor Frische, nach Kölnisch-Wasser duftend und platzend vor Neuigkeiten, kommen Hadji und Abdullah aus dem *hamam*. In Sanandatsch hätten Chomeini-Milizen auf die Bevölkerung geschossen, vier Kurden seien getötet und neun verletzt worden. Die Bevölkerung sei dagegen, daß die Chomeini-Milizen mitten in der Stadt ihren Sitz hätten.

Der Bürgermeister versprach den Leuten, dafür zu sorgen, daß sie aus der Stadt ausquartiert würden. Es geschah nichts. Darauf riefen fünf Bürger den Leiter der Teheraner Verhandlungsdelegation, Darius Foruhar, einen Kurden, an. Der entschied, daß die Chomeini-Milizen blieben, aber die Pesch-Merga aus der Stadt müßten.

Die Sanandatscher wandten sich daraufhin an ein anderes

Mitglied der Verhandlungsdelegation, das ihnen versprach, mit Ghotbzadeh in Teheran zu reden. Er tat es auch, und Ghotbzadeh, aus welchen Gründen auch immer, gab seine Entscheidung bekannt: Die Chomeini-Milizen mußten aus Sanandatsch heraus. Aber sie dachten nicht daran.

Als Ayatollah Choë, der Oberkommandierende der Chomeini-Milizen in West-Aserbaidshān, auf die Situation in Sanandatsch angesprochen wird, weicht er aus: »Ich gebe meine Entscheidung morgen bekannt«, sagt er. Niemand war faßbar, niemand verantwortlich. Sanandatsch als Funke im kurdischen Pulverfaß?

Die Chomeini-Milizen blieben jedenfalls in ihrer Kaserne im Herzen der Stadt, bis es der Bevölkerung durch gezielte Aktionen, Streiks, Hungerstreiks, Schließung der Geschäfte gelingen sollte, sie aus der Stadt zu vertreiben.

Ob das bedeutet, daß die Kämpfe wieder losgehen, frage ich und löfle die Joghurtsuppe mit Hackfleischklößchen aus Hasenfleisch. »Nicht gleich«, sagt Hadji, und die anderen nicken.

Institut kurdische Paris

## 5. Fünfundzwanzig Jahre hinter Kerkermauern

Für mich würde er die *kaua-patol* ganz schnell fertigmachen, verspricht mir Said, der Herrenschneider, in seiner Nähstube im Bazar. Vor der Tür liegen gestapelt die Stoffballen zum Ausschuchen. Es gibt vier Qualitäten: Wolle, 50 Prozent Wolle und Synthetik. Die häufigste Farbe ist beige in allen Variationen.

In dem winzigen Raum steht ein Tisch, dahinter sitzt Said zwischen weiteren Stoffballen. Oben, unter dem Dach, rattern zwei Nähmaschinen, an denen gebückt zwei Hilfsschneider arbeiten. Sie können sich nicht aufrichten, das Dach erlaubt es nicht.

Auf dem »Boulevard« finden mich die Männer von Ali Ghazi, die Familie erwarte mich. Im großen Raum sitzt der Familienclan und hört bewundernd Ali zu. Er ist in Stimmung, erzählt von den Avancen, die ihm eine Kurdin am Telefon gemacht habe. Und daß er sich mit dem Gedanken trage, eine Kurdin zu heiraten.

War er nicht schon verheiratet? »Weißt du«, sagt er, »eine deutsche Frau könnte das ja gar nicht ertragen, dauernd in der Küche. Und ich führe, du weißt es, ein großes Haus.« Ob ich ihm nicht helfen wolle, eine Frau zu finden.

Sollte ich jetzt ehrlich sein? Den wilden Gerüchten trauen, die über ihn im Umlauf waren? »Die Leute reden viel«, meint er herablassend, erzählt dann aber doch einiges: Jagdszenen aus Kurdistan. Er berichtet von Entjungferungen, echten und erfundenen, von anschließenden Abfindungen, Duellen, Blutrache. Die Frauen seien ihn teuer zu stehen gekommen, meint er, der in die Jahre gekommene kurdische Casanova.

»Gehst du morgen mit auf die Jagd?« laden mich Kakh Rah-

mans schöne Söhne ein. Die Jagd, welch Männlichkeitswahn. Töten, einfach so. Siegen. Sich die Welt untertan machen.

»Wahrscheinlich sehen wir nicht einmal ein Kaninchen«, sagt Djemal beruhigend, »bei Badam gibt's nicht mehr viele.« Der Ort sei eine gute Stunde entfernt. Eine Einladung zur Jagd mit der Aussicht, kein Tier zu sehen, war immerhin originell.

*Badam* heißt »Mandel«, aber wieso das Dorf so heißt, wußte Kakh Rahman auch nicht. Obwohl sein Großvater mit seinen vier Brüdern das Dorf gegründet hatte. Wir sitzen zu fünft im Führerhaus von Kakh Rahmans riesigem blauen Mercedes-Lastwagen und fahren östlich nach Miandoab, bis wir an einem zerschossenen Steinhaus, einem einstigen Café, nach rechts abbiegen.

»Über diesen Berg kamen die Chomeini-Milizen mit ihren Panzern«, erzählen die beiden. Und: »In diesem Café haben sie drei Kurden erschossen, die gerade ihren Tee tranken. Sie schossen auf alles, was sich bewegte. Als man sie fragte, warum, sagten sie: »Mit jedem Kurden töten wir einen Pesch-Merga.« Was nicht ganz, aber doch im Prinzip stimmte: Das kurdische Volk kämpfte, nicht nur ein paar Guerilleros.

Vor Badam liegt ein anderes leeres Dorf. »Die Leute sind während der Kämpfe in ein Dorf in den Bergen gegangen und noch nicht zurückgekommen«, erklärt Kakh Rahman und kurbelt elegant an seinem Riesenlenkrad herum. Er ist in bester Stimmung, heute ist Feiertag, und wir fahren in »sein« Dorf. Er summt vor sich hin.

In eine Erdsenke geschmiegt, liegt Badam mit seinen zwanzig ummauerten Höfen vor den Bergen an einem von Weiden umstandenen Dorfweiher, auf dem Enten und Gänse schwimmen, und an dessen Ufer kleine Esel stehen. Djasch.

In runden Turmmieten aus Lehm werden Heu, Stroh und getrockneter Mist gelagert. Die Sonne bringt die Metallfäden in den Kleidern und Tüchern der Frauen zum Funkeln. Am Dorfbrunnen spülen sie Geschirr und waschen Wäsche. Auf die

Scherze, die von den Männern kommen, antworten sie schnell und frech, daß beide Seiten in Kichern ausbrechen. Das sähe nach Gleichberechtigung aus, wenn die Frauen nicht arbeiten und die Männer spaziergehen würden.

Auf der Straße kauern, beschäftigen sich Männer mit taubengroßen Murmeln, mit denen sie eine Art Boccia spielen: Sie schnipsen die Kugel mit Zeige- und Mittelfinger aus der Hand. Wer am nächsten an eine Münze kommt oder sie gar berührt, hat gewonnen. *Meshehn* nennen sie das Spiel und verstehen gar nicht, daß mir das mit dem Schnipsen nicht gelingen will.

Ein alter kurdischer Teppich trocknet, soeben gewaschen, auf einem Steinhaufen, fein und fest geknüpft und kurz geschoren, Nomadenmuster in Pflanzenfarben. Wunderschön und schwer. Nicht zu vergleichen mit den anatolischen Teppichen, die sich wie Handtücher zusammenlegen lassen. Eigentlich nicht transportabel, zumal ich noch immer vorhatte, den Iran schwarz über das türkische Kurdistan zu verlassen.

Ob er mir gefalle, der Teppich, fragt der Bauer, und weil ich mit Kakh Rahman da sei, könne ich ihn für ein paar hundert Mark haben. Ich schwanke. Schließlich beuge ich mich der Vernunft. Verzichte. Aber was, bitte, heißt Vernunft in Kurdistan?

Mir fällt auf, daß den Hunden in Badam die Ohren abgeschnitten sind. Coupieren in Kurdistan? »Damit die Wölfe sie nicht daran packen, wenn sie im Winter vom Gebirge herunter ins Dorf kommen«, sagt einer der Dorfbewohner. Ob ein Wolf nur an Ohren anpacken kann?

Kakh Rahman stellt mir zwei Verwandte vor, die glücklich dem Tod in den Händen der Chomeini-Milizen entkommen waren. Rahim Majidi über sein Empfinden bei der Scheinexekution: »Angst hatte ich keine, aber ich war wütend, daß die Pasdar einfach irgendwelche Leute herausgreifen, mitnehmen und an die Wand stellen dürfen. Ich war unglücklich, als ich daran dachte, daß sie meine Leiche sicher nicht meiner Familie überge-

ben würden. Sonst war ich stolz, für Kurdistan sterben zu dürfen.«

Wut, Trauer, Stolz. Die Geschichte von Murat Alizade: »Es war im August, wir fuhren zu fünft zum Baden im Fluß, lauter Freunde von mir. Bei der Rückfahrt hielten uns die Pasdar an, nahmen uns gefangen und brachten uns nach Piranschar. Während der vier Tage, die wir dort eingesperrt waren, spielten sie dreimal mit uns Erschießen.«

Und er fährt fort: »Ich muß sagen, ich hatte fürchterliche Angst, ich habe sogar zu Allah gebetet, er solle uns doch bitte da rausholen. Auf einmal erkannte ich in einem der Schützen einen Klassenkameraden von mir. Ich redete mit ihm, versprach ihm zehntausend Toman, daraufhin ließ er uns alle fünf frei. Am nächsten Tag kam Khalkali nach Piranschar und ließ die anderen Gefangenen hinrichten. Da ging ich zu den Pesch-Merga.«

Murat springt auf: »Sollen wir jetzt jagen gehen?« Wir sind fünf und haben eine M1, eine Kalaschnikoff, eine Schrotflinte und eine Pistole. Ich meine Kamera. Wir rennen – wieso eigentlich? – zuerst einen Schutthügel hinauf.

Dann steigen wir bereits weniger schnell eine Bergkuppe hinauf, die von grün-grau-rötlichen Lavabrocken übersät ist. Kein Baum, kein Busch, kein Strauch, dafür wie überall in der Umgebung von Mahabad Erosion. Wozu sie wohl hier die Wälder abgeholzt hatten? Für Minen und Schiffe doch wohl kaum. Wohl wieder eine dieser zynischen »Befriedungsaktionen« der Regierung. Die Sicht, von Bäumen also ungehindert bis zum spitz aufragenden, verschneiten Grenzgebirge zum Irak. Über dem tiefblauen Himmel das Aufsicht- und Zerfließspiel der Föhnwolken. Hasen: keine.

Da, wo der Schnee bis zu den Lavablöcken herunterreicht, setzen wir uns und sonnen uns, bis die Jungen auf die Idee kommen, ein bißchen Schießen zu üben. Den Lärm finde ich lästig, aber wenigstens vertreibt er die Hasen. Als die Sonne

hinter den Bergen verschwindet, gehen wir in einem ausgetrockneten Bachbett zurück nach Badam. Erfolglos, aber nicht frustriert.

Wir erzählen Geschichten, lachen, halten plötzlich inne: hoppelt da doch ein Hase, lang und stämmig, aus einer Furche direkt neben uns hervor. Zum Greifen nahe. Die Jungen hatten ihre Patronen aber schon aus den Flinten geholt. Sie suchen in ihren Taschen, klappen die Gewehre auseinander, füllen die Patronen in den Lauf, reißen ihre Waffen an die Wange, aber der Hase ist schon längst verschwunden.

Geärgert hat sich keiner richtig; aber die Patronen haben sie dann doch in den Gewehren gelassen. Nur Hase ist keiner mehr gekommen.

### Kurdische Spiele

In Badam wie anderswo spielen die Männer gern »Back Gammon«. In Badam lernte ich aber ein neues Spiel kennen, das sie *djorabähn* nennen und das mit fünf Paar dicken, kurdischen Socken gespielt wird, die in zwei Reihen mit den Fersen zu den Spielern aufgestellt werden. Die Socken werden so umgestülpt, daß man mit der Hand bequem in die Öffnung hineinfahren kann.

Es gibt zwei Parteien. Die eine muß eine kleine runde Frucht, die von den Kurden auch zum Gerben von Leder verwendet wird, in einer der zehn Socken verstecken, die andere muß herausbekommen, in welcher Socke die Frucht steckt. Die Rater haben zwei Versuche. Zehn Punkte bekommt der Sieger, bei zweihundert Punkten ist das Spiel beendet. Es geht nicht um Geld, sondern darum, welche Partei die andere zum Essen einladen darf.

Wie beim Sapo-Spiel in Bolivien, wo runde Messingplättchen ins Maul einer Kröte treffen sollen und der Sieger, nicht der

Verlierer eine Runde ausgeben muß. Ist psychologisch ja auch viel feinfühlicher.

Beim Spiel können die Kurden ihre jahrtausendlang trainierten Verstellungskünste voll ausleben. Einer macht es völlig unbeteiligt, tippt mit undurchsichtigem Gesichtsausdruck nur eben mal so mit der geschlossenen Faust an die Sockenöffnungen. Irgendwo hinein hat er die Frucht doch fallen lassen müssen, gesehen habe ich nichts.

Ein anderer macht mit großen Gesten dasselbe, und wieder habe ich nichts gesehen. Lange Übung. Rät eine Partei die falsche Socke, schlägt der Verlierer sie sich um die Oberschenkel, bevor er sie in die Ecke des Zimmers wirft. Begeisterung und Enttäuschung machen sich im lauten Schreien Luft.

»Socken- und Brettspiel sind Abendspiele«, klären mich die Badamer auf, »das Murnelspiel ist ein Morgenspiel.«

Nach Stunden hören wir auf zu spielen. Heiser verabschieden wir uns. Kurz vor der Teerstraße entsichern alle ihre Gewehre. Vor zwei Tagen wurde hier in der Nähe ein Bus überfallen, wobei man immer noch nicht weiß, ob die Täter »normale« Räuber waren oder »unnormale« Pasdar.

Als ich »heim« zu den Babanzades komme und die Frauen wieder traurig im Gang sitzen sehe – das Leben findet außen statt –, fällt mir ein, daß ich heute den ganzen Tag, außer morgens beim Brunnen, keine Frau gesehen habe. In die Berge gehen sie nicht, spielen nicht, und bei den Männern sitzen dürfen sie auch nicht. Alles, was Spaß macht, ist *haram*.

Spaziergehen ist zwar nicht *haram*, aber man tut es als Frau ebenfalls nicht. Man darf zwar von Haus zu Haus gehen, Familie oder Nachbarin besuchen oder mal etwas einkaufen, obwohl dazu Männer und Söhne da sind, aber so einfach den »Boulevard« hinunterbummeln, das tut eine Frau in Kurdistan nicht. Eine gute nicht. Eine böse schon. Die Schwarzweißaufteilung der Männerwelt: Heilige oder Hure. Maria oder Eva. Entweder Oder statt Sowohl-Als-Auch.

Ghassemlus Pesch-Merga halten, nehmen mich ins Parteibüro mit. Ob in den letzten Tagen etwas Wichtiges passiert sei, frage ich. »Ja, gestern«, sagt Ghassemlu und scherzt einmal nicht.

»Die Garnison von Orumijeh hat den Befehl bekommen, Mahabad innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden anzugreifen. Daraufhin haben wir mobil gemacht und in Teheran angerufen, was das denn schon wieder zu bedeuten hätte. Chomeini wußte überhaupt nichts davon.« Ghassemlu lacht schon wieder: »Ja, und dann wurde der Befehl wieder zurückgenommen. Wenn Sie mich gestern dasselbe gefragt hätten, hätte ich geantwortet: Der Krieg geht wieder los, bringen Sie sich in Sicherheit.«

Durch die schnee- und windgepeitschten Straßen der Stadt fahren langsam Autos, Gelände- und Lastwagen voller Pesch-Merga. Vielleicht wissen sie ja noch nicht, daß die Armee aus Orumijeh gar nicht angreifen wird. Und überhaupt: Wie und wohin sollte ich mich denn »in Sicherheit bringen«? Wo gibt es in Kurdistan so etwas wie »Sicherheit«? Wer sollte sie mir garantieren? Einer, dessen eigene Sicherheit ständig in Gefahr war?

Die engelsgesichtigen Kindermonster verarbeiten die Situation auf ihre Art. Zur Ablenkung werfen sie Knallbonbons, wollen mit noch brennenden Zigarettenkippen den Teppich anzünden, merken aber, daß es besser geht mit dem Petroleum aus der Lampe. Mein Tagebuch und mein Schlafsack sollten als nächstes dem Feuer zum Opfer fallen, da mache ich die Tür auf und befördere die lästigen Wilden mit einem Fußtritt hinaus auf den Gang.

Erstaunt krabbeln sie wieder hoch – Monster heulen nicht –, sehen mich nur von der Seite an. Bruder Riza und die Frauen nicken mir zu. Sind also nicht empört. So etwas mußte wohl mal stattfinden. Vor dem Zubettgehen kommen die beiden noch einmal – freiwillig? – und bringen Sonnenblumenkerne. Waffenstillstand.

Im Hauptquartier der Demokraten: Ghassemlu kommt zur

Tür herein, inzwischen trägt er auch eine dieser handgestrickten braunen kurdischen Wintermützen mit Bändern und Bommeln. »Ola«, sagt er und begutachtet meine *kaua-patol*, »ein Pesch-Merga mehr. Bravo!«

Ich schaue an meinem kurdischen Anzug hinunter. War das jetzt Verkleidung und Theater oder notwendig, praktisch und solidarisch? Wo ich doch fast immer mit Männern unterwegs war. Konstruierte ich mir Entschuldigungen, weil man in so einem Anzug eigentlich schießen können müßte?

Die Kurden ließen mir nicht einmal die Zweifel. »Das steht dir gut«, sagten sie, so würde jeder sehen, daß ich zu ihnen gehöre.

Die Fensterscheibe im Babanzade-Salon ist noch immer kaputt. Es zieht, während ich Ghassemli gegenüber am ovalen Konferenztisch auf einem Stuhl, auf einem wirklichen, wackeligen, unbequemen Stuhl, aber nicht am Boden sitze.

»Wie wird man Kurdenführer, wie würden Sie Generalsekretär?«

»Ein Rezept gibt es da nicht«, er lacht. Als er fünfzehn Jahre alt war, mußte er in der Klasse von Orumijeh einen Aufsatz über Alexander den Großen und die Zerstörung von Persepolis schreiben. Er bekam zur Belohnung für den besten Aufsatz ein Buch geschenkt: »Wladimir«, einen Band über Lenin.

»Ich muß sagen, das hat mich ziemlich geprägt. Das war in der Zeit der Republik von Mahabad, und wir waren alle politisiert; ich war in der Jugendorganisation der Demokratischen Partei.«

Nach dem Abitur 1949 ging er zu seinem Bruder nach Paris. Dort begann er, Jura zu studieren. Im August bekam er ein Stipendium in Prag an der Hochschule für soziale und politische Studien, wo er bis 1952 blieb.

»Hat es Ihnen dort gefallen?«

»O ja, ich liebe die Tschechoslowakei. Ich hatte einen solchen Durst nach Kultur, ich habe gelesen, was mir in die Finger fiel, vor allem Literatur.«

War nicht seine Frau eine Tschechin, hatte sie nicht denselben

Vornamen wie ich, und lebte sie nicht in Paris? Danach fragte ich ihn freilich nicht, sondern: »Und wann gingen Sie nach Kurdistan zurück?«

»1952, als Mossadeqh iranischer Ministerpräsident war und die Tudeh- und die Demokratische Partei eng zusammenarbeiteten, bis sie sich 1955 trennten. Seit 1953 ist die Parteizeitung ›Kurdistan‹, die es ja heute noch gibt, wieder illegal erschienen.

Zu der Zeit hatten wir keine Pesch-Merga, ich war der einzige Professionelle und verantwortlich für das Komitee von Mahabad. 1957 mußte ich gehen, ich war schon zu bekannt. Ich ging zurück nach Prag, promovierte, habilitierte mich. Zwischendurch war ich immer mal im Irak. 1958 habe ich Barsani dort getroffen. Wir haben eine Zeitlang zusammengearbeitet, aber wir haben uns nie gut verstanden.

Offiziell lehrte ich an der Universität in Bagdad, bis ich 1960 aufgefordert wurde, das Land innerhalb von 48 Stunden zu verlassen. Trotzdem bin ich immer wieder zurückgekommen. Anfang der siebziger Jahre hielt die Demokratische Partei des Iran einen Kongreß im Irak ab, natürlich im Untergrund. 1976 bekam ich Schwierigkeiten in der Tschechoslowakei wegen meiner häufigen Orientreisen. ›Entweder Sie bleiben hier‹, hieß es, ›oder Sie fahren zurück und bleiben dort.‹

Ich entschloß mich, einen Lehrauftrag an der Sorbonne anzunehmen, weil ich dort mit meinen acht Wochenstunden genügend Zeit hatte, zu reisen. Im Oktober 1978 beschloß das Zentralkomitee, illegal in den Iran zurückzukehren, um sich am Kampf gegen den Schah, den schlimmsten Feind der Kurden, zu beteiligen. Nach der gelungenen Revolution im Februar 1979 waren wir ein paar Monate legal, bis wir wieder verboten wurden und es bis heute sind.«

»Was haben die Kurden aus den Kämpfen der letzten Jahrzehnte gelernt?«

»Sich nur auf sich selber zu verlassen, von keiner Macht

abhängig zu werden. Einer Organisation zu vertrauen, nicht nur einzelnen Führern.«

»Und was ist mit dem Personenkult um Sie und Scheikh Esodin? Überall hängen Ihre Poster.«

»Das gefällt mir auch nicht. Aber ich kann es nur schlecht verhindern.«

»Und was ist mit dem Einfluß der Tudeh innerhalb Ihrer Partei? Wie sind Ihre Beziehungen zur Sowjetunion?«

»Die Tudeh hat überhaupt keinen Einfluß innerhalb der Partei. Im Juli 1979 beschimpften sie uns noch als Konterrevolutionäre. Als sie dann sahen, daß das ganze kurdische Volk hinter unseren Forderungen stand, haben sie ihre Meinung geändert und forderten die Autonomie für Kurdistan.

Mit der Sowjetunion haben wir freundschaftliche Beziehungen. Wenn es je eine Macht gegeben hat, die uns Kurden unterstützt hat, war es die Sowjetunion. Das heißt nicht, daß wir immer mit ihrer Außenpolitik einig sind.«

Wo ich die Barsani-Söhne finden könne. »Wenn sie nicht in Teheran sind, wird man Ihnen im ›Mahman-Sara-Hotel‹ in Orumijeh weiterhelfen.«

»Was halten Sie von ihnen?«

Er macht eine wegwerfende Handbewegung: »Gangster, man nennt sie hier *djasch*, kleine Esel. So nennen wir Verräter. Sie haben seit dem Kollaps 1975 nichts dazugelernt. Sie sind käuflich, sie nehmen von überallher Geld und kämpfen dann auch gegen die iranischen Kurden. Es ist ziemlich sicher, daß sie zur Zeit im Sold Chomeinis stehen. Es heißt, sie hätten vor zwei Monaten 60 Millionen Toman aus Teheran bekommen. Aber frag sie doch am besten selber.«

In wessen Sold er stand, hatte er mir nie erzählt. Das würde ich wohl von anderen erfahren müssen. War nicht jeder ein *djasch*, der mit dem Feind des Feindes kollaborierte? Und welcher Kurdenführer tat das nicht?

»Passen Sie gut auf sich auf, die ganze Gegend ist voller Pul-

ver«, ruft Ghassemlu. Er hat genauso eisige Hände wie ich. Ich solle nicht zu lange wegbleiben. Es gäbe schon bald spannende Neuigkeiten.

Im Gang sitzen fünf seiner Pesch-Merga, sie springen auf, ich biete ihnen »Winston« an. Die nehmen sie. US-Imperialismus hin, US-Imperialismus her, die deutschen Zigaretten hatten sie abgelehnt.

Ein irakischer Kurde fährt mich in die Stadt zurück. In einer Teestube, die von Demokraten geführt wird, trinken wir einen Tschai. »Chabernigara?« (Journalistin) fragen sie. Ich solle nur die Wahrheit über Kurdistan schreiben, das würde völlig genügen. Nur die Wahrheit, wie ich sie erlebte.

Eine müde Nachmittagssonne scheint, und es ist klirrend kalt. Vor dem Haus haben die Kinder eine Rutschbahn aus Eis angelegt, zehn Meter steil nach unten, direkt in eine der Hauptstraßen mündend. Ob das der Kitzel dabei war?

Wir rutschen bis zum Einbruch der Dunkelheit zu fünft, zu zehnt, zu zwanzig in der Hocke, ohne Schlitten, uns gegenseitig an den Schultern festhaltend, in atemberaubender Geschwindigkeit immer wieder hinunter. Aber die Autos, die fast alle ohne Licht fahren, schaffen es gerade noch zu bremsen. Die Monstergeschwister geben sich heute sehr wohlherzogen. Was nur los war?

Noch ein Geschenk: Kakh Rahman und Söhne laden mich zu einer Hochzeit ein. Nach Badam natürlich. Am nächsten Tag.

## Hochzeit in Badam

Kaiserwetter im Hochzeitsdorf. Aus dem ummauerten Hof, gesäumt von Frauen- und Männerhaus, klingt kurdische Tanzmusik. Auf den flachen Dächern kauern, schauen Zaungäste herunter, verschleierte Frauen. »Das sind Türkinnen«, heißt es. Fast mitleidig. Die Kurden sind stolz darauf, daß ihre Frauen nicht verschleiert sind. Die Frauen wohl auch.

In der Morgensonne im Hof stehen kurdische Frauen und Mädchen in ihren schönsten Gewändern, warten auf den Beginn des Tanzes. In der Mitte, auf einem wackligen Hocker, spielt der Kassettenrecorder.

Die Männer halten sich an den Händen, bilden eine Reihe. Jetzt können sich die Mädchen ihren Platz zwischen zwei Tänzern aussuchen. Am Ende der Reihe hüpfen die Kinder, den Anfang bildet ein Vortänzer, der wie bei griechischen oder türkischen Volkstänzen ein Tuch schwenkt und den Rhythmus bestimmt. Sertschupi nennen sie ihn.

Zwei Schritte links vor, zwei rechts zurück oder seitwärts, dabei wird mit den Schultern gewackelt und kräftig gestampft. Der Erdboden unter uns dröhnt, alle halten sich hinter dem Rücken an den Händen, strahlen einander an. Eine der wenigen Gelegenheiten für die Jungen, zu flirten, sich anzuschauen, Hände zu halten.

Durch das Loch in der Erdmauer, das Tor, glitzert der Dorfweiher herüber, dahinter ragen die zerklüfteten Zweitausender auf. Es sind nur ein paar Grad über Null, aber niemand friert.

Nach längeren, langsamen Schrittfolgen fängt einer der Männer aus der Tanzschlange plötzlich an zu zischen und höher und schneller zu hüpfen. Wellenförmig läuft die Bewegung weiter, bis sie von einer anderen Seite wieder gebremst wird, verebbt. Ich hüpfte, stampfe und zische mit. Wer nach einem Tanz genug hat, kann gehen. Oder bleiben.

Im Männerhaus trinken sie Tee und spielen Karten; das Geld wird unter dem Teppich versteckt. Im verdunkelten Frauenhaus herrscht eine gewisse Erregung. »Jetzt holen sie die Braut«, wird mir zugeflüstert.

Ein bewegungsunfähiges, völlig verschleiertes Wesen in Weiß-Silber-Rosa wird aus dem Jeep gehoben und in Richtung Frauenhaus gestützt. Ein Spiegel wird über sie gehalten, Bonbons und Geld über das Brautpaar geworfen: Glück und Wohlstand für den neuen Hausstand.

Alle jubeln, nur die Braut bleibt starr unter ihrer Vermummung. Lamm und Schlachtbank, denke ich. »Heute abend schläft Rasul bei ihr.« Die Mädchen lachen verschämt.

»Kennen sich die beiden schon lange?« – »Sie sind aus derselben Familie.« – »Haben sie sich schon allein getroffen?« – Sie sehen sich an, schütteln den Kopf. »Nein, aber sie haben sich von jung an gesehen. Vor sechs Monaten haben die Väter miteinander gesprochen und die Hochzeit beschlossen.«

Aische, die Braut, war achtzehn und Rasul, der Bräutigam, sechsundzwanzig Jahre alt. Er arbeitet im Telegrafenamnt in Mahabad, dorthin werden sie nach der Hochzeit ziehen.

Rasul, erzählen die Mädchen, hat den Eltern 15000 Toman gegeben, davon kaufen sie für die Tochter Gold und Schmuck. Sie bringt die Innenausstattung für das Haus mit: Teppiche, Decken, Öfen, Fernseher, Haushaltssachen. Die Familie schenkt Säcke voll Zucker, Reis, Tee oder Haustiere: Schafe, Ziegen, Hühner, Truthennen.

So eine Hochzeit kostet 40000 Toman. Bei Reichen kostet das natürlich viel mehr, die zahlen schon für die Braut 100000 Toman.

Die Mädchen ziehen mich ins Frauenhaus. Dort sitzt Aische. Sie haben ihr den Schleier gelüftet, füttern sie mit Reis, Bohnen und Fleisch. Andere fächeln ihr Luft zu. Sie läßt es stumm über sich ergehen.

Im Hof bilden sich neue Tanzschlangen. Zwei Tänze lang ist auch die Braut dabei, mit traurigem, dunkelrotem, verquollenem Gesicht, die Augen zu Boden geschlagen. Um die Befriedigung der Frau ginge es in der Ehe nun wirklich nicht, sagen die Männer ohne den Ansatz eines schlechten Gewissens. Und sie müsse so traurig schauen, um den Eltern zu zeigen, wie schwer ihr der Abschied falle. Dabei finden mit der Hochzeit auch die letzten winzigen Freiheiten des jungen Mädchens ihr Ende. Und wer wußte, was dann kam.

Daheim in Mahabad fragt mich Kakh Rahman, während im

Hintergrund die Hausgrille zirpt, ob ich Badam liebe. »Ja«, sage ich. Ob mir die Hochzeit gefallen habe. »Ja, ja«, sage ich. Ob er mir gefalle? Wo ich noch immer das Gesicht von Aische vor Augen hatte.

Ein anderer Teil der Ghazi-Familie wohnt am Stadtrand. Der Gastgeber hat graues Stoppelhaar, ein kleines Bärtchen, zwei Frauen und einen Bruder, Ahmed Ghazi. Der ist Englischlehrer hier am »Honarestan Sanati«, einem Jungen-Gymnasium, und gleichzeitig einer der vier Berater der Demokratischen Partei. Er dichtet und spricht, obwohl er nie im Ausland war, brillant englisch. Klein und bartlos, ist er der Intellektuelle der Familie.

Ich erzähle von Aische. »Du hast recht«, meint er, »aber manchmal ist der Bräutigam genauso arm dran. Bei mir war es so. Ich habe mich von meiner Familie überreden lassen, eine ältere Frau, eine weitläufige Verwandte, zu heiraten.«

Er zündet sich eine Zigarette an, bläst langsam das Streichholz aus. »Ich war die ganze Zeit nicht glücklich. Wenn ich meine kleine Tochter nicht hätte . . .« Er schält eine Orange.

»Aber du hast schon recht, was die Frauen angeht. Ich habe da ein junges Mädchen gekannt, die bei einem Großgrundbesitzer gearbeitet hat. Die wurde schwanger. Da haben sie ihr Steine auf den Bauch gelegt, um das Kind abzutreiben. Es hat auch geklappt, nur ist sie seither krank.

Sie wird von ihrer Familie in einem dunklen Raum gehalten, bekommt das Essen hereingestellt. Sonst kümmert sich niemand um sie. Kein Mensch besucht sie, außer mir manchmal. Der Großgrundbesitzer, von dem jeder weiß, daß er der Vater ist, hat kurz darauf geheiratet und führt ein normales Leben.«

Ius primae noctis. Die Schuld trägt die Vergewaltigte – Männerdenken in Männergebräuchen und Männerrechten niedergelegt. In Kurdistan und anderswo.

Ahmed will mich seinen beiden Schwägerinnen vorstellen. Der Weg zum Frauenraum führt durch ein großes Zimmer, in

dessen Mitte ein prächtiger Apfelbaum durch das Dach hinauswächst.

Die Schwägerinnen, die beiden Frauen seines Bruders, freuen sich über Ahmeds Besuch, sehen mich neugierig an. Warum ich eine Männerhose und kein Frauenkleid trage, fragen sie streng. »Weil«, sage ich... »Weil sie mit dem Kampf des kurdischen Volkes sympathisiert«, ergänzt Ahmed. Sie seien glücklich, so einen reichen Mann bekommen zu haben, betonen die beiden gleichzeitig. Die erste hätte eben keine Kinder bekommen. Aber sie seien wie Freundinnen, wie Schwestern.

»Du hast recht«, meint Ahmed, »ich wollte hier doch keine Frau sein.«

Heute sollte ich endlich Rani Bulurian treffen, den Mann, der fünfundzwanzig Jahre in den Gefängnissen des Schah verbracht hatte. Rani hat ein ernstes kantiges Gesicht, graue kurze Haare, buschige Brauen, einen grauen Schnurrbart und das Kinn voller Narben.

»Mein Familienname Bulurian kommt von *bulur*, Glas. Mein Vater war Glasverkäufer in Mahabad. Es ging uns nicht gut. Als ich auf die Welt kam, konnte mich meine Mutter nicht ernähren. Sie gab mich der Familie des Lastenträgers Derwisch Hassan, bei der ich aufwuchs. Seine Frau war meine Amme. Bis zur mittleren Reife ging ich in Mahabad in die Schule, dann kam ich auf eine Lehrerausbildungsstätte in Teheran. Aber Politik interessierte mich immer am meisten. Zurück in Mahabad, gründeten ein Freund und ich die Organisation der kurdischen Jugend; kurz darauf schlossen wir uns der ersten Komala an, die Ghazi Mohammed dann in die Demokratische Partei überführte.«

»Warst du auch in Baku zur Ausbildung?«

»Ja, während der Republik von Mahabad ging ich mit fünfzig anderen Kurden und dreihundertfünfzig Aserbajdschanern an

die Militärhochschule in Baku im russischen Aserbaidschan. Elf Monate lang. Nach dem Fall der Republik kehrten wir nach Hause zurück und organisierten die Partei im Untergrund.«

»Als Kommunisten?«

»Nein, als Demokraten. Obwohl wir natürlich überzeugt waren, daß der Kommunismus eine gute Sache sei. Seit dieser Zeit war ich politisch aktiv. Ich wurde Mitglied des Zentralkomitees.«

»Wann kamst du das erstmal ins Gefängnis?«

»Vor einunddreißig Jahren, als ich beim Flugblätterverteilen erwischt wurde. Ich bekam zwei Jahre. Sieben Jahre später haben sie mich zu drei Jahren verurteilt, die ich in Mahabad und Täbris absaß. In Mahabad hatten sie mich ein Jahr lang in einer Einzelzelle an Händen und Füßen angekettet. Auch das nächste Jahr war ich in Isolationshaft. Das wurde erst in Teheran anders, wo ich Besuche bekommen durfte, die mir Zeitungen und später sogar ein Radio einschmuggelten.«

»Was wollten sie denn von dir wissen?«

»Informationen über die Organisation der Partei, über die Frauen- und Jugendorganisationen, über unsere Auslandsverbindungen. Es hat sie interessiert, in welchen Institutionen Leute von uns eingeschleust waren und ob ich Mitglied des Zentralkomitees bin. Das habe ich nie zugegeben.«

»Du warst noch in anderen Gefängnissen.«

»Eines der schlimmsten war Burasdjän, im Süden des Iran, ein reiner Brutofen. Dann kam ich nach Schiras. Dort ließen sie mich wenigstens schreiben. Ich verfaßte ein kurdisch-persisches Lexikon mit 15000 Wörtern und schrieb siebzig Seiten meiner Biographie. Das haben sie mir aber bei einem Aufstand alles weggenommen.«

»Was für einem Aufstand?«

»Ich war mit Leuten der Volksfedajin, der Volksmudjahedin und Studenten zusammen. Eines Tages haben die Studenten den Savak-Chef des Gefängnisses zusammengeschlagen. Dar-

auf rückten tausend Savakleute an, es kam zu einem Kampf. Das folgende Jahr hatten wir verschärfte Bestimmungen.«

»Sie haben dich gefoltert?«

»Einmal ununterbrochen neun Tage lang. Ich war nackt und wurde mit Kabeln geschlagen. Dann wurden mir die Arme über Schulter und Rücken zusammengebunden und Gewichte daran gehängt. Ich mußte stehen. Jede Stunde wurde ich geschlagen. Dann bekam ich Creme auf den Körper und eine Tablette Aspirin. Danach ging's weiter. Das war aber noch nicht das Schlimmste. In Teheran wurde ich zum Tode verurteilt. Acht Monate lang wartete ich jeden Tag auf die Exekution. Dazwischen inszenierten sie ein paar Scheinexekutionen, versprachen mir, mein Urteil in ›lebenslänglich‹ umzuwandeln, wenn ich verrate, ob der Arzt Alriscemi aus Mahabad in der Partei sei. Als mein Bruder mich das nächstmal besuchte, gab ich ihm den Auftrag, den Arzt zu warnen.«

»Du warst nicht der einzige Kurde im Gefängnis?«

»Nein, in Teheran waren wir 120 Kurden allein von unserer Partei. Und jeder informierte die anderen darüber, was er ausgesagt hatte, wenn er von der Folter kam. Sie warfen uns drei Dinge vor: Separatist, Nationalist und Kommunist zu sein.«

»Wie konntest du das alles aushalten, was hat dir Kraft gegeben?«

»Was mich am Leben erhielt, war mein Glaube, der Glaube an mein Volk. Die Hoffnung, daß wir doch siegen werden. Das erhält einen aufrecht, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Und das bringt einen schließlich auch wieder heraus.«

»Konnte deine Frau dich besuchen?«

»Das erste Mal nach zwölf Jahren. Und weißt du, was sie sagte? ›Rani‹, sagte sie, ›werde meiner wegen und der Kinder wegen nicht schwach. Kämpfe du innen, wir kämpfen außen weiter.‹ So sind die kurdischen Frauen, sie haben noch mehr Energie als wir.«

»Wie kamst du dann frei?«

»Das war, als sie den Schah aus dem Land jagten. Wir hatten schon etwas von der Revolution gehört und waren voller Erwartung. Bis eines Tages 20000 junge Leute das Gefängnis in Schiras stürmten, uns befreiten, uns Blumenkränze umhängten, uns hochhoben und in der ganzen Stadt herumfuhren und feierten. In dem Moment, als ich ihre Hände spürte, wie sie mich auf die Schulter hoben, da fühlte ich, daß alles, was ich gelitten hatte, nun vorbei war.«

In den Augen der Kurden um uns stehen Tränen. »Das haben wir ja gar nicht gewußt, Mamarani«, sagen sie. »Mamarani« heißt »Onkel Rani« und ist ein seltener Ehrentitel. »Von selber erzählt er es auch nicht«, sagen andere. »Wißt ihr noch«, mischt sich ein Pesch-Merga ein, »als wir ihm 100 Kilometer entgegenkamen und ihn heimgeholt haben?« »Ah, ah«, nicken die anderen. »Und dann hat er schon gleich wieder angefangen zu arbeiten.«

Sie sind stolz auf ihn. Aber Rani unterläuft die Situation. »Ich muß euch noch ein lustiges Erlebnis aus Baku berichten.« Und er erzählt, wie eines Tages ein General aus Moskau gekommen sei. Bei der Inspektion wurde bei einem eine Laus entdeckt. »Wir mußten zum Appell antreten. Die Stimmung war todernst, wir fürchteten schon, der dritte Weltkrieg sei ausgebrochen. Aber nein, der General zeigte die Laus in einem Reagenzglas und tönte: ›Diese Mikrobe‹. er sagte tatsächlich ›Mikrobe!‹, ›wird sich fürchterlich vermehren und die glorreiche Armee der Sowjetunion zersetzen. Wer sie angeschleppt hat, ist ein Verräter, ein Saboteur!‹ Wir Kurden mußten lachen, und ich sagte zu ihm: ›Sie tun ja gerade so, als hätten Sie einen Löwen gefangen. Kommen Sie doch mal zu uns, da bekommen Sie sie kiloweise!«

## 6. Mulla Mustafa, der Tiger von Barsan

Omar Marufi, der Nachbarssohn, will mich nach Orumijeh begleiten, um zu versuchen, die Barsanisöhne zu treffen. Zunächst bin ich noch der Meinung, wir führen mit einem Auto, aber entweder kann Omar nicht fahren, oder sein Vater gibt ihm das Auto nicht, oder er braucht es selbst, oder es ist sonstwo verliehen.

Der Weg zum Busbahnhof führt vorbei an einem riesigen Haufen großer Fische, die – morgens im Stausee gefangen – nun zum Verkauf auf dem Trottoir angeboten werden. Hinter der Ortsausfahrt liegt ein Armee-Lastwagen umgestürzt in einer Wasserlache. Hier hatte es vor kurzem die Schießerei gegeben. Und die Toten. Obwohl doch eigentlich gar kein Krieg war.

Unterwegs wird immer-mal wieder kurz gehalten, wenn einer aussteigen oder ein anderer mitfahren will. Haltestellen mit Schildern gibt es nicht. Die hellblauen Brückengeländer haben dieselbe Farbe wie der Himmel, der heute von verschiedenen schnell ziehenden, übereinandergestaffelten Wolkengebilden bedeckt ist. Zwanzig Kilometer vor Orumijeh fahren wir am leblos daliegenden, grauen See vorbei, in dem es seit letztem Sommer auf Anordnung Chomeinis nicht mehr gestattet ist, daß Männer und Frauen gemeinsam baden.

Kurz vor der Stadt eine Pasdar-Kontrolle. Die Kurden, die eben noch laut und lebhaft miteinander geredet haben, sind auf einmal verstummt, setzen ihre *djorabahn*-Miene auf, schauen aus dem Fenster.

Als wir aussteigen, ist der Fußboden des Busses mit Sonnen-

blumenkernen übersät. In der Hauptstraße demonstrieren Leute, die meisten von ihnen Türken. »Wogegen?« frage ich. »Für Chomeini«, erwidert Omar und zieht mich weg. Die Blicke der Demonstranten, die mich getroffen hatten, waren nicht sehr freundlich gewesen.

Ghassemlus Tip, die Barsanis zu finden, lief über das »Mehman Sara«. Zwar steht über dem Eingang »Rezajeh Inn«, aber alle versichern, Omar eingeschlossen, daß es sich hier um das »Mehman Sara« handle. Auf die Frage nach Masud und Idriss stecken die Hoteldiener die Köpfe zusammen, flüstern, werfen uns Blicke zu, flüstern wieder miteinander, um schließlich mit den Schultern zu zucken. Wie wir überhaupt darauf kämen, daß sie etwas wissen könnten.

Sollte ich jetzt Ghassemlus Namen nennen, sagen, was ich vorhatte? War das nicht eher unklug, mit den Chomeini-Milizen um die Ecke? Aber so schnell aufgeben, das ging ja wohl nicht.

Omar macht noch einen Anlauf, ob sie vielleicht jemanden kennen würden, der wüßte, wo die Barsanis . . . Ach ja, dieser Vetter! sagen sie. Dann stellt sich aber heraus, daß »dieser Vetter« soeben nach Teheran abgefahren ist. Dann könnten wir es nur noch im Parkhotel versuchen, sagen die Hotelangestellten eine Spur freundlicher. Wieso sollten ausgerechnet sie . . . Wer uns denn das weisgemacht hätte. Die Angestellten am Parkhotelempfang geben sich indigniert. Das Gefühl, daß sie dir etwas verschweigen und daß du etwas Unbotmäßiges vorhast. Spannend.

Wir stehen herum und rauchen. »Dort über die Straße«, sagt auf einmal einer von ihnen, »da müßten sie eigentlich etwas wissen«. Ihr Aufatmen, als wir gehen.

Eine enge, dunkle Treppe, ein undefinierbarer süßer Mief, der alte Mann hinter einer Glasscheibe im ersten Stock, die nackte Glühbirne, die über seiner Halbglatze schaukelt, Absteige, billige. So gut wie taub war er und verstand lange über-

haupt nichts. Hier wären wir nun völlig falsch, sagte er, aber in der Nebengasse, dort drüben, da könnten sie etwas wissen.

Marktabfälle auf der Gasse, Granatapfelschalen, Kürbisviertel, Kartoffelreste. Eine ähnliche Treppe, linksdrehend, und am Ende des Ganges eine Teestube. Die Kurden am Eingangstisch kennen Omar, laden uns zu einem Tee ein, aber wo die Barsanis sich zur Zeit aufhielten, Schulterzucken.

Ob wir wissen wollten, wo Massud und Idriss . . . Der beliebte Mann vom Nebentisch winkte uns zu sich. Nein, er wüßte es auch nicht, aber in der anderen Teestube, die Treppe herunter, rechts um die Ecke, dann links, dort könnten wir mehr erfahren. Ganz sicher.

Diese Teestube lag unter der Erde und wirkte sehr karg, aber in dieser Teestube war tatsächlich ein elegant gekleideter Herr, der englisch sprach, wer hätte das gedacht, als ob er auf uns gewartet hätte. Er komme eben aus Rajan, dort habe er Idriss getroffen, natürlich könnten wir hinfahren, das seien nur fünf- undzwanzig Kilometer auf dem Weg nach Siwe und dann rechts ab, wenn wir gleich führen, und mehr als hundert Toman sollten wir auch nicht zahlen, ja, dann könnten wir vor Einbruch der Dunkelheit wieder in Orumijeh zurück sein. Sagte der Herr in der Teestube und zeichnete eine Wegskizze in mein Heft.

Also hatte Ghassemu recht gehabt: alles war über das »Mehman Sara« gelaufen.

»200 Toman«, forderte der Taxifahrer. »100«, sage ich. Die Straßen seien unsagbar schlecht, außerdem müsse er doch wohl warten und uns zurückfahren. 150 Toman also.

Der Boden des Autos ist mit PVC ausgelegt, dasselbe rot-beige Blumenmuster wie die Unterlagen der Ölöfen. Die Sonne steht schon tief, hüllt die regungslos in Gummischuhen an den verschneiten Abhängen auf ihre Stöcke gelehnten Schäfer in ein mildes Licht. Auf dem Schnee liegen Büschel Heu. Für die Fettsteißschafe.

Kurz vor Rajan, wo rechts die Bergkette aufragt, hinter der die

Türkei liegt, kommt uns ein Reiter auf einem weißen Pferd entgegen, das über die weite Schneelandschaft zu schweben scheint; die Konturen sind aufgelöst, wo Schnee, wo Schimmel beginnt, wo Ruhe, wo Bewegung aufhört, wer weiß.

Am Eingang des Dorfes, das sich mit den Rücken seiner Terrassendachhäuser an den Berg lehnt, ist der Gendarmerieposten. Der Gendarm steigt gleich in unser Taxi, um uns den Weg zu zeigen, Zeichen des guten Einvernehmens zwischen Chomeini und den Barsanis.

Über krumme, morastige Dorfwege hinauf zum Platz vor den beiden Steinhäusern. Berge im Rücken, Sicht nach drei Seiten. Drumherum die Pesch-Merga der Barsanis mit ihren rot-weißen Turbanen.

Das sind jetzt also irakische Kurden, die von Chomeini Geld bekommen für die dreißigtausend kurdischen Flüchtlinge aus dem Irak, die in iranischen Lagern leben. Prinzip: Der Feind meines Feindes muß mein Freund sein, einen anderen gibt es nicht. Keine Großmacht unterstützt die Kurden, sie haben keine Lobby, das arabische Lager ist gegen sie. Viele der Barsani-Pesch-Merga sind betagt, wahrscheinlich die letzten Getreuen des Vaters Mulla Mustafa Barsani.

Ein agiler PR-Mann bedauert vor dem Haus, daß wir heute keinen der Barsanis treffen könnten. »Morgen«, sagt er, »wenn Sie gegen halb elf da sein könnten, verspreche ich Ihnen, daß sie Massud treffen können. Vielleicht auch Idriss, ich werde mein Möglichstes tun. Wir haben hier kein Telefon.«

Froh, so früh schon wieder zurückfahren zu können, erzählt uns der Fahrer von einem Feudalherrn in Rajan, einem Freund der Barsanis, der eine Privatarmee und – er macht eine Pause, spricht die Zahl genüßlich-gedehnt aus – »sechs« Frauen habe.

Er hieße Seyed Mussa und stamme aus der Familie Alis, des vierten Kalifen, auf den sich die Schiiten berufen. »Ein frommer Mann«, betont er ehrfürchtig. Wie er aber die zwei

Frauen zuviel mit den Geboten des Koran vereinbarte? Wahrscheinlich genauso geschickt wie der Prophet selber: Hauptfrauen und Nebenfrauen, Kriegsgefangene und Sklavinnen. Abhängige allemal.

Omars feudaler Onkel Piroti, einer von den beiden mit den hundert Freundinnen, hat einen armenischen Gast. Und wie begrüßt der mich gleich streng? »Sie sollten besser in einem christlichen Haus übernachten!« Wo ich mich bei den ›Söhnen des Teufels‹ doch so wohl fühlte.

Was ich über die Beteiligung der Deutschen bei den Massakern an den Armeniern 1915/1916 wisse. Ich wußte wenig und nichts Genaueres über die Mitschuld des deutschen Kaiserreichs. Der Armenier war entsetzt. Dann sei es ja bei uns wie in der Türkei, wo offiziell die Armeniermassaker nie stattgefunden hätten.

Ein junger Kurde aus der Nachbarschaft kommt zu Besuch. »Der war drei Tage eingelocht«, sagt Omar. »Warum?« – »Weil ihn die Pasdar erwischt haben, wie er allein mit einem Mädchen gesprochen hat.« – »Gesprochen?« – »Da gibt es noch ganz andere Geschichten«, die Jungen trumpfen auf. »Viele hier sind öffentlich ausgepeitscht worden wegen ›Unzucht‹, die Frauen in der Moschee, die Männer davor, auf einem Parkplatz. Und zwar meist nach dem Freitagsgebet. Zwei Mädchen sind daran gestorben. Oder wenn die Pasdar einen Mann und ein Mädchen irgendwo zusammen sehen, fragen sie: ›Ist das dein Bruder, ist das dein Mann?‹ Ja, und wenn dem nicht so war, dann werden sie zur Moschee geschleppt und verheiratet. Solche Geschichten gibt es hier haufenweise, da könnten wir die ganze Nacht erzählen.«

Deshalb seien nach Sonnenuntergang die Straßen wie leer gefegt. Alle hätten Angst vor den Pasdar.

Ich sehne mich bereits nach dem freien Mahabad zurück. Selbst der armenische Wein schmeckt nicht mehr. Den Armeniern ist es selbst in Chomeinis Islamischer Republik erlaubt, Wein

zum Hausgebrauch zu keltern, was allerdings eine Drehscheibenfunktion im Alkoholschmuggel nicht ausschloß.

Omars Kusinen setzen sich zu uns, zwei Schwestern wie aus dem Bilderbuch, Schneeweißchen und Rosenrot, hübsch und sanft die eine, kühn und politisch engagiert die andere. Die eine schweigt, die andere redet. »Ich bin Kommunistin, ich gehöre zu den Pesch-Merga von Salahaddin Schams Borhan in Mahabad.« Ob ich sie dort nicht einmal besuchen wollte.

Der Vater zieht natürlich Schneeweißchen vor; wenn Rosenrot redet, faßt er sich an die Stirn und rollt die Augen. Mein Lager wird in Rosenrots Zimmer aufgeschlagen.

»Ich hasse meine Familie«, sagt sie. »Sie sind stehengeblieben, es ist tödlich. Mein Vater will mich jetzt sogar verheiraten, aber ich lasse es nicht zu. Er meint, weil ich vierundzwanzig bin, sei es allerhöchste Zeit. Und es sei sowieso schwierig, jemanden für mich zu finden.«

Sie schnaubt. »Ich habe in Istanbul Jura studiert, dann kam ich zurück, um mich an der Revolution zu beteiligen. Ich machte mein Lehrerexamen und fange jetzt in einem Monat an, in einem Dorf bei Mahabad zu unterrichten. Ich freue mich darauf, weißt du, und denke nicht daran, mich für Familieninteressen verheizen zu lassen.«

Entschlossen dreht sie die Petroleumlampe aus.

## Triumph und Niederlage

Das war ein Traum! Erinnern kann ich mich nur an das Ende: Das breite Gesicht Mulla Mustafa Barsanis mit den brennenden Augen unter den buschigen Augenbrauen kam wie im Zoom auf mich zu und fragte – natürlich auf kurdisch und natürlich verstand ich es – »Bin ich ein Verräter?«

Dann wurde das Gesicht kleiner, entfernte sich, kam wieder auf mich zu. »Habe ich Kurdistan verraten?« Ich wollte nein

schreien, aber es ging nicht. Das Gesicht entfernte sich, und als es sich langsam wieder näherte, wachte ich auf. Das kurdische Problem des *djasch*, dessen, der mit einem »Feind« zusammenarbeitete, einem Feind der kurdischen Sache. Und welche Regierung war das nicht?

Was wußte ich denn wirklich von Verrat oder Nicht-Verrat? Heute würde ich seine Söhne danach fragen können.

Mulla Mustafa, 1979 in Rochester/Minnesota gestorben, war schon seit 1975 politisch tot. Er hatte den Kampf gegen Bagdad aufgegeben, als Iran und Irak auf Druck der USA sich wieder versöhnt hatten, 1975 in Algier. Er war der Bruder des Scheikh von Barsan, einem alten Geschlecht aus dem Norden des Irak. Geboren im Jahr 1900, lernte er schon früh die Härte des kurdischen Befreiungskampfes kennen: Zusammen mit seiner Mutter ins Gefängnis eingeliefert, zerschmetterte ihm ein türkischer Soldat das Schlüsselbein. Als er neunzehn war, wurde einer seiner Brüder, der einen Aufstand der türkischen Kurden unterstützt hatte, in Malattia von den Türken standrechtlich erschossen. Anfang der dreißiger Jahre kämpfte er zusammen mit seinem Bruder Scheikh Ahmed für die Rechte der Kurden im Irak.

Er, Mulla Mustafa, wird für sieben Jahre nach Suleimania im nördlichen Irak verbannt. 1943 flieht er und kehrt nach Barsan zurück. Von dort aus macht er der Regierung in Bagdad Reformvorschläge, auf die er freilich keine Antwort erhält.

Im irakischen Kurdistan sieht es zu der Zeit verheerend aus: Die Dörfer sind von der irakischen Armee zerbombt, Schulen und Hospitäler liegen in Trümmern, Straßen gibt es praktisch keine. In der Bevölkerung herrschen Hungersnot und Krankheiten, in dem von Bagdad eingesetzten Verwaltungsapparat Korruption.

Da beginnt Mulla Mustafa mit zweihundert Pesch-Merga irakische Gendarmen in Richtung türkische Grenze zu jagen, besiegt eine irakische Brigade, die mit Infanterie, Panzern und Flugzeugen angetreten war. Er ist bereit, den Kampf einzustellen.

len, wenn seine Bedingungen akzeptiert werden. Man verspricht es ihm in Bagdad; doch die Versprechen werden nicht gehalten.

Mulla Mustafa wendet sich an die Engländer, sie sollen ihm die Versprechungen der irakischen Regierung garantieren. Die wollen aber nur Ruhe in dem Durchgangsgebiet zum iranischen Öl. Die Kämpfe beginnen wieder, viele Kurden aus der irakischen Armee desertieren zu Barsani. Bagdad verspricht allen Kurden eine Amnestie, außer denen, die mit Mulla Mustafa gekämpft haben.

Inzwischen, im Jahr 1945, hat Barsani 2000 Mann, mit denen er bei Guerillakämpfen in den Bergen 14000 Iraker besiegt. Bei seinen Entscheidungen muß er lavieren zwischen einer der kommunistischen irakischen Partei nahestehenden Organisation, der »Hewa«, die ihn aus Bagdad unterstützt, und seinen feudalen kurdischen Stammesfürsten. Sonst wird er von den einen als »Feudaler«, von den anderen als »gefährlicher Revoluzzer« bekämpft. 1945 kommt er mit etwa 500 Mann und der Zustimmung des russischen Generals Liuboff in den Iran, Ghazi Mohammeds Republik von Mahabad zu unterstützen. Er wird einer der vier Generäle der Republik.

Vor dem Zusammenbruch zieht er sich wieder in den Irak zurück, hofft anscheinend auf eine Amnestie, die ihm jedoch nicht gewährt wird. Verfolgt von der iranischen Armee, beginnt er mit 500 Menschen einen 350 Kilometer langen Gewaltmarsch ins sowjetische Exil, wo er elf Jahre lang, zum Teil unter widrigsten Bedingungen, leben muß, obwohl man ihn zum »Ehrengeneral der Roten Armee« ernannt hatte.

Während der ganzen Zeit blieb er – in Abwesenheit – Präsident der 1946 im Irak ins Leben gerufenen Demokratischen Partei Kurdistans. Erst nach dem Tod Stalins wird sein und das Schicksal seiner Mitkämpfer erträglicher. Chruschtschow, Malenkow und Molotow empfangen ihn in Moskau. 1958 putscht General Abdul Karim Kassem gegen das Königshaus der Ha-

schemiten im Irak, ein Grund für Barsani, nach Hause zurückzukehren. Er betrachtet sich als »Soldat Kassems«. Dieser verspricht den Kurden auch weitgehende Autonomie, ein Versprechen, das er aber, nachdem sich seine Macht gefestigt hat, wieder zurücknimmt.

Das alte Spiel sollte sich in den nächsten Jahren noch oft wiederholen. Nach dem Putsch versprechen die jeweiligen Machthaber den Kurden die Erfüllung ihrer Forderungen. Kaum haben sie die Lage fest im Griff, widerrufen sie, legen die Autonomie nach ihren Wünschen aus, greifen die Kurden in ihren Bergen wieder an.

Unzuverlässig auch die Politik der Irakischen Kommunistischen Partei. Hin und wieder setzt sie sich engagiert für die Verwirklichung der den Kurden gegebenen Versprechungen ein, aber nur dann, wenn sie nicht mit in der Regierung ist. Kommt es wieder zu einem der Massaker an den Kommunisten, findet man sie schnell auf der Seite der Kurden, dann verstecken sie sich in den kurdischen Bergen. Häufig versucht die Regierung in Bagdad auch, die Kurden zu spalten, indem sie Stämme oder Personen aus der Demokratischen Partei finanziert, die Barsani feindlich gegenüberstehen.

Auf die Dauer gelingt dies jedoch nicht. Genausowenig wie Barsani militärisch besiegt werden kann. Obwohl die irakischen Machthaber vor nichts zurückschrecken: Tausende von kurdischen Dörfern werden mit Napalm bombardiert oder mit Bulldozern dem Erdboden gleichgemacht. Im Gefolge ihrer »Arabisierungspolitik« werden die Kurden nicht nur aus der fünfzehn Kilometer breiten »Todeszone« entlang der türkisch-iranischen Grenze umgesiedelt, sondern aus ganzen Bezirken im Norden des Irak. Aus der Region Kirkuk sind es allein 40000 Menschen, die in den Süden in Camps, eine Art Konzentrationslager, in der Salzwüste umgesiedelt werden. Das enteignete Land im Norden erhalten irakische Araber oder sogar ägyptische Fellachen.

Der jahrzehntelange, von der Weltöffentlichkeit nur am Rande wahrgenommene Kampf geht mit unvorstellbarer Härte und Grausamkeit vor sich. Der Grund ist nicht nur die geforderte Autonomie, sondern auch das Öl, das bei Kirkuk und Mossul sprudelt. Die Kurden erheben Anspruch auf Kirkuk, aber in diesem Punkt waren die jeweiligen irakischen Herrscher nie zu Konzessionen bereit.

Schwierigkeiten hatte Barsani auch mit seiner eigenen Partei oder vielmehr die Partei mit ihm. Für ihn war die Partei ein Instrument der Macht, von formaler Demokratie hielt er nicht viel. Er war, wie Ghassemlu sagte, ein »Mann der einsamen Entschlüsse«, an denen er in den letzten Jahren vor 1975 gerade noch seine beiden Söhne Massud und Idris und vielleicht den »Außenminister« Dr. Mahmud Osman, dessen Pesch-Merga-Camp ich im Sommer besucht hatte, beteiligte.

Trotz seines autoritären Verhaltens und seines oft ungeschickten diplomatischen Taktierens war Mulla Mustafa Barsani der bedeutendste aller bekannten Kurdenführer.

Er war einfach der Überzeugung, daß eine ausländische, möglichst westliche Macht ihm zu Geld und Waffen verhelfen könnte.

England reagierte nicht, weil ihm das Erdöl wichtiger war. Ben Bella, der damalige Präsident von Algerien, und Präsident Nasser von Ägypten ließen es bei Lippenbekenntnissen bewenden. Ben Bella begnügte sich zum Beispiel damit, den kurdischen mit dem algerischen Befreiungskampf zu vergleichen. Ihnen war der Kampf gegen Israel wichtiger, sie hatten kein Interesse an einer zweiten Front innerhalb des arabischen Lagers. Syrien unterstützte den Irak, teilweise kämpften sogar syrische Armee-Einheiten gegen die Kurden. Die Sowjetunion, die nach Barsanis Rückkehr aus dem Exil zunächst auf seiner Seite gestanden hatte, näherte sich mehr und mehr dem Irak an, mit dem es 1972 einen Freundschaftspakt schloß.

Wer blieb also übrig? Zunächst der Schah, der Anfang der

sechziger Jahre begann, Barsani zu unterstützen, weil er daran interessiert war, daß die Kurden im eigenen Land ruhig blieben. Diesen Preis war Barsani offensichtlich bereit zu zahlen. Er meinte, von der irakisch-iranischen Rivalität profitieren zu können. In Wirklichkeit wurden die Kurden nur als Spielkarte im internationalen Machtpoker eingesetzt, was ihnen bitter bewußt wurde, als der Schah und der CIA sie 1975 fallenließen.

Anfang der siebziger Jahre hatte der CIA Nixon davon überzeugt, daß es richtig wäre, Barsani zu finanzieren. Der alte Barsani war von einem naiven Glauben an Amerika erfüllt. Das ging so weit, daß er sogar ein freies Kurdistan als »51. Staat Amerikas« vorgeschlagen hatte. Er war überzeugt, die Weltmacht Amerika unterstütze die kurdischen Forderungen, dabei war das Ganze eine höchst geheime CIA-Aktion, von der sich die amerikanische Regierung jederzeit distanzieren konnte.

Diese CIA-Machenschaften stehen im »Pike-Report«, der am 16. 2. 1976 in der Zeitung »Village Voice« veröffentlicht wurde. Amerika wollte wie der Schah einen befriedeten Iran, der keine Gefahr für die Erdöllieferungen darstellte. Außerdem sollte die von den Russen stark aufgerüstete irakische Armee im Norden des Landes gebunden bleiben und nicht an den Kämpfen gegen Israel teilnehmen.

Den Feind des Feindes, den Iran gegen den sowjetfreundlichen Irak zu unterstützen, war die Methode von US-Diplomatie und Geheimdiensten. So flossen via Teheran Milliarden Dollar ins irakische Kurdistan, was die letzten Jahre des Krieges noch blutiger machte.

Barsani hatte seine bewährte Strategie des »Kämpf-und-Flich«: die irakische Armee einmarschieren zu lassen, sich mit seinen Pesch-Merga in die Berge zu flüchten und von dort aus, vor allem nachts und in kleinen Formationen, die Feinde anzugreifen, aufzugeben und war zu einer Art Stellungskrieg über-

gegangen. Er hatte jetzt die schweren Waffen, die er sich so lange gewünscht hatte.

Ab 1969 kämpften sogar Teile der iranischen Schah-Armee im Grenzgebiet offen auf seiten der Kurden Barsanis.

Seit 1964 beherrschte Barsani 35000 von den 500000 km<sup>2</sup>, die ganz Kurdistan umfaßt. Im ganzen Norden des Irak bestimmte er allein die Richtlinien der Politik, nachdem er die Partei nach seinen Vorstellungen umgeformt hatte. Seit den siebziger Jahren hatte er seine Regierung institutionalisiert, eine eigene Verwaltung, ein eigenes Radio, die »Stimme Kurdistans« – er war der ungekrönte König eines zwar immer wieder umkämpften, aber nie besiegten autonomen kurdischen Gebietes. Tausende von Intellektuellen waren eigentlich gegen seinen Willen zu ihm gestoßen, ganze Universitäten (wie die von Suleimania) und Schulen, aber auch die Kurden, die im Ausland studierten, waren zurückgekommen, um mit ihm zu kämpfen.

Es schien ihm gelungen zu sein, die Kurden zu einen, sie ihre stammesbedingten, politischen oder persönlichen Zwistigkeiten vergessen zu lassen.

So war er zur Bedrohung für das Regime von Bagdad geworden. Im Dezember 1970 war ein Mordanschlag auf Sohn Idriss fehlgeschlagen, im September 1971 einer auf Mulla Mustafa selbst: Neun Mullahs aus Bagdad waren in sein Hauptquartier in Hadj Omran gekommen, um Verhandlungen in die Wege zu leiten; einige waren echte, andere vom Geheimdienst. Unter ihren Bauchschärpen trugen sie Dynamit, mit dem schließlich sie selber, nicht aber Mustafa Barsani in die Luft gingen. Daß sie im Auftrag Bagdads gekommen waren, war zunächst nur eine Vermutung, aus der aber bald Gewißheit wurde.

Seit dieser Zeit war Barsani nicht mehr willens, sich auf Verhandlungen mit Bagdad einzulassen. Er vertraute mehr auf Teheran und Washington – obwohl ihm persönlich der Schah immer suspekt war.

Der 4. März 1975, an dem in Algier ein arabischer OPEC-

Gipfel stattfand, wurde für die Kurden zum Schicksalstag: Irak und Iran hatten auf Drängen der anderen Erdölstaaten beschlossen, sich zu versöhnen. Der Irak war bereit, den Status quo zu akzeptieren, die Grenzziehung am Schatt-el-Arab, wie sie durch den Einmarsch der iranischen Truppen 1972 erzwungen worden war, und auf die Rückgabe der drei Inseln im Golf, die zu Kuwait gehört hatten, zu verzichten.

Weiter wollte er seine Ansprüche auf die iranische Erdölprovinz Kusistan, von ihm »Arabistan« genannt, aufgeben, ebenso wie die Unterstützung anti-iranischer Parteien, darunter der Demokratischen Partei Kurdistans im Iran. Um »subversive Infiltration zu verhindern«, wolle er – der Irak – von nun an die Grenzen strenger kontrollieren. Der Iran versprach nur, seine – und damit auch die amerikanische – Unterstützung Barsanis einzustellen. Das war das Ende für den kurdischen Barsani-Staat im Norden des Irak.

Am 4. März 1975 saßen die Kurden im Irak an ihren Transistorgeräten und konnten es nicht glauben. Zunächst hofften sie – vergeblich – auf eine amerikanische Intervention beim Schah. Als sie aber sahen, daß beinahe gleichzeitig die iranischen Truppen abzogen und die irakischen mit einem totalen Krieg begannen, setzte der Exodus ein. Weinend zündeten Bauern ihre Häuser an und flohen in den Iran, zerbrachen Pesch-Merga ihre Gewehre, verschossen ihre Munition und schlossen sich an. Viele begingen Selbstmord, über eine halbe Million Kurden floh, solange der Schah die Grenzen noch offenließ. Sie wurden in Flüchtlingslagern untergebracht, die der Geheimdienst Savak kontrollierte, zu Tausenden aber auch wieder zurückgeschickt.

Mulla Mustafa bat die USA um Asyl, erhielt es und lebte dort bis zum 1. April 1979, streng abgeschirmt von CIA-Leuten, krebserkrank und gebrochen. Ein Verräter?

Er hatte hoch gespielt und verloren. Er hatte sich den USA und dem USA-hörigen Schah in die Hände gegeben und war

fallengelassen worden. Er hätte weiterkämpfen müssen nach dem 4. März 1975, sagen seine Mitkämpfer. Doch wer hatte ein Recht, ihn zu verurteilen?

Er hätte doch auch einmal gelingen können, nicht wahr, der kurdische Befreiungskampf! In irgendeinem günstigen Augenblick der Geschichte.

Mulla Mustafa Barsani ist, wie Ghazi Mohammed, ein kurdischer Volksheld, dessen Tragik darin besteht, daß andere die kurdische Sache auf dem Altar öl- und machtpolitischer Interessen geopfert haben. Bauernopfer.

Der Kollaps von 1975 ist eines der schwärzesten Kapitel in der an schwarzen Kapiteln nicht armen Geschichte der Kurden.

Niemand ahnte, daß sich dreizehn Jahre später ähnliche Greuel wiederholen sollten: Als Saddam Hussein nach Abschluß der Waffenstillstandsverhandlungen mit Chomeini aus Rache für die Koalition der irakischen Kurden mit dem Ayatollah seinen kriminellen und stets gelegneten Giftgaskrieg gegen die Kurden fortsetzte, mit dem erklärten Ziel, die Pesch-Merga mit ihren Familien auszurotten. Amnestie wurde angeboten, nur nicht für die beiden Kurdenführer Massud Barsani und Jellal Talabani. Tausende von Kurden flohen in den Iran, hunderttausend in die Türkei. »Wir ergeben uns nicht«, sagen die Kurden 1988, »wir haben aus 1975 gelernt.«

### Die kleinen Söhne des großen Barsani

Halb elf Uhr früh, Rajan, Hauptquartier der Barsani-Söhne. »Mister Massud kommt sofort«, sagt der Adjutant und führt mich in einen leeren Raum, leer außer dem Ofen, dem Teppich und dem Bettzeug, das an der Wand entlang zusammengerollt liegt.

Der kleine Mann, der zur Tür hereinkommt, hat ein jugenhaft-schüchternes Gesicht unter dem rot-weiß gewürfelten Tur-

ban. »Welcome«, sagt er. Ob er noch bleiben solle, fragt der Adjutant. »Danke«, sage ich, »bitte«, sagt Massud gleichzeitig.

Das war also der Sohn des »Tigers von Barsan«. Dreiunddreißig Jahre hätte ich ihm nicht gegeben.

Wegen der Übersetzung, meint Massud, solle er bleiben, sein Englisch sei nicht so perfekt. Das war Understatement, war er doch nach Jahren in den USA erst vor neun Monaten zurückgekommen. Aber vielleicht war es auch etwas anderes. Daß es als unschicklich galt, wenn ein Mann und eine Frau allein in einem Raum miteinander sprachen, weil gleichzeitig ein Dritter dabei wäre: der Verführer, der Teufel, der Scheitan. Die Frau als Verführerin, als Natur, als die, die den hehren Mann in die Abgründe von Fleischeslust hinabziehen will und deshalb minderwertig ist, die jahrtausendlang gehegte Frauenverachtung. War sie doch in allen monotheistischen Religionen gleich, im Judentum, im Christentum, im Islam. (Wie ich gerade bei Massud darauf komme?)

»Ich werde Ihnen nichts tun.« Ich versuche zu scherzen.

Massud lacht, aber nicht sehr. Da kommt Idriss herein, Erleichterung, jetzt kann der Adjutant gehen. Idriss ist ein paar Jahre älter, hat ein ebenmäßiges Gesicht, ist gewandter als Massud, aber genauso klein. Seine Mutter war eine andere Ehefrau Mulla Mustafas.

Es sei völlig egal, an wen ich meine Fragen richten würde, meint Idriss, sie hätten nie Meinungsverschiedenheiten gehabt. Ein gut eingespieltes Team, das sieben Jahre später durch den Tod von Idriss auseinandergerissen wurde (der nicht, wie die Medien behaupteten, Opfer eines Bombenanschlags wurde).

Trotzdem fehlte mir etwas: das Offene, Herzliche, Direkte, das ich sonst von Kurden gewöhnt war.

»Sind Sie religiös?«

Die beiden schauen sich an. »Nicht besonders. Wir glauben an Gott, das schon. In unserer Partei gibt es neben sunnitischen und wenigen schiitischen Moslems Christen und Yesidis.«

Yesidis, das war doch diese Glaubensrichtung mit animistischen, christlichen und islamischen Elementen, deren Anhänger von den anderen »Teufelsanbeter« genannt wurden.

Sie seien eine nationale linke Bewegung, demokratisch, nicht marxistisch-leninistisch, sagen sie. »Eine Demokratie wie unter Allende in Chile könnten wir uns vorstellen, vielleicht«, sagen sie, »aber sozialistisch müßte sie schon sein.«

»Wie viele demokratische Parteien gibt es eigentlich zur Zeit im Irak?«

»Nur uns, aber wir sind seit 1975 im Iran. Die andere, von der irakischen Baath-Partei ins Leben gerufene Demokratische Partei residiert in Bagdad und steht unter Kontrolle des Geheimdienstes. Sie wird von den Kurden nicht akzeptiert.«

»Und welche anderen kurdischen Parteien gibt es noch im Irak?« – »Ein gewisser Scheikh Setar, der irakischer Minister und im Geheimdienst beschäftigt ist, hat die Revolutionäre Partei Kurdistans unter sich. Dr. Mahmud Osman, den Sie kennen und der zum Schluß bei meinem Vater Gesundheits- und Außenminister war, hat seine Union sozialistischer Parteien. Jellal Talabani, der bis 1964 Mitglied des Zentralkomitees war, hat nach 1975 die PUK, die Patriotische Union Kurdistans, gegründet. In Berlin übrigens.«

»Und zu welcher Gruppierung haben Sie gute Beziehungen?«

»Zu Dr. Mahmud.«

»Aber der hat doch gerade mit Bagdad verhandelt, und Sie lehnen jede Verhandlung mit der Baath-Partei ab.«

»Das ist sein Problem, ob er verhandelt. Er wird sicher keinen Erfolg haben. Die Baath-Regierung ist eine faschistische Familienclique des Saddam Hussein, die wir bekämpfen.«

»Im Iran habe ich gehört, Sie würden überhaupt nicht mehr im Irak kämpfen, Sie würden Geld von Chomeini bekommen.«

»Zuerst einmal: Natürlich wollen wir nicht kämpfen, aber die Kurdenpolitik der irakischen Regierung zwingt uns dazu. Als irakischer Kurde hat man im Augenblick nur zwei Möglichkei-

ten: entweder zu kämpfen oder in eines der Konzentrationslager zu gehen. Jeden Tag gibt es Zusammenstöße zwischen unseren Leuten und der irakischen Armee. Jeden Tag gibt es Tote. Für das Frühjahr haben wir eine neue Kampagne geplant.«

»Und Ihr Verhältnis zu Chomeini?«

»Chomeini betrachten wir als Freund. Er unterstützt die irakischen Flüchtlinge, die im Iran leben. Zur Zeit sind es ungefähr 30000. Eine Familie mit fünf Kindern bekommt 1500 Toman.«

»Dann hat wohl wieder das alte Spiel angefangen, Chomeini unterstützt Sie, und wen unterstützt die irakische Regierung im iranischen Kurdistan?«

»Die Komala. Sie sind es, die die Verhandlungen zwischen Teheran und den Kurden zu torpedieren versuchen. Und Sie haben enge Verbindungen zur PUK von Talabani. Hinter der Komala stecken die alten Schah-Generäle und Savak-Leute.«

»Dann lehnen Sie wohl auch Scheikh Esodir Hussein ab?«

»Die Komala sagt, was die Baath-Regierung ihr verordnet. Sie benutzen den Scheikh. Niemand weiß, wie der plötzlich Kurdenführer wurde und warum. Er hat nie etwas für das kurdische Volk getan. Es existiert sogar ein Brief des früheren Savak-Chefs Nassiri über den Scheikh, ein Beweis, daß er für die Savak gearbeitet hat.«

»Und was haben Sie gegen Jellal Talabani? Ist es, weil ihn Ihr Vater aus dem Zentralkomitee geworfen hat und er dann mit dem Geld aus Bagdad Ihren Vater bekämpfte?«

»Nicht nur. Er ist ein Opportunist. Neulich ist er nach Teheran zu Ayatollah Montaseri gegangen und hat sich als religiös ausgegeben. Bis vor einem halben Jahr arbeitete er mit Dr. Mahmud zusammen, der sich dann von ihm trennte. Er wird gewußt haben, wieso.«

»Wie stehen Sie zur Demokratischen Partei im Iran?«

»Das sind die einzigen wirklichen Vertreter des kurdischen Volkes.«

»Aber gerade Ghassemlu redet nicht sehr freundlich über Sie.

Er sagt, im Iran wären sie dankbar, wenn Sie endlich in den Irak zurückkehren würden.«

»Wir werden auch in den Irak zurückkehren, das ist schon geplant. Unsere Leute kämpfen auch jetzt schon gegen die irakische Armee.«

»Wie viele Leute?«

»Wir haben mehr als 5000 Pesch-Merga. Wir haben in jeder irakischen Stadt, in der Kurden leben, unsere Büros. Vor zwei Wochen haben Pesch-Merga von uns eine Kaserne bei Suleimania angegriffen und einige Soldaten getötet. Obwohl Bagdad offiziell verlautbaren läßt, daß Kurdistan »befriedet« sei, befinden sich zur Zeit Divisionen der irakischen Armee in Irakisch-Kurdistan, aber sie sind in schlechter Verfassung. Außerdem wächst die Opposition im Irak. Wir glauben nicht, daß es diese Baath-Regierung noch lange machen wird.«

»Wie fühlt man sich als Sohn des großen Barsani? Und welches, meinen Sie, war sein größter Fehler?«

»Natürlich ist es eine Ehre, sein Sohn zu sein. Wir haben eine doppelte Verantwortung: einerseits gegenüber dem kurdischen Volk und der Demokratischen Partei, andererseits dem Namen unseres Vaters gegenüber. Was sein Fehler war? Er hat den Versprechen des Schahs und der USA geglaubt. Die Entscheidung, das CIA-Geld anzunehmen, das wir immer via Teheran bekamen, hat er schließlich nicht allein gefällt.«

»Ihr Vater war zum Schluß sehr krank. Was hatte er denn?«

»Seit 1970 hatte er starke Schmerzen. Er wäre gern nach Europa zur Behandlung gegangen, aber er konnte nicht aus dem Irak heraus. Da haben sie ihm 1973 einen Arzt aus Amerika geschickt. Nachdem der ihn behandelt hatte, verlor er den Appetit, verlor er seine ganze Energie. Wir glauben, sie spritzten ihm Krebszellen. Er hatte nämlich nachher Brustkrebs. Deshalb trat er später nicht mehr in der Öffentlichkeit auf. Wir konnten dem kurdischen Volk doch nicht erzählen, daß er krebskrank war.«

»Und wie fühlte er sich im Exil in den USA?«

»Er wollte ja gar nicht nach Amerika, die Schah-Leute zwangen ihn praktisch dazu. Außer Massud durfte niemand aus seiner Familie mit. Vater hatte außer dem Sieg der Kurden noch einen großen Wunsch in seinem Leben: Er wollte den Schah stürzen sehen, den Verräter. Dann wollte er in den Iran zurück. Massud war schon am 1. März 1979 in Teheran, um seine Rückkehr vorzubereiten, er hatte schon das Ticket, da starb der Vater an einer Herzattacke. Vorher hat Vater aber noch ein Glückwunschtelegramm an Chomeini geschickt. Eine kleine Genugtuung. Wir haben ihn in Kurdistan begraben.«

»In welchem Kurdistan?«

»Im iranischen, in Uschneewie. Saddam Hussein hatte doch nach dem Kollaps 1975 verkündet, er würde allen Kurden vergeben, nur vier dürften nicht mehr in den Irak zurück: Drei davon waren wir Barsanis.«

»Haben Sie noch Geschwister?«

»Wir sind zehn Kinder, davon acht Söhne. Sechs davon kämpfen nicht wie wir, drei sind im Irak, politisch desinteressiert, die anderen Kinder sind mit der Mutter in Teheran.«

Ich zähle mit. Irgendwie kommen es mir zu viele Kinder vor. Und was war mit dem älteren Bruder, Obeidalla Barsani, der als Minister von Saddam Husseins Gnaden in Bagdad lebte? Nannten Sie das vielleicht »politisch desinteressiert«?

Vier Stunden sind vergangen, wir haben gemeinsam gegessen, Hammelfleischsuppe mit Knochen und Kartoffeln, und gemeinsam irakischen Tee getrunken, der ein viel besseres Aroma hat als die normalen Tees hier.

»Wenn Sie wieder mal in der Gegend sind, besuchen Sie uns doch bitte«, sagen sie und verabschieden sich, lassen mich mit meinen Fragen zurück: Wieso schätzen sie Ghassem lu und der sie nicht, wieso verdammen sie den Scheikh, die Komala und die PUK Talabanis so in Bausch und Bogen?

## 7. Die Mörder sind schon unterwegs

Der letzte Bus von Orumijeh nach Mahabad ist schon weg. Wir Nachzügler nehmen ein Taxi, sechs Erwachsene und ein Baby. Im Hause von Omars Eltern kommt uns Hadji entgegen. »Ich habe ihn, ich habe ihn!« – »Wen?« frage ich dumm. »Meinen Paß, meinen Paß!« Er packt mich an den Schultern, dreht mich herum. »Jetzt kann ich wieder nach Europa. Wir fahren dann zusammen.« –

»Aber der Kongreß der Partei ist doch erst im März.« – »Richtig«, sagt er, »aber dann! Dann hole ich meine Familie nach Kurdistan!« Hadji ist nicht mehr zu bremsen. »Wie willst du sie denn aus der DDR herausholen?« Er überlegt: »Gibt's da nicht Fluchthilfeorganisationen?« Er solle es doch erst einmal offiziell versuchen.

»Aber vorher besuche ich dich. Ich kann doch kommen?« – »Aber Hadji«, sage ich, »du weißt doch, mein Haus ist dein Haus.« – »Jetzt hat nur noch Ghassemlu keinen Paß«, bedauert er, »ich meine, keinen echten.« Hatte es aber mit den unechten auch immer geschafft, nach Paris zu kommen und Pressekonferenzen über die Lage der Kurden im Iran zu geben.

Sowohl Ahmed als auch Ali, die beiden Vettern Ghazi, haben mich zum Mittagessen eingeladen. Ich muß mich wohl entscheiden. Wen wollte, wen durfte ich nicht enttäuschen? Was galt mehr: die erste Einladung, die höhere Stellung innerhalb der Familie, meine eigene Neigung, oder durfte ich – wem? – mit einer – welcher? – Ausrede kommen? Zwickmühle.

Wo es denn stattfände. »In Konadeh«, sagt Ali; »nicht weit

weg von Lahtschin, dem Dorf des Dichters Hemn«, sagt Ahmed. Als beide sagen »in unserem Dorf«, muß es sich dann wohl um dasselbe Ereignis handeln.

»Wir« sind dann auch zehn Geländewagen, die in die Berge aufbrechen. In Konadeh war gerade erst das Schaf geschlachtet worden, als wir ankamen. Ali und seine Mannen brechen zur Jagd auf, Ahmed schlägt einen Spaziergang den Bach hinauf vor. Auf einem Felsblock unter Weiden deklamiert er Verse aus dem Scheref Nameh, dem kurdischen Nationalepos. Die Flinte lehnt am Stein. Die Sonne bringt die Schneekristalle zum Glitzern, am Hügel gegenüber bilden sich so einfach aus dem Nichts kleine Windhosen, die sich, um sich selbst drehend, langsam von uns wegbewegen.

Still soll es sein im Herzen des Taifuns, während drumherum alles in Trümmer bricht. Still ist es hier, es riecht nach Erde, ein Augenblick des Glücks, ein Herzschlag lang Frieden in Kurdistan, solange der Ayatollah gewillt ist zu verhandeln. Ahmeds Stimme wie von weit. Der Kampf der Kurden und kein Ende.

»Wir müssen gehen, das Essen«, sagt Ahmed und nimmt die Flinte vom Stein. Vor den ersten Häusern des Dorfes drücken sich die mageren, hell-gefleckten Wildhunde herum, bellen nicht, ziehen nur ihre Kreise immer enger um uns herum, fletschen die Zähne.

Ahmed fuchtelt mit der Flinte in der Luft herum, schreit, die Leute sollten gefälligst ihre Köter zurückrufen, sonst . . .

Was sonst?

Gerade bevor einer von denen, die sich bereits zum Sprung geduckt hatten, uns anfällt, kommen die Besitzer, schreien, werfen mit Steinen. Langsam und mürrisch ziehen sich die Hunde zurück. Steine dürfen geworfen werden auf »Unreines«, Hunde. Frauen. Das uralte männliche Denken: durch Abwerten anderer sich selber aufzuwerten.

»Ich hätte einen erschossen«, sagt Ahmed, »dann wären die anderen auch abgehauen.«

Der Himmel bezieht sich, es fängt stark an zu schneien, die Männer spielen im Haus »17 und 4«. Ali in seiner Lieblingsrolle: als Kazike. Alle dürfen ihm ihre Gewehre zeigen, er kennt sämtliche Modelle und Baujahre. Gejagt hatten sie nichts.

Wenn ich mit ihm über die grüne Grenze – »Kannst du ein paar Stunden auf einem Muli reiten?« – in die Türkei wolle, sagt Ali gönnerhaft, dann müsse ich mich freilich ab jetzt täglich bereithalten.

So eilig hatte ich es eigentlich gar nicht. Über die andere grüne Grenze wollte ich noch in den Irak, zur PUK Talabanis und den anderen irakischen Oppositionsgruppen.

Da käme eine Delegation mit Heiner Geißler in die Türkei, die er unbedingt sprechen müsse, sagt Ali. Hatte er vielleicht vor, mit Hilfe der CDU die Kurden von Chomeini zu befreien? Konnte es sein, daß er seine politischen Erfahrungen, die Liebe des kurdischen Volkes zu ihm und das Interesse der deutschen Christdemokraten an Kurdistan ganz einfach überschätzte?

So ganz beiläufig läßt Ahmed Ghazi fallen, daß er noch bei Ghassemli vorbeimüsse, ich könne ihn begleiten. Dasselbe Hauptquartier, das er vor einem Monat bezogen hatte. Eigentlich ein gutes Zeichen, dann schien es wohl einigermaßen sicher dort. Das Telefon war auch wieder repariert, aus war es mit der Ruhe der letzten Tage für Abdul Rahman Ghassemli.

»Und«, fragte der Kurdenführer mit breitem Lachen, »wie gefallen Ihnen die Barsanis?«

»Warum loben die Sie und die Demokratische Partei so?«

»Wahrscheinlich, weil wir sie unterstützt haben, bevor bei uns der Krieg losging. Sie haben schließlich viele Flüchtlinge. Aber während des Krieges haben wir gemerkt, daß sie unverbesserlich sind. Für die Barsanis zählen nur Geld und Waffen. Sie glauben nicht an den Erfolg eines Volkskampfes. Sie haben uns ziemlich geschadet während des Krieges, sie haben Pesch-Merga von uns erschossen. Vor einem Monat hat sich auch die Demokratische

Partei der Türkei von ihnen losgesagt. Sie sollen gefälligst nach Hause gehen und dort kämpfen.«

»Sie sagen, daß sie im Irak kämpfen und im Frühjahr wieder zurückgehen würden.« Ghassemlu schüttelt den Kopf, er hat anscheinend Zweifel.

»Und was ist mit den Verhandlungen?«

»Wir erwarten nichts mehr von Teheran. Wenn die Kämpfe jetzt wieder losgehen, wäre das das Ende der Chomeini-Regierung. Wollen wir das? Chomeini ist immer noch besser, als es irgendwelche rechten Generäle wären, die wieder von den USA Unterstützung bekämen. Wir wollen keine Militärdiktatur. Uns ist im Augenblick der Friede lieber. Da können wir in Ruhe unsere Selbstverwaltungsorgane aufbauen, regionale Wahlen vorbereiten, auch in vorwiegend türkischen Städten wie Orumijeh. Die Demokratische Partei wird immer mehr vom Volk unterstützt. Vor einem Jahr waren wir ein paar hundert Leute im Untergrund, jetzt sind über zehntausend Leute in der Partei.«

»Dann seid ihr ja gefährlich. Dann werden Sie ja schon auf einigen Todeslisten stehen.«

Er zieht an seiner Zigarette. »Die Mörder sind schon unterwegs. Heute habe ich die Nachricht bekommen.«

»Von woher?«

»Aus Teheran.«

Er bleibt gelassen. Ich schaue zum vergitterten Fenster hinaus. Im Schnee stehen frierend Truthähne, ein schneidender Wind pfeift um die Hausecken, hinter denen die Pesch-Merga stehen, die ihn schützen sollen. War da ein verdächtiges Geräusch, schlich da nicht jemand vor der Tür herum, überhaupt, wie lange braucht so ein Mörder denn, mit was ist man als Mörder so unterwegs, welche Tageszeit bevorzugen sie, und killen sie dann nur den einen oder alle, die drumherum sind?

Das war nicht die Furcht vor den wilden Hunden wie heute früh, das war etwas anderes, seltsam Erregendes, das Verbindende der Todesdrohung, unio mystica, ich sah nicht mehr von

außen, ich war jetzt drin, im Herzen des Taifuns, ich konnte plötzlich nach außen sehen.

»Soll ich Sie nach Hause bringen lassen?« fragte Ghassemlu, und es hätte fast besorgt geklungen, wenn da nicht dieser spöttische Unterton gewesen wäre.

»Sie fährt mit mir.« Ahmed kommt zur Tür herein. »Ich bin mit meinem Gedicht fertig«. Die Windhose war's, die ihn angeregt hatte.

»Ich bleibe«, sage ich.

Wortlos greift Ahmed der Lehrer zu seiner schwarzen Kunstlederjacke, zwingt sich hinein, bekommt den Knopf über dem Bauch nicht zu. »Madame liebt das nicht so sehr«, stichelt Ghassemlu und tippt ihm auf den Leib.

Ahmed zuckt zusammen, klemmt seine Tasche unter den Arm und verläßt mit hängenden Schultern den Raum, ohne sich noch einmal umzusehen. »Amboß oder Hammer« sein hatte in meinem Poesiealbum gestanden, »du mußt steigen oder sinken«, und dann hatte Roswitha noch geschrieben »leiden oder triumphieren«. Da litt einer, und der andere triumphierte. Mußte das denn sein? Goethe war doch sonst nicht so entweder-oder, der war doch entschieden mehr sowohl-als-auch.

Ich speiste mit dem Sieger bis in die Nacht hinein.

Es war lauwarm, rollte auf dem Teller herum und wollte nicht gegessen werden: das Frühstücksei. Das schnurrbärtige Feixen des Generalsekretärs über den Tisch hinweg. Ich bliebe doch noch, es würde politisch immer spannender.

Mullah Ismail gehört zum Parteivorstand der Demokratischen Partei. Trotz seines einen Auges hatte er das Haus eines Savakagenten am Rande Mahabads besetzt, eines dieser einstöckigen, braunen Steinhäuser. Der Agent war geflohen, an diesem Abend hatte der Mullah Gäste.

Das Erdgeschoß sah aus wie nach einem Bombenangriff, der Treppe fehlte das Geländer, die Glasscheiben ersetzten Pla-

stikplanen, die sich über die Fensterstöcke aus Aluminium spannten.

An der Stirnseite des länglichen Raumes vor den durchlöcher-ten Plastikfenstern saß jemand mit einer braunen Strickmütze, ich erkannte ihn von hinten, er drehte auch gleich den Kopf herum, »o Madame«, dieses Strahlen, er rückte zur Seite, Abdul Rahman Ghassemlu.

Daneben das verhaltene Lächeln von Rani, fast vertraulich. Ich dazwischen. Im Kreis herum all die Pesch-Merga, die ich zum Teil schon seit Monaten kannte, lachend, mir zugprostend. »Nosch!« Die Bar des Mullah, die Bar des früheren Agenten war reich bestückt, ein beeindruckendes Sortiment harter Getränke, das hier im Grenzland auf den Untergang aller Diktatoren, die Kurden unterdrücken, geleert wurde. In Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

»Nosch!«

Ahmed drängelt sich neben den Generalsekretär und mich, die Jacke klafft noch immer, der Zauber ist gebrochen.

Da steht ein junger Kurde auf, deklamiert Eigenes, Gedichte, Texte, Kabarettistisches. Begeisterung, Zugaben.

Dann erhebt sich Mohamed Mamle, der Sänger, dessen Name mit derselben Ehrfurcht geflüstert wird wie der Hemns, der größte Sänger, der größte Dichter Kurdistans im Iran. Wer etwas auf sich hält, hat Mamle-Kassetten zu Hause, im Auto.

Er ist vielleicht Mitte Fünfzig, Mamle, groß, mit gescheitem Gesicht und altmodischer Brille. Er hat seine Musiker mitgebracht, einen Trommler und einen, der eine Art Hackbrett spielt. In unnachahmlicher Siegerhaltung steht er da, den Kopf mit Turban nach oben gereckt, und singt. Die anderen wissen genau, wann sie mitzuklatschen oder den Refrain mitzusingen haben. Es sind komplizierte Lieder mit versetzten Rhythmen und wechselnden Tonarten. Lieder mit unendlich vielen Strophen, während derer die Aufmerksamkeit der Zuhörer keinen Augenblick abnimmt.

Auf einmal sitzt ein junges Mädchen mit Zöpfen neben Ghassem lu, dessen Knie er mit gekreuzten Armen umfaßt hält. »Meine Verlobte«, sagt er, »gefällt sie Ihnen?«

Ich schaue im Kreis herum. So ein bißchen Schadenfreude, ich weiß ja nicht, meine ich schon aus den Gesichtern herauszulesen.

»Das ist Mamles Tochter«, sagt Rani neben mir und zwinkert. »Und verlobt sind sie auch nicht.«

Plötzlich kursieren Raubdrucke eines Buches »Kurdistan and the Kurds« im Raum, Ghassem lu und Rani als Autoren signieren. Ob mein Buch auch einmal als Raubdruck . . . »Wir hoffen als richtiges Buch«, sagt Ghassem lu, »strengen Sie sich ruhig ein bißchen an.« Aber jetzt wolle Mullah Ismail kurz mit mir reden.

Mullah Ismail Hadji ist zweiunddreißig und Mitglied des Zentralkomitees. Sein Vater, ein Bauer, hat viele seiner Tiere verkauft, um seinem Sohn die Pilgerfahrt nach Mekka zu ermöglichen. Er ist – wie Hadji Ahmadi – gerade damit beschäftigt, in den Dörfern die Selbstverwaltung zu organisieren. Außerdem ist er militärischer Inspektor der Pesch-Merga der Demokratischen Partei, von denen es 3500 Hauptberufliche geben soll.

»Wie religiös sind Sie denn, Mullah Ismail?«

»Ich glaube an keine Religion mehr. Ich bin Materialist und glaube an den Marxismus-Leninismus, mit dem wir ein sozialistisches Kurdistan aufbauen wollen. Einerseits halte ich nichts von der Diktatur des Proletariats, andererseits nichts von Demokratismus, der sich in leeren Formeln erschöpft.«

»Wann gehen die Verhandlungen weiter?«

»Morgen soll die Verhandlungsdelegation mit Darius Foruhar eintreffen, sagt man. Wir werden sehen.«

## Die Frauen sind nie dabei

Die Frauen der Demokratischen Partei haben mich gefragt, ob ich etwas für ihre Zeitung schreiben wolle. Im Gastzimmer des Ghassemu-Unterschlupfes sitze ich auf dem Bett, rechts und links hängen mir die Köpfe der Pesch-Merga über der Schulter. Sie verfolgen, wie sich nach und nach die Seiten füllen, bringen mir Tee und Obst, klopfen mir ermunternd auf den Rücken, ich solle ja nichts vergessen.

Frauen, schrieb ich, mein Verhältnis zu Frauen sei sehr oft daran gescheitert, daß sie keine Fremdsprache sprachen. Unmöglich, längere Unterhaltungen zu führen, was mich sehr interessiert hätte.

Gesehen hätte ich sie zu Hause, im Gang, vor dem Samowar sitzend, weibliche Besuche empfangend, gähmend, sich langweilend. Weil nämlich das Leben, das wirkliche Leben, das kam von außen herein. Deshalb der starre Blick zur Tür.

Gesehen hätte ich sie auf den Feldern, Erbsen zupfend, Disteln ausreißend, im Hof Geschirr spülend. Gespürt hätte ich ihre rauhen Hände, gehört, wenn sie um einen Toten in der Familie weinten.

Nicht dabei seien sie gewesen bei Spaziergängen, Fahrten über Land – wenn es sich nicht um ein Familienfest handelte –, Diskussionen, Spielen, Gelagen. Bedeutete tatsächlich die Hochzeit für ein junges Mädchen das absolute Ende ihrer Freiheit? Die lebenslange Abhängigkeit von der Güte eines Mannes? Einer Familie? Einer Gegend? Einer Kultur?

Oder was für Möglichkeiten gebe es, dem ein Ende zu bereiten? Nicht erst abzuwarten, bis die Männer nach einer Revolution daran gingen, Gleichberechtigung zu verwirklichen, wie sie versprechen. Derartige Ausreden hätten sich bereits selber entlarvt.

»Uff«, stöhnt Ahmed, »das ist aber schwierig.« Er hatte sich als Übersetzer angeboten.

Nach Mahabad zurück fährt uns ein Kurde mit Pepita-Schildmütze. Fatah heißt er, der Eroberer, und ist wie Ahmed Englischlehrer an einem Gymnasium. Ob wir zum Essen zu ihm nach Hause kommen wollten, es gebe Fisch. Einen von den Fischen, die ich bisher nur auf dem Trottoir liegen sah, nun auf den Teller zu bekommen, hielt ich für Chronistinnenpflicht.

Während ich eine Stunde lang mit den Frauen in der Küche das eßbare Gras auseinandersortiere, brutzeln die Fische in der randvoll mit Öl gefüllten Pfanne die ganze Zeit vor sich hin. Halb angebrannt und halb zerfallen. Es gibt eben gute und weniger gute Köche in Kurdistan. Die Erlösung: Mamles Einladung zu einem Gespräch bei ihm zu Hause.

Die schwarzen Fransen seines dunkelgrundigen Blümchenturbans schaukeln ihm seitwärts ins Gesicht, die Augen blitzen hinter seiner Brille hervor, aufrecht, mit übergeschlagenen Beinen sitzt mir Mamle gegenüber.

Er erzählt: »Vor vierundfünfzig Jahren bin ich im Armenierviertel von Mahabad geboren. Damals gab es noch viele armenische Familien hier, jetzt nur noch einzelne. Mein Vater war Analphabet und hatte ein kleines Wollgeschäft im Bazar. Wir waren sechs Söhne und eine Tochter. Geld hatten wir sehr wenig. Wenn wir uns Reis leisten konnten, war das ein Fest.«

»Und wer hat dir das Singen beigebracht?«

»Mein Vater. Unsere Familie ist überhaupt eine Familie von Sängern. Mein Vater hat viele der Lieder, die ich auch singe, selber getextet und komponiert. Instrument konnte er keines spielen, dafür hatte er seine Musiker. Er sang am liebsten religiöse und Liebeslieder.«

»Was für welche?«

»Fast alle unsere Liebeslieder handeln von einem schönen, jungen Mädchen, das der junge Mann nicht bekommen kann.«

»Wie wird denn die Schönheit des kurdischen Mädchens besungen?«

»Jeder Teil ihres Körpers, also ausgenommen das Geschlecht,

wird in Bildern besungen. Die Augen sind Sterne, die Lippen goldene Kästchen – einen großen Mund mag man hier nicht so –, die Zähne sind Perlen, die Farbe des Nackens vergleichen wir mit frisch gefallenem Gebirgsschnee, die Haare mit Winternächten, dunkel und lang, die Wangen mit wilden, roten Bergblumen, die Brust mit einem schönen Garten, in dem wir gerne Limonen pflücken würden. In einer Strophe heißt es zum Beispiel: ›O bitte, töte mich nicht/entferne deine Haare/daß die Morgensterne langsam/aus tiefer Nacht erwachen.«

»Dürfen Männer in Liedern auch schön sein?«

»Eigentlich nicht. Ihr Mut, ihre Waffen, ihre Kleidung werden beschrieben, aber von Schönheit und Zärtlichkeit wird nichts gesagt.«

»Sind das dann Frauen, die die Männer besingen, oder besingen die sich selber?«

»Es gibt auch Frauen, die Gedichte und Lieder über Männer machen, aber sie trauen sich nicht, das in der Öffentlichkeit zu tun. Es gibt Dörfer in der Umgebung, da gibt es Szenen wie diese: Ein junger Mann geht allein die Dorfstraße hinunter, ihm entgegen kommt ein junges Mädchen, ebenfalls allein. Sie beginnt, ihn anzusingen, zeigt ihm, daß er ihr gefällt. Oder beim Stamm der Mangur, da ist, nicht nur vor der Hochzeit, die freie Liebe erlaubt. Geheiratet wird nie innerhalb der Familie. Deshalb sind sie auch so schön, stark und groß.«

»Und Lieder, in denen eine Frau besungen wird, die nicht nur schön und zärtlich ist?«

»Da gibt es das Lied über Aischee Schesad, die während der großen Hungersnot vor fünfundsechzig Jahren, bei der die Hälfte der Bevölkerung in Mahabad starb, für die Armen Essen im Bazar erbettelte. So hat sie sie zwei Wintermonate lang ernährt, bis der Schnee schmolz und die Leute in den Bergen wieder Eßbares finden konnten.«

»Und wie war es, als du jung und verliebt warst?«

»Bei uns war es damals so: Wir strichen immer wieder um das

Haus herum, in dem das Mädchen wohnte. Manchmal dauerte es ein halbes Jahr, bis wir zum erstenmal ihr Gesicht sehen durften. Wenn sie uns dann auch mochte, ließ sie uns ein Geschenk zukommen. Oft war es ein roter, mit Nelken gespickter Apfel.«

»Wann hast du deinen ersten roten Apfel bekommen?«

»So mit zwanzig, einundzwanzig Jahren.«

In die Lachfalten von Mamles Frau, die die ganze Zeit dabei sitzt und zuhört, kommt Leben. »Acht wirst du gewesen sein, wie ich dich kenne!« frotzelt sie, er lacht geschmeichelt. Der Stolz der Ehefrau auf die vielen Vorgängerinnen oder das Sich-Einordnen in männliche Denkkategorien?

»Später bekam ich nur deshalb so viele Äpfel, weil ich da schon öffentlich sang. Manchmal wurde ich sogar geküßt, dann war ich mächtig stolz.«

»Und was habt ihr den Mädchen geschenkt?«

»Seifen, Parfüm oder einen Spiegel. Das Licht und der Spiegel sind für uns das Symbol des Guten, Reinen, Göttlichen. Deshalb wird bei einer Hochzeit der Braut auch ein Spiegel vorgehalten. Manchmal streut die Familie ihr noch Mehl auf den Scheitel, als Symbol für Fruchtbarkeit und Gedeihen.«

»Bei der Hochzeit in Badam haben sie Bonbons und Geld über die Braut geworfen.«

»Ja, das bedeutet, sie soll so süß wie Zucker sein, und mit dem Geld will die Familie sagen, daß sie keine Kosten und Mühen für das Mädchen scheuen wird. Hast du gesehen, daß sie ihr einen Hahn über den Kopf geworfen haben?«

Hatte ich nicht.

»Das hätte den Wunsch ausgedrückt, daß das erste Kind ein Junge sein sollte. Schau mich jetzt nicht so an, das hat nichts mit Religion zu tun. Es ist, weil die harten Aufgaben im Dorf besser von Männern gemacht werden und weil wir Kurden Männer brauchen für den Befreiungskampf.«

Für die Gefängnisse, für die Friedhöfe, denke ich.

Da fällt mir eine Szene ein, die ich vor einem halben Jahr in Mahabad bei der Familie eines Bruders von Mohammed Mamle erlebt hatte: In Anwesenheit seiner Frau und seiner Söhne kniete der Mann auf dem Teppich und flehte Allah an, seine Söhne doch als Opfer für Kurdistan anzunehmen. Und niemand legte Einspruch ein, im Gegenteil, Frau und Söhne fühlten sich geehrt.

»Aber ich habe meine Töchter viel lieber als meine Söhne«, bekennt Mamle und streicht seinem Teenager über die Haare.

»Gibt es irgendein typisch kurdisches Spiel, das ihr damals in Mahabad gespielt habt?«

»Ja, das Mir-Mirän-Spiel, ein sehr politisches Spiel.«

»Ein politisches Spiel?«

»Ein Spiel, das immer wieder von der Zentralregierung verboten wurde und das bei uns zum letztenmal nach dem Zweiten Weltkrieg gespielt wurde. ›Mir‹ heißt ›Gouverneur‹. Es gab einen echten Gouverneur für Kurdistan, aber der Spiel-Mir wurde aus unseren Reihen gewählt. Er suchte sich seinen Hofstaat aus, hatte Minister und Clowns, und alle versuchten, ihn zum Lachen zu bringen. Hätte der Mir gelacht, wäre das Spiel zu Ende gewesen. Ich habe nie einen Mir lachen sehen. Der letzte Mir, Sadiqh Siasari, wohnt in meiner Straße, ein paar Häuser weiter, und er hat seither immer noch nicht gelacht.«

Er geht zum Fenster und zeigt die Straße hinunter. Da wohnte also ein Kurde, dem eine Spielregel das Leben zerstört hatte.

»Mir-Mirän ist kein Kinderspiel, es wird von ganzen Dörfern gespielt und dauert tage- und nächtelang. Meist beginnt es, wenn ein Kurde ins Gefängnis kommt. Es ist ein Protest, so etwas wie die Aufstellung einer Gegenregierung gegen die Zentralgewalt von Teheran. Unser Mir aus dem Spiel hat den echten Mir, der ohne Gesetze und mit nackter Gewalt in Mahabad herrschte, dazu gebracht, politische Gefangene freizulassen. Da kam eine Delegation des Spiel-Mir zum echten Mir mit einem Eselsattel und sagte: ›Du mußt entweder diesen Sattel tragen oder die Gefangenen freilassen.‹ Da hat er es vorgezogen, sie laufen zu

lassen.« Ein Mächtiger, der freiwillig politische Gefangene freiließ, um nicht der Lächerlichkeit preisgegeben zu werden? War das jetzt noch Realität oder schon Fiktion?

»Während der Zeit des Mir-Mirän-Spiels waren alle Geschäfte geschlossen, es wurde überall gegessen und getrunken, getanzt und Hochzeiten gefeiert. Im ganzen Dorf wurden die Witze weitererzählt, mit denen der Hofstaat versucht hatte, den Mir zum Lachen zu bringen.« Da seien auch ganz deftige darunter gewesen. Mamle lehnt sich zurück, lacht, will aber – »Ich bitte dich, vor Damen!« – keinen dieser Witze erzählen.

»Für die Reichen war es eine Ehre, während der Zeit des Festes Geld oder Eßwaren stiften zu können. Taten sie es nicht freiwillig, schickte der Spiel-Mir seine Soldaten, die dann das Geld eintrieben, das anschließend an die Armen verteilt wurde. Du siehst, wir haben mit dem Spiel versucht, unsere eigene Gerechtigkeit, unsere eigene Regierung, unsere eigene Verwaltung vorwegzunehmen und zu üben, aber so, daß es Spaß machte. Deshalb war die Angst der Schah-Regierung vor diesem Mir-Mirän-Spiel durchaus berechtigt. Vielleicht sollten wir mal wieder . . .«, sinniert er vor sich hin.

»Gibt es eigentlich neue kurdische Lieder, die vom letzten Krieg handeln?«

»Ich kenne noch keine Gedichte darüber. Wenn mir Hemn eines schreiben würde, könnte ich es sofort vertonen. Wenn du das nächste Mal kommst, gibt es sicher schon viele.«

Wenn ich das nächste Mal komme . . .

Trotz drei Paar Socken hat mich die Kälte vom Fenster her fast unbeweglich gemacht. Ich stehe schwankend auf, die Gastgeber erheben sich auch, mein Übersetzer Fatah ist hochofrenut, daß seine Aufgabe endlich beendet ist.

»Dort unten«, Mamle deutet auf die Straße, »haben unsere Pesch-Merga zwei Panzer in die Luft gejagt. Dabei gingen unsere ganzen Fenster kaputt.« Deshalb hätte ich so gefroren.

»Warst du während des Krieges nicht in den Bergen?«

»Ich war hier«, sagte er.

»Und an was denkst du, wenn du dich an diese Zeit erinnerst?«

»Komisch – an heißgelaufene Telefone. In jeder Familie saß einer vor dem Telefon, und wenn er bemerkte, daß von irgendwoher Panzer oder Hubschrauber ankamen, informierte er seine Freunde, und sie berieten, was zu tun sei. In Mahabad selbst hat es keine Toten gegeben. Ich meine, keine kurdischen Toten.«

Dank Siemens diesmal.

Wieder bei »meiner Familie«, fragte ich Salim, was es Neues über die Verhandlungen gebe. »Heute nachmittag sollen sie sich getroffen haben. Genaueres weiß man nicht, nur, daß die Teheraner Delegation einen Ayatollah mehr hat.«

Wider Erwarten war es ziemlich einfach, herauszubekommen, wo sich die Teheraner Verhandlungsdelegation befand: in einem häßlichen Gästehaus oberhalb Mahabads, neben der Ali-Ghazi-Schule auf dem Weg zum Staudamm. Nur, dort waren sie nicht mehr, als ich eintraf.

Ein Landrover brachte mich zum Haus von Scheikh Esodin, vor dem schon mehrere Autos standen und das an die dreißig Pesch-Merga von außen sicherten. Ich bat um ein Gespräch mit Foruhar. Lange tat sich nichts, ich stand im Schneewind vor der Tür, eingekreist von einer Menge neugieriger Pesch-Merga, die mich immer wieder zu Zigaretten einluden.

Kaum hatte ich eine ausgedrückt, wurde mir schon die nächste angeboten. So freundlich, daß Ablehnung einen Affront bedeutet hätte.

Die Herren aus Teheran ließen mir mitteilen, daß sie kein Interview geben würden. »Wieso?« fragte ich. »Weil sie keine Journalisten mögen«, berichtete der Vermittler. So ganz unrecht hatten sie ja da nicht. Bedauernde Rufe der Pesch-Merga folgen mir: Ich solle es nicht tragisch nehmen, die seien sowieso blöd.

Im nächsten Krämerladen um die Ecke gelingt es mir zum ersten Mal, seit ich in Kurdistan bin, selber Zigaretten zu kaufen, was mir bisher konsequent verwehrt worden war: Ein Gast hat

kein Geld auszugeben. Aber schon tippt mir jemand auf die Schulter und hat bereits den Geldbeutel gezogen: Abdullah Marduck, Fernsehdirektor von Mahabad, mit seiner westlich gekleideten jungen Frau.

»Bitte«, sage ich, »einmal will ich auch.« Dafür fährt er uns nach einigen Ehrenrunden auf dem »Boulevard« zu einer Fotoausstellung der Komala. In einem Schuppen an der Steilseite des Hügels steht links vom Eingang der Informationstisch mit Kassetten, Broschüren, Postern, das meiste von Scheikh Esodin: redend, zuhörend, mit Pesch-Merga in den Bergen gehend, betend freilich nie.

Im großen, kahlen, ungeheizten Raum hängen Fotos an windschiefen Stellwänden: schöne Bilder von Landschaften und Menschen, daneben Nahaufnahmen gefolterter, übel zugerichteter Kurden. Immer wieder heroisch dreinblickende Pesch-Merga in Reihen, einer neben dem anderen posierend.

Nicht, daß die Kurden beiderlei Geschlechts sich nicht gern fotografieren ließen, im Gegenteil, nur bestimmt der zuständige Mann, Vater, Bruder einer Frau, ob sie darf oder nicht. Auch scheint es als unsozial zu gelten, nur einen Menschen oder gar nur ein Gesicht ablichten zu wollen.

Von weit her kommen die gelaufen, die auch mit aufs Gruppenbild wollen – um etwas anderes kann es sich ja gar nicht handeln. Dann stellen sie sich nebeneinander, setzen ihre ernstverwegene Fotomiene auf, wie es schon Vater und Großvater getan haben, deren inzwischen bräunlich vergilbten Fotos im Wechselrahmen daheim auf dem Fernsehapparat stehen.

Eine Gruppe bilden sie jedenfalls nicht. Dahinter die uralte Überzeugung: jeder Kurde ein König, ganz will er aufs Bild und nicht halb. Gemeinsam wird gekämpft, gemeinsam haben sie den Tod vor Augen, die Pesch-Merga, gemeinsam wollen sie auch fotografiert werden. Basta!

## Das Geschenk des Kurdenführers

»Komm mich doch mal in meiner Klasse besuchen«, hatte mich Ahmed neulich aufgefordert. Ich fragte mich zur »Honarestan Sanati« durch und wurde gleich ins Lehrerzimmer geführt. Es war gerade Pause vor der letzten Stunde, die Lehrer – Lehrerinnen gibt es hier nicht – saßen auf zerbeulten Blechstühlen an den Wänden des engen Raumes entlang und tranken Tee. Ob ich ihn in die Abiturientenklasse zur Englischstunde begleiten wolle, fragt Ahmed.

Die Blechbänke und -tische, in die sich die achtzehn- bis achtundzwanzigjährigen Abiturienten – manche haben später angefangen, manche zwischendurch einmal unterbrochen, weil sie mitkämpften – quetschen müssen, sind viel zu klein, irgendwie arg fehlkonstruiert.

Dreizehn schwarze und zwei graublaue Augenpaare starren mir entgegen. Ahmed stellt mich vor. »*Bacherhati*«, sagen sie fast feierlich. Ahmed wiederholt die letzte Lektion über die Frauen: Typisch für die Amerikanerin sei, heißt es da, daß sie ihre höchste Erfüllung darin sehe, sich für andere aufopfern zu dürfen.

Na, ich weiß nicht ganz.

Die Jungen lesen die Sätze laut vor, Lehrer Ahmed trotz seines Oxfordakzentes gibt sich nicht die geringste Mühe, ihre Aussprache zu verbessern. Das Ganze hat etwas von einem Dressurakt, einer Pflichtübung, die lästig ist und die man schnell und desinteressiert hinter sich bringen muß. Heimlich schauen sich die Schüler nach mir um. Ich sitze in der letzten Reihe.

Wie paßte das denn zusammen, der schwierige Text, der auswendig zu lernen war, und der geringe aktive Wortschatz? Vorsichtig fange ich mit »What is your name?« und »How old are you?« an, gehe an die rissige grüne Tafel, die weder zieh- noch klappbar war. Mit dem trockenen Lappen die letzte Stunde von Ahmed abstauben. Ich sehe die Schüler hinter mir nicht, ich höre

aber ihr Kichern. Die Urangeist des Lehrers vor der Schülerbestie im Rücken.

»Willst du morgen mal unterrichten?« fragt Ahmed. »Ja«, sage ich. »Bye-bye, Miss«, verabschieden sich die Jungen und rennen hinaus.

Sie lernen jetzt im siebenten Jahr Englisch, da würde man doch meinen . . . Aber dafür können sie sicher gut schießen.

Mittagspause im Rektorat, wo wir das Essen serviert bekommen: Kebabfleisch im Fladenbrot, einen Teller Reis und eine Flasche Sinalco. Um zwei Uhr nachmittags ruft ein mächtig dröhnender Lautsprecher die Schüler zum Nachmittagsunterricht.

Ali Ghazi und seine Untertanen sind wieder einmal auf dem Weg zur Jagd. »Morgen werde ich Englisch unterrichten«, sage ich. »Dann bleiben wir doch gleich da«, meint er, »meiner Familie wäre es sowieso lieber, wenn ich nicht mehr nach Deutschland zurückgehen würde, und du hast eine Lebensaufgabe gefunden.« Als Lehrerin in Kurdistan. Warum eigentlich nicht?

Ali entwirft kühne Zukunftsvisionen: Wie er, nachdem er in Kurdistan die Unabhängigkeit ausgerufen habe, nach Teheran ziehen werde, um die Ayatollahs zu stürzen und ganz Persien zu befreien. Obwohl vielleicht manche sich gerade von ihm ungenügend befreien lassen würden. Und so ganz im Alleinritt war das wohl doch nicht zu schaffen.

Bei Babanzades zeigt mir die Nachbarin ihr hart geschwollenes Handgelenk: Ich sei doch schließlich *duttur*. Zum Hospital brächten sie keine zehn Pferde – sie traue den Ärzten nicht über den Weg.

»Telefon«, kommt Miriam, die Nachbarstochter, gelaufen. Sie hat die Haare an den Seiten flott nach oben geföhnt, was zeigt, daß sie noch am Schah hängt, daß sie ein Leben nach »westlicher Art«, was immer das für sie bedeuten mag, allem anderen vorziehen würde.

Die »höheren Töchter« Mahabads, die das Gymnasium besuchen, haben wenig Möglichkeiten, Männer zu treffen. Deshalb ist das öffentliche nachmittägliche Rendezvous auch von so ungemeiner Wichtigkeit. Um vier oder fünf Uhr nachmittags sind plötzlich die Straßen, die von der Schule ins Zentrum führen, verstopft. Autos parken wild durcheinander, Männer stehen in Gruppen lässig, rauchend, schwatzend am Straßenrand.

»Sie kommen!« Dann wird es still, jeder ist ganz Auge. Die Mädchen, untergehakt, westlich gekleidet, zu zweit, zu dritt, zu viert, zu fünft, reden miteinander, kichern, tun so, als sei die Straße wie immer, als wären sie nicht Zielpunkt des gezielten männlichen Interesses. Spießbruten-Laufsteg: Die Blicke, die, aus den Augenwinkeln geworfen, sich kreuzen, ein bißchen länger dauern, als es die Familie erlauben würde. Scherzworte, die hinfliegen und mit Gekicher und noch festerem Unterhaken des Armes der Freundin beantwortet werden. Sie gehen nicht schnell, die Gymnasiastinnen, aber auch nicht so langsam, daß es unschicklich wäre. Modenschau und Markt der Gefühle. Die Zeit, in der Mahabad den Atem anhält, in Erwartung kommender Wonnen.

Ahmed ist entschlossen, mir die – mich der? – bessere(n) Gesellschaft Mahabads vorzuführen. Was heißt »bessere«, seiner Gesellschaft eben, die aus den alten Familien besteht (wo sind die »jungen Familien« in Mahabad?), die Sympathisanten der Demokratischen Partei sind. Er hole mich bei den Marufis ab, sagt er. Kurz darauf läutet es. Omar, der Sohn des Hauses, geht zur Tür. Er kommt nicht zurück, genausowenig wie Ahmed hereinkommt. »Du mußt deinen Freund schon selber hereinholen«, sagen die Marufis augenzwinkernd.

Die Haustür ist offen, auf jeder Seite steht einer: Omar innen, Ahmed außen. Stumm, unbeweglich.

»Komm schnell«, sagt Ahmed, »die anderen warten schon.« Wer »die anderen« waren, wußte ich nicht, das war vielleicht

auch Teil der Einladungsüberraschung, aber dieses Frauen-Hetzen paßte mir überhaupt nicht. Ob er nicht noch fünf Minuten hereinkommen wolle, die Marufis würden ihn gern kennenlernen. Gut, meint er. Ich gehe voraus, die Marufis auf dem Teppich neben dem Samowar heben die Köpfe, schauen erwartungsvoll, fangen plötzlich an zu lachen.

Ich drehe mich um. Hinter mir ist niemand. Kein Ahmed, kein Omar. Sie stehen noch in der Tür, schweigsam, wie angegossen. Er könne doch nicht einfach so hereinkommen, sagt Ahmed und es klingt ein bißchen kläglich, »sie sind doch nicht aus meiner Familie.«

Sie waren nicht aus seiner Familie. Das war es also. Innerhalb der Familie ist alles geregelt, da existiert eine klare Hierarchie, die jeder kennt, die jeder befolgt. Außerhalb der Familie ist Feindesland, da kann man nicht vorsichtig genug sein.

Ahmed zielt sich noch ein bißchen, bis er die Schwelle überschreitet, die Schuhe abstreift. Endlich konnte die Tür zugemacht werden. Der fremde Gast betritt den Raum, die Gastgeber erheben sich, große Förmlichkeit bricht aus, beide Seiten überbieten sich an Höflichkeitsfloskeln. Ich stehe staunend abseits. Man erkundigt sich nach dem Befinden der übrigen Familienmitglieder, bis der erlösende Satz fällt: Der Bruder der Mutter von Abdullah und Ismail Marufi ist ein Ghazi. Gott sei Lob und Dank. Das Eis ist gebrochen, man ist schließlich verwandt. Wir können uns setzen. Ganz normal sein. Bevor er mit uns anstoßen könne, müsse er beten, sagt Ismail und kniet sich im hinteren Teil des Raumes auf den blaugrundigen Bijartepich, der über und über mit Blüten besät ist. »Nosch«, sagt sein Bruder, hebt das Glas und prostet ihm zu. Auch die anderen reden nicht etwa leiser, nur weil einer von ihnen sich zum Beten entschlossen hat. Das andere Verhältnis der Kurden zum Islam, das nicht-fanatische. Anhänger Zarathustras, hatten sie sich ein paar Jahrhundertlang gegen die Einführung des Islam gewehrt.

Ahmed gehört zu den wenigen Personen in Mahabad, die ein privates Auto besitzen. Nach wiederholtem »Kommen Sie doch bald einmal wieder vorbei« dürfen wir aufbrechen.

Kakh Kalla Scheikh Agai hieß der Gastgeber des heutigen Abends. In seinem Polstersalon – und ich dachte, heute sollte die geheime Sitzung des Zentralkomitees stattfinden – »Später, Madame«, sagte der Generalsekretär, »die Sitzung beginnt nach dem Essen« –, er rückte beiseite, bot mir von seinem Fladenbrot an, in Kakh Kalla Scheikhs Polstersalon jedenfalls saß ich endlich wieder einmal auf einem Stuhl und an einem Tisch. Was zu meiner Hochstimmung beitrug.

Ein Abend voll knisternder Erotik, Anspielungen, Komplimente, Schattenkämpfe, Rani, Ahmed, der Generalsekretär. Und ich.

»Warum bist du denn so fröhlich?« sagt Ahmed mißmutig und stochert in seinem Reis herum.

»Sie verlassen uns doch noch nicht?« fragt der Generalsekretär kokett und gibt sich besorgt.

»Nicht, bevor Ali die Unabhängigkeit ausgerufen hat«, sage ich. Dann könne er mir ja noch ein Geschenk besorgen.

Ein Geschenk. Das Geschenk des Kurdenführers. Das Herz schlägt mir höher, wirklich. Einen Ring wolle er mir schenken, viel schöner als alle, die ich je getragen hätte. Verspricht er.

Mir hätte ja schon eine dieser Bommelmützen gereicht. Aber ein Ring, Ringlein, Ringlein an der Hand, das hatte schon etwas Märchenhaftes. Hätte etwas Märchenhaftes gehabt.

»Vergiß deine Englischstunde nicht«, sagte Ahmed, »wenn du früher kommst, kannst du noch mit dem Turnlehrer Tischtennis spielen.«

Der Turnlehrer sieht irgendwie aus wie ein Gallier: helle Haut mit Sommersprossen, rote Locken und blaugüne Augen. Wir spielen in der Eingangshalle. Die Platte ist rissig und senkt sich, aus den Schlägern hängt Schaumgummi, Platz ist auch nicht genug, weil Schüler und Lehrer dicht um die Platte herumstehen.

Aber irgendeine Art von Attraktion mußte es schon sein, eine Frau Tischtennis spielen zu sehen.

Mein Gegenüber hetzte mich mit tückisch-angeschnittenen Bällen ganz schön um die Platte herum. Tief atmend präsentierte ich mich »meiner« Klasse.

»Miss Hella, wellcam« steht an der Tafel.

Wo nur die Abiturienten auf einmal herkamen? Gestern waren es nur halb so viele.

Was sie nach dem Abitur machen wollten.

»Arbeiten«, sagt einer, »wenn du was findest«, ein anderer, »studieren«, der dritte. Der vierte sagt »heiraten«, es sei schon alles abgesprochen. Er heirate seine Kusine. Die Mitschüler feixen. Ob ich verheiratet sei? Kinder habe? In Kurdistan bleiben wolle?

»Wollen welche von euch zu den Pesch-Merga?«

Natürlich wollen alle für die Autonomie Kurdistans und die Demokratie im Iran kämpfen, aber ob so richtig, hauptberuflich als Freiheitskämpfer, das ist vielen noch nicht so recht klar.

Wie es denn so bei uns wäre mit der Schule, mit dem Heiraten, mit der Regierung und welches der beiden Deutschland besser wäre.

Ein Teil der Jungen verstand und sprach sogar, ein anderer verstand nur, der dritte Teil saß eben da, unbeteiligt aber strahlend. »Bleib' da, Miß«, sagten sie ins Schrillen der Klingel hinein.

»Ja, wirklich, warum bleiben Sie nicht?« fragt der Generalsekretär am Telefon.

Jetzt, wo ich schon einen Artikel geschrieben und eine Englischstunde gehalten hätte. Ich würde allmählich zu einer Gefahr für Kurdistan. Er lacht.

Übrigens habe einer seiner Männer heute auf dem Basar nach einem Geschenk für mich gesucht, aber nichts gefunden. Ich sei so anders.

Gab es auf dem Basar denn keinen einzigen Ring mehr? Und wieso hatte er nicht selber gesucht?

»Hoffentlich schneit es bald richtig«, wünscht sich Ahmed, sonst liege der Schnee im Januar hier meterhoch.

Ahmeds Wunsch war prompt erfüllt worden, die ganze Nacht hatte ein Schneesturm getobt. Mahabad scheint eingeschneit, einige Telefonleitungen funktionieren nicht mehr. Die vom Ghassemly-Quartier zu den Babanzades war kaputt, die umgekehrte Richtung klappte. Wir probierten es aus, obwohl ich das Ganze nicht verstand. War doch die gleiche Leitung, oder?

»Die Straße zwischen Mahabad und uns hier ist zugeschneit«, freut sich der Kurdenführer. »Dann komme ich endlich zum Schreiben. Was haben Sie heute vor?«

Bisher hatte ich nichts vor, aber auf einmal wußte ich, was ich wollte: ihn besuchen. Durch den Schnee. Wenn es ging. »Vielleicht sehen wir uns nachher«, sage ich. Er versteht nicht. »Sie wollen doch nicht etwa...« Ich wollte schon. Zog noch zwei Pullover über, ging zur Tür.

Ob ich bei diesem Schneesturm tatsächlich nach draußen wolle. Oma Babanzade schüttelt den weißen Kopf mit dem paillettenbesetzten, rot-schwarzen Käppchen. Ob ich zum Essen da wäre.

»Nazanem«, ich wußte es nicht, das hing vom Schnee und der Straße ab. Sagen wollte ich auch nichts, vielleicht mußte ich ja umkehren. Wenn ich also unbedingt gehen wollte, Oma Babanzade versank wieder in Reglosigkeit.

Draußen reißt einem der Sturm den Atem vor dem Mund weg, beflügelt dich, schiebt dich in eine Richtung, daß du fast schwebst, verbarrikadiert dir die andere, legt sich auf deine Brust wie ein Alp, nach vorn gebückt kämpfst du gegen ihn, nach hinten fallend mit ausgebreiteten Armen läßt du dich von ihm tragen wie von einem Geliebten. »Kommst du heute zu uns zum Essen?« Ganz Mahabad schien sich verabredet zu haben, mich am Aufbruch zu hindern. Als erster Ahmed, es war ja nicht, als ob er nichts ahnte. »Willst mir wohl nicht sagen, wo's hingehet?« Wollte ich wohl nicht.

Dann die Sattler vom Basar, wo der Schnee hüfthoch lag, dann der Pesch-Merga, der als Polizist versuchte, den Verkehr auf dem Platz vor dem Basar in den Griff zu bekommen, die armenische Familie, die den Alkohol-Schwarzmarkt beherrschte, Lehrer-Kollegen »meines« Gymnasiums, »Komm, iß' heute bei uns!«

Eine Frau zur Mittagszeit allein bei schlechtem Wetter durch die Straßen irren zu sehen kann doch nur bedeuten, daß sie kein Zuhause hat, hungrig ist, friert. Daß ihr auf alle Fälle schnell und unbürokratisch geholfen werden muß.

Das dumpfe Geräusch, mit dem die Schneedecke stückweise von den Flachdächern geschoben wird und auf dem Trottoir landet; die grellen Synthetikfarben der Teppiche, die von Bauern neben dem kleinen städtischen Park feilgeboten werden, und die bis zum Hals zugeschnittenen Plastiken von Reh und Adler hinter den Büschen.

Das mehrstöckige Silogebäude, vergleichbar dem Charme der BayWa-Lagerhäuser in bayerischen Landen, ein Geschenk der Russen, heißt es, an die Republik von Mahabad, kündet vom Ende des Stadtzentrums. Die Ausfahrtstraße ist leer, weder von dieser noch von jener Richtung her traut sich ein Wagen hervor.

Bis er kommt, dieser Fiat, mit zwei Kurden, der hält und die mich fragen, wohin's denn ginge. Konnte ich das sagen?

»Zum Essen«, sage ich, »bei Freunden.« »Ah, ah«, brummen sie, starten. Was wohl so ein kleines Auto besonders Winterfestes hatte, war mir nicht klar, aber es schob sich triumphierendlangsam an den anderen, in den Schneewehen steckengebliebenen Landrovern und Jeeps vorbei.

Nach einer Stunde war mir, als ob hier rechts der Weg abgehen müsse, der zu Ghassemus Versteck führte. Wie der Schnee doch eine Landschaft bis zum Nichtwiedererkennen verwandelt.

Hier müsse ich aussteigen.

Sie sahen sich verwundert an. Mir verwundert nach, als ich mich vornübergebeugt über zugeschnellte Jeepspuren gegen den Wind stemmend vorkämpfte. Kontrolle gab es keine, wozu auch,

die Straße war ja zu, hinter einer zerzausten Birke funkelte einer dieser Hundwölfe hervor, verfolgte mich aber nicht weiter, war wohl zu hoch der Schnee.

Erstaunte Rufe der wacheschiebenden Pesch-Merga, das müsse schon einen triftigen Grund haben, wenn einer bei diesem Wetter komme. Khalid bringt mich ohne Verzug zum Generalsekretär. Der sitzt zwischen Papieren an einer Art Schreibtisch.

»Sie?« sagte er, und da ist mehr Freude drin als Unmut, gestört zu werden.

Wie ich denn hergekommen sei.

Getrampt eben.

Ob ich ihn den Artikel noch fertigschreiben ließe. Khalid würde einstweilen Tee bringen.

Ich nehme mein Tagebuch, schreibe. Er korrigiert etwas an seinen Texten. Steht auf, macht eine Runde im Zimmer, setzt sich wieder. Schaut mich an und ich ihn. Nimmt sich die Papiere wieder vor, steht auf, bleibt vor mir stehen. »Wenn Sie da sind, kann ich nicht arbeiten.«

»Ich gehe gleich«, sage ich, weiß, daß es nicht stimmt. »Dann können Sie in Ruhe weiterarbeiten.« Natürlich wollte ich, daß er sich jetzt mir widmete. Hatte ich das nicht verdient? Schließlich war ich hergekommen und konnte gehen, wann ich wollte. Auf demselben Weg, den ich gekommen war. War unabhängig. Wenn nicht inzwischen die Straßen tatsächlich zugeschnitten waren.

Wie auf einer Insel, Robinson bekommt Besuch, Freitag-Khalid serviert den Tee. Mit Cognac wird nachgefüllt, angestoßen, sich in die Augen geschaut.

»O, da habe ich etwas für Sie!« Er springt auf und drückt mir einen lilaschimmernden durchsichtigen Plastiksack in die Hand, »das hat ein Freund für Sie gefunden.« Ich mache den Sack auf, etwas quillt mir über den Arm, lila, rutschend und ohne Ende. Ein kurdisches Frauenkleid mit aufgestickten bunten Blumen und dieser märchenhaften Weite über den Hüften. Voll Synthe-

tik. Das war keine Mütze, okay, aber Ring war das auch keiner. Und wurde nie einer.

»Wunderschön werden Sie darin aussehen«, sagte der Generalsekretär und sieht aus, als ob er es ernst meinte.

Ich solle es doch einmal anprobieren. Warum hatte er sich nicht getraut, mir einen Ring zu schenken?

»Danke«, sage ich und mime Rührung. Ich sei eine außergewöhnliche Frau, sagt er und tut so, als würde er Blütenblätter von einer Blume zupfen, murmelt etwas dabei. War das jetzt kurdisch oder Euro-Import, Orient oder Okzident? Kein Gedanke jedenfalls mehr an Schreiben.

Die Pesch-Merga hatten schon unter sich ausgeknobelt, wer mich an die Straße bringen und ein Auto für mich anhalten dürfe.

Einer der jüngsten reißt mir den Plastiksack aus der Hand, schleift ihn über die Schneedecke weiß-lila-weiß – wäre ein Ring überhaupt viel praktischer gewesen, hatte er gar Angst vor der Symbolik? – in Richtung Kreuzung.

Ein Vogel fliegt über unsere Köpfe, prallt an einen Baumstamm, sinkt in den Schnee. Der Pesch-Merga hebt ihn auf und schenkt ihm mir direkt ein bißchen feierlich. Da hatte ich ihn also, den Spatzen in den Händen, einäugig war er auch noch.

Ein Nest hatte er sich in seiner Askese eingerichtet. Ghassemli, Ex-Professor der Sorbonne.

Was ich denn mit dem Spatzen wolle, fragen die Kurden im Minibus zurück nach Mahabad; ob ich glaube, daß daraus einmal ein Adler würde, die Marufis belustigt. Wasser nimmt er ein wenig, aber schon beim zweiten Reiskorn gibt er vor zu ersticken. Ich mache ihm ein Nest aus meinem Schal.

Tierliebe ist keine der hervorstechenden kurdischen Charakterzüge, außer natürlich zu so »herrlichen« Tieren wie Pferden, Dromedaren, Falken. Wenn ich da an den jungen Hund denke, ja, den vom Titelblatt der ersten Auflage, den wir im Sommer über die Berge der »grünen Grenze« zwischen Iran und Irak an

einem Seil um den Hals mitgeschleppt hatten. Angst hatte er, zu steil war ihm mancher Fels, müde wurde er dann auch, aber nein, er mußte mit, er wurde gezogen, auch wenn er empört die Pfoten auf den Boden stemmte. Als er ankam, fehlten ihm zwei Krallen.

Welchen Wert hat ein Hund? Unrein, sagt der Prophet. Eine Frau? Manchmal unrein, sagt der Prophet.

»Warum sind eigentlich die Frauen nicht bei uns?« frage ich die Männerrunde in Marufis Prachtsalon. »Ist doch kein Fremder da.«

»Hol du sie doch«, sagen sie.

»Nein, ihr.«

»Ismail begleitet dich«, heißt es, und irgendwie wurde ich das Gefühl nicht los, daß sie sich eins feixten.

Im engen Durchgangszimmer zum Garten, der jetzt dunkel und tiefverschneit dalag, saßen die Frauen, schauten erstaunt mal mich, mal Ismail an. In diesem Garten hatten mich die Marufi-Frauen im Sommer in eine Kurdin verwandelt, von den glitzernden Pumphosen über das Fließegewand und den meterlangen Gürtel bis zur Weste und dem hellen Kopfschleier. Ob ich mich darin wohl fühle, hatten sie wissen wollen.

Irgendwie hatte ich mich herausgeredet und gesagt, daß die *kaua-patol*, der Männeranzug, doch wohl praktischer wäre, wenn ich mit den Pesch-Merga unterwegs sei. Und jetzt hatte ich selber so ein lila-durchsichtiges Gebilde, ein kurdisches Kleid anstelle des versprochenen Rings. (Der Gedanke verfolgte mich.)

Ismet, Ismails Frau, war aufgesprungen. »Kommt doch in den Salon«, sagte ich. Ismet war es gewesen, die mir immer wieder geklagt hatte, wie öde es wäre und wie wütend es sie machte, den ganzen Tag zu Hause sitzen, stricken und Tee kochen zu müssen. Daß sie viel lieber so leben wolle wie die Frauen im Westen.

Die anderen schauen uns an, Mutter, Schwägerin, Tanten, Töchter, bis Fatme, die große, dicke, schwarzgekleidete Fatme, Omars Mutter, zu schreien anfängt: »Haram, haram.« Zugege-

ben, sie hatte von Natur aus eine schrille Stimme, aber die beiden Worte peitschten durch das Zimmer wie durch einen Kasernenhof. Haram, heilig, verboten, Mekka und Medina, die heiligen Stätten, der Harem, Zutritt für Unbefugte verboten, Männergebote, Männerverbote zur Machterhaltung, Frauen wie Fatme, die sie verinnerlicht haben und parieren.

Lag die Gefahr darin, daß das ein Präzedenzfall werden konnte? Einmal im Salon, immer im Salon?

Ich könne doch bei ihnen bleiben, bedeuten mir die Frauen, klopfen auf den Teppich, auf den sich Ismet still wieder niederkauert hatte. Genau das wollte ich nicht. »Ismail«, sage ich. Er solle sie bitten mitzukommen. Er windet sich, sagt dann etwas von »Wenn du willst, kannst du kommen«, ich verstehe es nicht, aber dem Ton nach klingt es eher wie: »Untersteh dich, die Einladung anzunehmen!« Nichts zu machen, die Traditionen waren stärker, Frauen wie Ismet die Ausnahme. Unverrichteterdinge ziehen wir ab. Im Salon empfängt uns das »Haben-wir-dir's-nicht-schon-vorher-gesagt«-Gemurmel der Männer.

Als mich Hadji Jahre später in München besuchen sollte, erzählte er, daß nicht nur an diesem Abend die Frauen lange darüber diskutiert hätten und Ismet es sich immer noch nicht verzeiht, daß nicht wenigstens sie mitgegangen war. Eine müsse schließlich anfangen.

Mein Zimmer bei den Nachbarn Babanzade hatte einen seltsamen Geruch, auf den ich aber nicht weiter achtete. Nachts wachte ich auf, mir war übel, ich war schwach, schleppte mich zum Fenster, riß es auf. Das sah nach Rauchvergiftung aus, irgendwo mußte der Ofen nicht dicht sein. Ich habe sie überstanden, aber das Vögelchen lag am nächsten Morgen steif auf dem Rücken in seinem Schalnest. Daß der Morgengruß der Kindermonster so besonders herzlich ausfiel, gab mir zu denken.

Allen Dreck, allen Schmutz hatte der Sturm weggeblasen, der Schnee überdeckt, das Eis festgefroren. Adrett verzuckert glitzert Mahabad in neonlichter Wintersonne. Gehen möchte ich, laufen, sehen, riechen, hören. O ja, Ahmed ginge gern mit. »Nur noch zwei Filme«, sagt er, müsse er kaufen, er hätte nämlich Lust zu filmen. »Ich habe eine Tonfilmkamera«, sagt er stolz.

Es gibt ein Fotogeschäft, aber es ist geschlossen. Bis der Mann gefunden ist, der die Schlüssel des Inhabers einstweilen aufbewahrt, dauert es eine Weile. Bis das Geschäft aufgeschlossen, alles durchsucht ist und das Ergebnis feststeht: »keine Tonfilme«, vergeht wieder eine Zeit. Dafür wird einer ausgeschickt, um an einem anderen Ort vielleicht doch welche zu organisieren. Er kommt am frühen Nachmittag mit zwei normalen Achtmillimeterfilmen zurück. Die gingen auch, meint Ahmed.

Jetzt brauchen wir nur noch ein Auto, um wenigstens ein Stück vor die Stadt zu fahren, meint Ahmed. Die Familie ist groß und wohlhabend, »irgendeiner wird uns sein Auto leihen«, meint er im Brustton der Überzeugung.

Es ist ja nicht, als ob niemand wollte oder Ahmed nicht angesehen wäre in seiner Familie. Nur war eben kein einziges Auto verfügbar. Und ohne Auto kein Spaziergang. Ich gab mir Mühe, dieser Logik zu folgen.

Dafür luden uns alle zum Dreier-Tee-Zeremoniell ein, das Ahmed unter keiner Bedingung ablehnen konnte.

Endlich, im purpurroten Schein der untergehenden Sonne, durfte ich Ahmed filmen. Wir waren nur bis zum Stadtrand gekommen, keinen Fuß hatten wir aus Mahabad hinausgesetzt.

»Du tust ja so, als wäre das dein Supermarkt«, sagte ich zu Ahmed, der in Siegerpose am Eingang lehnte.

»Ist er ja auch«, sagte er. Vielleicht von der Verwandten, die seine Frau wurde, in die Ehe gebracht? Klar, daß so ein Clan zusammenhielt. Dichter, Berater der Demokratischen Partei, Englischlehrer und Besitzer eines Supermarktes, dabei aber klein, blaß, mit schütterem Haar und Bauch. Fast ein kurdischer

Anti-Typ. Eher leise, fast ängstlich, einer, der immer so aussieht, als wäre er älter. Einer, der sich nach Liebe sehnt, aber nicht daran glaubt, weshalb keine Frau ihn so richtig will und Männer ihn zur Zielscheibe ihres Spottes machen.

Synthetik, Plastik, wohin man im Supermarkt schaut. Außer den bemalten Holzkämmen und den handgemachten Schuhbürsten. In der Kühltruhe eine Entdeckung: Bayernbutter gab es da. Während der Kurde die bayerische Butter . . . nimmt der Bayer mit der irischen vorlieb. Verschlungene Handels- und Spendenwege.

»Ein Huhn, bitte!« Ein kleines Mädchen steht vor Ahmed. Er schickt einen Angestellten hinaus, der nach einer Weile mit einer Art Blechtrichter mit Blutrinne hereinkommt, in dem ein Huhn kopflos-kopfüber steckt und noch lange mit den schuppigen, eingekrallten Füßen zuckt.

Von den Archosauriern, einer Reptiliengruppe, sollen sie abstammen, die Hühner, deren nächste Verwandte unter den Kriechtieren die Krokodile seien, die Federn hätten sich aus den Schuppen entwickelt, entwicklungsgeschichtlich betrachtet. Die Füße zucken nicht mehr.

»Wirklich, so frei habe ich mich schon lange nicht mehr gefühlt.« Mahabad war mondbeschieden, und ich saß im Landrover mit Ghassemlu. »Hier in dieser Straße hielt ich mich vor einem Jahr versteckt, schlich mich im Schutz der Dunkelheit zum Haus, dachte nie, daß ich mich so schnell wieder so unbeschwert würde bewegen können.«

»Das nennst du frei?«

»O ja, für den Führer einer verbotenen Partei schon.« Wir halten vor einem Steinhaus an einem der vielen Stadtrände Mahabads unterhalb des Bergrückens, auf dem die iranischen Panzer stehen. Eine Menge von Geländewagen stehen bereits davor. »Sie hatten mir doch versprochen, daß es nur wenige sein werden, die zur Hochzeit kommen.« Er ist verärgert, sagt, er würde am liebsten sofort wieder umkehren. Geht dann doch

hinein, ganz eng umgeben ihn seine Pesch-Merga, über hundert Kurden sitzen an den Wänden der beiden ineinandergelassenen Räume, warten, bis er sich an der Stirnseite niedergelassen hat.

Irgend etwas stimmt nicht, Ghassemlu ist nervös, bedeutet mir, mich nicht neben ihn zu setzen. Immer neue Leute strömen herein, einer will Fotos machen, der Kurdenführer herrscht ihn an, er solle sich verziehen. Unruhe liegt im Raum. Angst vor einem Anschlag. Wie lange war der Gedungene aus Teheran eigentlich schon unterwegs?

Erst als die Türen geschlossen wurden und keiner mehr hereinkam, legte sich die Spannung etwas, bei der Kichererbsensuppe mit Fleisch, dem traditionellen Essen für Frischverheiratete, war schon fast nichts mehr davon zu spüren, und als Hemn anfang, Gedichte zu rezitieren, Mamle zu singen, als Witze erzählt und Lieder gesungen wurden, fragte Ghassemlu, wieso ich eigentlich so weit weg von ihm säße.

»Zu Hilfe«, sagt Ghassemlu leise, als ein Sänger aufsteht und feurig ein Lied anstimmt. »So heißt das Lied von Rasul Nadri.« Als er zwanzig war, hätte sich Rasul in die siebzehnjährige Tochter eines Reichen verliebt, die ihn auch wieder geliebt habe. »Natürlich hatte ihre Liebe keine Chance.« Er zuckt mit den Schultern. Wieder einmal nicht.

Rasul ist Analphabet, dichtet aber aus dem Stegreif auf alte Melodien neue Texte. Singt sie. Acht Geschwister waren sie, und ohne die Wohltätigkeit der Herrschaft, bei der sein Vater als Jäger diente, hätten sie nie überlebt, erzählt er.

Als Mitglied der Demokratischen Partei kam er für drei Jahre ins Gefängnis von Orumijeh. »Ich habe denen erzählt, daß ich Analphabet sei und deshalb gar nicht wüßte, was eine Partei ist«, sagt er und setzt sein Schelmengesicht auf. »Da wurde ich an den Händen gefesselt und mußte auf einem Bein stehen. Als ein Mullah, den sie zu mir in die Zelle gesperrt hatten, das mit ansah, mußte er weinen. Dafür sollte er dann gestraft werden. Weil sie aber keine Handschellen mehr hatten, nahmen sie mir meine ab

und legten sie ihm an. Da mußte ich weinen.« Jetzt kann er darüber lachen.

Ein hagerer Alter mit struppigem Schnurrbart singt ein Lied, bei dem es ganz still wird.

»Das ist unsere Geschichte, die Geschichte von der Entstehung des kurdischen Volkes«, flüstern mir junge Kurden zu.

Das war die Legende vom Kampf des Schmiedes Kaua gegen den bösen König Zaehak im Lande Scherizor. Dem schrecklichen König wuchsen Schlangen aus den Schultern, die jeden Tag das Gehirn eines Jünglings zum Fraße brauchten, um nicht den König anzufallen. Es gab aber am Hof einen schlaunen Koch, der auf die Idee kam, die Gehirne der Jünglinge mit denen von Lämmern zu mischen. So bewahrte er die Hälfte der jungen Männer vor dem Tod. Die gingen in die Berge und waren die ersten Kurden.

In einer anderen Version ist es der Schmied Kaua, dessen Söhne bis auf den letzten bereits von den Schlangen verzehrt waren und der es nicht mit ansehen wollte, daß sie ihm auch den letzten wegführten. Deshalb rief er zum Aufstand auf, tötete den König Zaehak eigenhändig mit dem Schmiedehammer und übernahm mit den siegreichen Kurden die Herrschaft im Lande Scherizor.

»Das hat man dir jetzt gesungen«, sagt Ghassemllu und drückt mir die Hand.

## Der Ursprung liegt im dunkeln

Kampf ist der zentrale Begriff, der das kurdische Schicksal schon immer bestimmte: Kampf gegen die rauhe Natur der kurdischen Berge, gegen Hunger und Not, Kampf gegen angreifende Feinde und Kämpfe der Stämme untereinander.

Die Wissenschaft hält die Kurden für eines der ältesten Völker des Mittleren Ostens, älter vielleicht sogar noch als die Sumerer.

Die vom sumerischen Gilgamesch-Epos abgeleitete biblische Sintflutsage läßt Noah auf dem Berg Judi im Gebiet zwischen Syrien, der Türkei und dem Irak landen.

Nach einer kurdischen Überlieferung soll die von Noah ausgeschickte Taube dort auf Kurden gestoßen sein, die die große Flut überlebt hatten. Kurdistan – die erste Zufluchtstätte der Menschheit nach der Sintflut. Der arabische Historiker Masudi überlieferte eine Legende, nach der die Kurden Abkömmlinge weiblicher Sklaven König Salomons und des Teufels wären. Als »Söhne des Teufels« werden die Kurden bis in neueste Zeit gern diffamiert. Auch Chomeini bedient sich dieser Polemik. Die Kurden selber erzählen lieber die Geschichte vom bösen König Zaehak und vom starken Schmied Kaua.

Als ihre Vorläufer oder als die frühest bekannten Kurden gelten Bergstämme im westiranischen Zagrosgebiet – wo die Kurden heute noch leben –, die von ihren südlichen Nachbarn, den Sumerern, Babyloniern und Akkadern als »Guti« oder »Qurti« bezeichnet wurden. Um 2050 v. Chr. drangen diese Stämme aus dem Zagrosgebirge in die Ebene von Euphrat und Tigris vor, eroberten das akkadische Weltreich und herrschten hundert Jahre lang über das Zweistromland. In einer sumerischen Inschrift wird davon berichtet, daß »die Drachen des Gebirges, die dem Gatten die Gattin, den Eltern die Kinder geraubt, das Königtum von Sumer in die Berge geschleppt« hätten. Auf dem Stein »Kel-i-Schin«, aus dem Jahr 2000 v. Chr., der zwischen Uschneewie und Rowanduz steht, findet sich die Bezeichnung »Kardaka«.

Woher die Kurden genau stammen, weiß keiner genau zu sagen. Manche Wissenschaftler sind überzeugt, sie stammen von den Medern ab, die am Ende des 7. Jahrhunderts, nach dem Tod des assyrischen Königs Assurbanipal das Reich eroberten und die Urartu-Zivilisation mit dem Zentrum im türkisch-kurdischen Van zerstörten. 550 v. Chr. vom Perserkönig Kyros besiegt, haben sich die Meder anschließend mit den Persern vermischt.

Einer anderen These nach sollen die Kurden vom nomadisierenden Reitervolk der Skythen abstammen, die im 7. Jahrhundert aus Südrußland eingedrungen sind.

Herodot erwähnt um 450 v. Chr. »Carduks« oder »Carkukhoi«. Der griechische Historiker und Feldherr Xenophon spricht in seiner »Anabasis«, dem Zug der 10000, von den wilden Bergstämmen der »Carduci« oder »Karduken«. Das griechische Söldnerheer hatte beschlossen, sich nach der verlorenen Schlacht von Kunaxa in Babylonien, 401 v. Chr., unter Führung von Xenophon nach Hause durchzuschlagen. Der kürzeste Weg führte dabei durch das unwegsame Gebiet der Karduken, das sie schließlich in sieben Tagen unter größeren Verlusten durchqueren. Die frühen Charakterisierungen dieser Bergstämme ähneln sich: Sie seien keinem Großkönig untertan, seien gefährliche Räuber und weigerten sich, Steuern abzuführen.

Ersten Kontakt mit dem Westen bekamen diese kurdischen Bergstämme durch Alexander den Großen, der sie unterwarf. Ihm folgten um 100 v. Chr. die Parther, danach um 225 n. Chr. die Sassaniden mit ihrem zarathustrischen Sonnenkult, der sich bis heute in einigen armenischen und kurdischen Stämmen erhalten hat.

Seit dem 7. Jahrhundert und der Islamisierung durch den Kalifen Omar II. wissen wir mehr über die kurdische Geschichte. Die Kurdenstämme von Mukri und die Babani werden bereits genannt.

Zwischen 637 und 1020 lehnen sich die Kurden immer wieder gegen die Islamisierung auf, bis die meisten von ihnen endgültig den Sunnismus annehmen, die offizielle Staatsreligion des späteren Osmanischen Reiches. Ihre Nachbarn, die Perser, hatten sich leichter bekehren lassen, sich aber für den Schiismus entschieden. Trotzdem halfen Kurden im Jahre 750 den Persern, das (sunnitische) Omajaden-Kalifat in Damaskus zu stürzen und das (schiitische) Abbasidenkalifat in Bagdad zu errichten. Doch derartige Bündnisse endeten schnell.

Als die Perser 980 den Aufstand der Hakkari-Kurden niedergeschlagen hatten, kreuzigten sie Hunderte an der Straße von Malattia (heute Türkei) nach Mossul (heute Irak).

Im 10. Jahrhundert kamen aus dem Osten turkmenische Reitervölker, die das Seldschukenreich errichteten, gegen das sich die armenischen und kurdischen Völker Anatoliens erbittert zur Wehr setzten. Das vom Osten durch die neuen Eroberer bedrängte Byzanz hatte gleichzeitig im Westen Schwierigkeiten mit der Papstkirche, die zu dieser Zeit zur Befreiung des Heiligen Landes aufrief. Die Horden beute- und mordgieriger fränkischer Kreuzritter zogen durch Kleinasien und wurden dabei von den christlichen Armeniern unterstützt.

Die Kurden kämpften auf seiten der Araber gegen die Kreuzzugheere. Der kurdische Sultan Saladin war der überlegene Gegenspieler von Richard Löwenherz und Friedrich Barbarossa, er hatte 1187 das arabische Reich vor den Christen gerettet.

Allerdings fühlte er sich in erster Linie als Moslem, dann erst als Kurde, sonst wäre die kurdische Geschichte wahrscheinlich anders verlaufen.

Im 13. Jahrhundert fallen die Mongolen ein, zerschlagen das Seldschukenreich, plündern die armenischen Siedlungen und metzeln alle Kurden nieder, deren sie habhaft werden. Die Christen verbünden sich mit den Mongolen gegen die Moslems. Aus der Sippe der Oghus-Türken, die in jenem Jahrhundert aus Zentralasien gekommen waren und sich an der Grenze zu Byzanz angesiedelt hatten, entsteht die Osmanendynastie. 1514 besiegen diese Türken mit Hilfe der Kurden die Perser.

In den folgenden Jahrhunderten sollte sich das gleiche Spiel öfter wiederholen: Die sunnitischen Emirate in Kurdistan unterstützen das Osmanische Reich, die schiitischen die Perser. Sowohl Türken als auch Perser wollen die Kurden in ihren Staat integrieren, stoßen aber jedesmal auf hartnäckigen Wi-

derstand. Die ihnen vor den jeweiligen Kämpfen gemachten Versprechungen werden nachher nicht gehalten. Immer wieder müssen sie ihre Unabhängigkeit neu verteidigen.

Im 16. Jahrhundert verfaßt der Herrscher des Fürstentums von Bitlis, Scheref El Din, die Kurdenchronik »Tarich el-Akrat«. Dieses Jahrhundert war die Blütezeit der kurdischen Kultur in Architektur, Literatur und Musik.

1639 schließen die Türkei und Persien einen Vertrag, in dem sie Kurdistan unter sich aufteilen. Die Grenze ist weitgehend mit der heutigen zwischen Türkei und Iran identisch. Die Kurden, die geglaubt hatten, die beiden Großmächte gegeneinander auszuspielen zu können, waren ins Hintertreffen geraten.

Dreißig Jahre lang besteht das Reich, das der Kurdenführer Kerim Khan, der Herrscher vom Zand, 1758 geschaffen hatte – eine der wenigen längeren, friedlichen Perioden in der kurdischen Geschichte. Wann immer die Kurden sich die Voraussetzungen dafür erkämpft hatten, einen Teil ihres Gebietes selber zu regieren, waren es friedliche, von Toleranz gegenüber Andersgläubigen oder Andersdenkenden geprägte Zeiten, in denen die Kurden endlich ihre eigene Kultur entwickeln konnten. Solche Phasen gab es in der neueren Geschichte selten und in der neuesten Geschichte überhaupt nicht mehr.

Seit dem 19. Jahrhundert entsteht auch in Kurdistan ein Nationalbewußtsein. Man erkennt, daß die Aufstände der letzten Jahrhunderte deshalb zum Scheitern verurteilt waren, weil die mächtigen Feudalen, die Scheikhs, Khans, Beys und Agas, die die Kämpfe anführten, kein überzeugendes religiöses, ökonomisches oder politisches Konzept besaßen. Deshalb konnten sie von ihren Nachbarn gegeneinander ausgespielt werden. Neben die nationale Frage tritt jetzt die soziale.

1909 helfen Kurden und Armenier den Jungtürken, Sultan Hamid zu stürzen, honoriert wird ihnen das allerdings nicht. Ihre Autonomiebestrebungen scheitern an der pan-türkischen und pan-islamischen Ideologie. 1913–1915 werden mehr als 100000

Kurden in den Westen umgesiedelt, in ihre Dörfer ziehen türkische Bauern. Ab 1915 findet das Massaker an den Armeniern statt, an dessen Ende von zwei Millionen Armeniern noch zweihunderttausend übrig sind.

Im Oktober 1918 kapituliert die Türkei. Die Grenzen werden im Interesse der siegreichen Alliierten neu gezogen, Kurdistan liegt nicht wie bisher in zwei Ländern, sondern plötzlich in vieren: Die neugeschaffenen Staaten Syrien unter französischem und Irak unter englischem Einfluß sind mit von der Partie.

Am nationalen Befreiungskampf Atatürks beteiligen sich viele Kurden. Aber auch diesmal werden die ihnen gemachten Versprechungen nicht gehalten. Atatürk annulliert das »Diktat« von Sèvres, in dem die Kurden als »befreiungswürdiges Volk« bezeichnet werden, denen die Autonomie zustehe und die sogar nach einem Jahr eine völlige Loslösung vom türkischen Staat fordern könnten.

Atatürk verbietet kurz nach dem Vertrag von Lausanne 1923 das Kurdische als Amtssprache, türkisiert den größten Teil der kurdischen Dorfnamen, verhängt eine Nachrichtensperre über die Vorgänge in Ostanatolien. Jegliche soziale und ökonomische Entwicklung im türkischen Kurdengebiet wird systematisch verhindert. Assimilierung oder Ausrottung ist die Devise.

Darin sind sich alle Staaten, bei deren Grenzziehung nach dem Ersten Weltkrieg keinerlei Rücksicht auf kurdische Religions- oder Stammesgemeinschaften genommen wurde, einig. Ihre antikurdischen Maßnahmen unterscheiden sich nur in Details.

Kurdische Provinzen sind die Armenhäuser der jeweiligen Länder, auch wenn es dort Rohstoffe und Bodenschätze gibt. Sie werden entweder nicht abgebaut, in anderen Teilen des Landes zum Aufbau einer Industrie verwendet oder ins Ausland exportiert – in keinem Fall kommen die Kurden in den Genuß des ihnen zustehenden Anteils.

Zumal wenn es offiziell gar keine Kurden gibt, wie in der Türkei, wo man nur von »dreckigen Nomaden mit oder ohne

Vaterlandsgefühl« spricht. Die Entwicklung der Infrastruktur wird bewußt vernachlässigt; wenige Dörfer in Ostanatolien haben elektrisches Licht, es gibt kaum Schulen, kaum Krankenhäuser, eine hohe Arbeitslosigkeit, weil die Zentralregierung es vorzieht, Fabriken und Handwerksbetriebe im Westen zu errichten. Das Pro-Kopf-Einkommen beträgt im türkischen Kurdistan umgerechnet 200 Mark jährlich, die durchschnittliche Lebenserwartung 45 Jahre. 75 Prozent der Bevölkerung sind Analphabeten. Zur wirtschaftlichen Ausbeutung kommt die rassistische Hetze.

Ein Land, in dem größtenteils Kriegsrecht herrscht, ist das ideale Feld für persönliche und politisch-verbrämte Rachefeldzüge gegen »die anderen«. Bei einer Demonstration im Dezember 1978 im Karamanmaras metzelten die rechtsextremen »Grauen Wölfe« über siebenhundert kurdische Alewiten nieder. Die Alewiten unterscheiden sich von der Mehrheit der Sunniten dadurch, daß sie in Ali eine Inkarnation Gottes sehen und keine Moscheen haben.

Die Polizei sah bei dem Massaker gleichgültig zu. Angeblich, um »Waffen zu suchen«, dringen türkische Soldaten immer wieder in kurdische Dörfer ein, nehmen Leute gefangen, foltern sie brutal oder erschießen sie – für Kurden gelten die Menschenrechte anscheinend nicht.

Es scheint den Regierenden auch durchaus ins Konzept zu passen, wenn Naturkatastrophen wie die Erdbeben in Lice 1975 (4000 Tote) und Van 1976 (10000 Tote, 100000 Obdachlose) die kurdische Bevölkerung dezimieren. Hilfe kommt, wenn überhaupt, nur zögernd oder zu spät. In Van erreichten nur zwei Prozent der Hilfsgüter den Katastrophenort. Soldaten rauben und plündern, statt den Opfern zu helfen. Geldspenden bleiben beim Roten Halbmond oder den Verteilern hängen. Das türkische Kurdistan ist Kolonie innerhalb eines Staates, dessen Türkisierungswelle seit dem Putsch von 1980 noch stärker rollt, auch wenn inzwischen die Existenz von Kurden zugegeben wird.

In Syrien wurde die anfängliche Liberalisierung seit 1963 wieder gestoppt. Die kurdische Sprache wurde verboten, die Kurden vertrieb man, das Recht auf Arbeit und Wahl wurde ihnen aberkannt, genauso wie in vielen Fällen die Staatsbürgerschaft. Man erklärte sie zu Nicht-Arabern, die – ausgerechnet – mit den Türken sympathisierten. Zu ihren Oberhäuptern wurden arabische Mullahs ernannt. Inzwischen haben aber die kurdischen Organisationen von Talabani, Barsani und Dr. Mahmud ihre Büros in Damaskus.

Im iranischen Kurdistan hatte in den letzten Jahrzehnten eine Friedhofsruhe geherrscht – sowohl die Kadjaren wie die nachfolgenden Pahlewis waren sich in der Unterdrückungspolitik den Kurden gegenüber einig gewesen. Geheimdienstchef Zahedi stellte 1965 ein Projekt zur Assimilierung der Kurden vor, in dem die Verpflanzung ganzer kurdischer Stämme von den Bergen in die Ebene gefordert wurde. An die Stelle der Stammesoberhäupter sollten Beauftragte des Ackerbauministeriums treten. In persischen Gebieten sollten Teppichfabriken für kurdische Arbeiter errichtet werden, an kurdischen Schulen nur ständig wechselnde persische Lehrer unterrichten. Wer immer sich als Kurde engagierte, wurde festgenommen und in den Savak-Gefängnissen gefoltert.

Das fundamentalistische Regime des Ayatollah Chomeini hat sich im Vergleich zum Nachbarn während des Golfkriegs nicht einmal durch besondere Grausamkeit den Kurden gegenüber ausgezeichnet. Natürlich gab es Kämpfe, Tote, Ermordete, Massenhinrichtungen und Umsiedlungen in den Süden. Aber kurdischen Flüchtlingen aus dem Irak wurde immer geholfen, in Flüchtlingslagern an der Grenze leben fast hunderttausend Kurden, darunter schiitische Faili-Kurden, die von Saddam Hussein zu Persern erklärt und abgeschoben wurden. Daß er sich jetzt auch an »seinen« Kurden im Iran rächen will, befürchtete Ghassemli im September 1988. Größere Armee-Einheiten seien im Nordwesten zusammengezogen worden.

Irakisch-Kurdistan war bis 1975 das Zentrum des kurdischen Kampfes. Die wechselnden irakischen Regierungen bekämpften die Kurden zunächst gemeinsam mit den Engländern, dann allein, dann ausgebildet und ausgerüstet von den Sowjets, ab 1975 dann gemeinsam mit dem Schah. 1974 erklärten drei Beobachter der Internationalen Liga für Menschenrechte, daß die irakischen Angriffe in Kurdistan (mit Dynamit und Napalm auf die Grenzdörfer) Verbrechen des Völkermordes gleichkämen. Im selben Jahr publizierte amnesty international, daß 1974 im Irak mehr politische Gegner hingerichtet wurden als in jedem anderen Staat der Erde. Laut amnesty international gibt es Geheimpapiere, in denen eine Art Endlösung der Kurdenfrage bis Anfang der 90er Jahre geschafft sein soll.

Im Irak spielten sich die dramatischsten Szenen des kurdischen Kampfes ab: die größten Siege unter Barsani, die schlimmsten Niederlagen. Saddam Hussein wütete in Kurdistan wie nie jemand zuvor: Massenumsiedlungen in den Süden, an den Rand der Wüste oder in Konzentrationslager-ähnliche Wehrdörfer: mehr als eine halbe Million der 3,5 Millionen Kurden war davon betroffen. 4000 kurdische Dörfer gibt es nicht mehr, sie sind plattgewalzt, eingeebnet, die Brunnen vergiftet, die Flüsse vermint, Pappeln und Steineichen abgeholzt, die Berge der Erosion anheimgegeben. Dort, wo früher die Seidenraupenzucht blühte, im Badinan, dem Stammland der Barsanis, wo Tabak, Weizen, Trauben angebaut wurden, gibt es jetzt nur »Marahana«, verbrannte Erde.

Es waren immer wieder Tausende von Kurden, die von den Maßnahmen des irakischen Diktators getroffen wurden: Massenerschießungen in Gefängnissen, »Verschwindenlassen« großer Teile eines Stammes, Napalm- und Giftgasbombardements (Yperit, Hautgift, Tabun, Nervengift in jeweils neuen Mischvarianten, Senfgas, Blausäure) auf kurdische Dörfer. Und zwar in der speziellen irakisch-zynischen Variante: Streubomben werden auf die Dörfer abgeworfen, die Bewohner verstecken sich in

Kellern und Gewölben. Giftgaskanister folgen, die auslaufen: da das Gas schwerer als Luft ist, dringt es durch die Ritzen in die Unterschlüpfen. Die Leute fliehen in Richtung Berge, oft nur mit einem nassen Handtuch vor dem Gesicht, laufen aber direkt in Gasteppiche hinein, die die Armee dort abgeworfen hat. Eine der billigsten und zynischsten Arten zu morden.

Nach dem Waffenstillstand im Juli 1988 waren 60000 Mann der irakischen Armee in Kurdistan eingedrungen mit Panzern, Jagdbombern und Kampfhubschraubern, um diese Offensive zu starten, die der Irak dreist ablehnt. Sie hätte sich auch nicht gegen das kurdische Volk gerichtet, sondern nur gegen einige wenige, »die ihre Landsleute mißbrauchten«. Ansonsten nähmen die Kurden in der irakischen Gesellschaft »den ihnen gemäßen Platz ein«, verlautet aus Bagdad, entwickeln würde man sie, nicht ermorden. Und UNO-Beobachter – wie es elf Länder –, darunter die BRD – gefordert hatten, um (wieder einmal) den Beschuldigungen, die Irakis verwendeten Giftgas, nachzugehen, brauchten sie schon gar nicht, das Kurdenproblem sei ein »inner-irakisches«. Inner-iranisches. Inner-türkisches. Und wo bleiben die Menschenrechte für die Kurden?

Vom Golfkrieg profitiert hatten neben vielen westlichen und östlichen Firmen und Regierungen auch deutsche Unternehmen mit zivilem und militärischem Gerät. Daß sie die als Fabriken für Pestizide getarnte und in Giftgas umwandelbare Anlagen dem Irak verkauft haben, ist ziemlich klar. Seit Ende 1987 läuft das Ermittlungsverfahren der Darmstädter Staatsanwaltschaft gegen dreizehn deutsche Firmen. Weder Trauer noch Scham. Deutsche wieder, die vom Giftgas profitieren, um Völker zu morden. Juden. Kurden.

Die Medienberichterstattung über den acht Jahre dauernden Golfkrieg ließ immer wieder den Eindruck entstehen, daß nur im Süden, am Golf, Entscheidendes passieren würde. Bombardierungen im kurdischen Norden, immer wieder mit Napalm, wurden als »Angriffe auf Grenzdörfer« abgetan. Sowieso kennt

einer, der sich nicht speziell mit der Situation befaßt, weder die Namen der kurdischen Orte, der Organisationen, noch ihrer Führer, noch ihrer Bündnispartner, der früheren oder der augenblicklichen. Deshalb paßte es durchaus zur Vernebelungstaktik von Politikern und Berichterstattung, daß lange unklar blieb, wer denn nun Giftgas . . . und ob es überhaupt Giftgas . . . und woher sie es denn nur haben konnten . . . und eigentlich konnte das doch nur der alte Ayatollah sein und nicht der Freund des Westens, Saddam Hussein. Kommissionen wurden gebildet, Untersuchungen eingeleitet, die sich zogen.

Erst im Frühjahr 1988 beim Giftgasangriff auf die kurdische Stadt Halabja, bei dem 5000 Kurden, zivile Kurden, umkamen, nahm die Weltöffentlichkeit von dem grausigen Geschehen Kenntnis. Es war ein Racheakt von Saddam Hussein an den seit 1985 mit Chomeini kollaborierenden irakisch-kurdischen Pesch-Merga – Organisationen: der DPK des Barsanisohnes Massud und der PUK Jellal Talabanis.

Vierhundert verätzte Kurden, die sich nach Halabja in Krankenhäusern behandeln lassen wollten, wurden von der irakischen Armee herausgeholt und erschossen.

Überhaupt ist diese Region am Schnittpunkt so vieler Hochkulturen von einer besonderen Grausamkeit speziell den Kurden gegenüber gekennzeichnet. (Während Geiseln und Gefangene übereinstimmend berichten, wie freundlich sie von den Kurden behandelt wurden.)

Hunderte protestierender kurdischer Schüler in Suleimania/Irak wurden verhaftet, »verschwanden«. Chomeinis Piloten warfen im iranischen Kurdistan Kinderspielzeuge mit Zündsätzen ab. Gefängnisse sind beliebte Orte, um kurdische Gefangene umzubringen (Abu Ghraib im Irak oder Diyarbakir in der Türkei), die Leichen nach Hause zu schicken und das Porto von den Verwandten einzukassieren.

Ansonsten werden den Kurden gegenüber dieselben Counter-Insurgency-Methoden angewandt wie in Angola, Vietnam, Gua-

temala: Umsiedlungen, die als »Fortschritt« verkauft werden, in weit entfernte Landesteile oder in Wehrdörfer: Zivilpatrouillen, Dorfwächter, Zerschlagung von Familien- und Stammesstrukturen; künstlich hergestellte Unterentwicklung, Arbeitslosigkeit, Nicht-Beteiligung an Erlösen aus Bodenschätzen (Erdöl, Erze), Nicht-Verteilen von Hilfsgütern bei Naturkatastrophen, mangelnde bis gar keine medizinische Versorgung.

Kulturelle Unterdrückung: Verbot des Redens, Schreibens und Lesens ihrer Sprache. Ihr Land wird nicht Kurdistan, sie selber werden nicht Kurden genannt, wie in der Türkei. Wilde Gerüchte über sie werden in Umlauf gesetzt.

Die kurdischen Provinzen werden unter Kriegsrecht gestellt, die jeweiligen nationalen Armeen haben freie Hand bei Unterdrückung und Verfolgung der »Separatisten« genannten Kurden.

Obwohl selber genügend Dreck am Stecken, steht die Türkei seit Mitte 1988 plötzlich als »Retter der Kurden« da: Sie hat schließlich doch die Grenzen für die über 50000 vor den irakischen Giftgasangriffen flüchtenden Kurden aufgemacht. Finanzielle Hilfe aus dem Ausland lehnte sie ab, daß Irak nach dem Waffenstillstand in Kurdistan Giftgas eingesetzt hätte, glaubte sie nicht, und im November wollte sie sowieso die kurdischen Flüchtlinge wieder loshaben. Seit Jahren haben Türkei und Irak eine Vereinbarung: Über die Grenze hinweg dürfen sie gegenseitig mit ihren Armeen flüchtende Kurden verfolgen.

Nirgendwo sind vor dem Tod fliehende Kurden in ihrem eigenen Gebiet als »politische Flüchtlinge« anerkannt.

Wie sauer Bier werden die kurdischen Flüchtlinge aus dem Irak von der Regierung der Türkei europäischen Ländern offeriert.

Wir werden zu Zeugen eines Völkermordes, über den auch berichtet wird, aber mit dem Unterton, na ja, wer sich mit Chomeini verbündet, braucht sich nachher nicht zu beklagen! Und kein Schrei erhebt sich: »Gebt den Kurden ihre Freiheit!«

Keine Solidaritätsgruppen gehen nach Irakisch-Kurdistan, um beim Wiederaufbau von Dörfern, Schulen, Krankenhäusern zu helfen.

Haben die Kurden wirklich keine Freunde?

Nur die USA verhängen ein Handelsembargo, die Bundesrepublik will folgen, wenn eindeutig geklärt ist, daß der Irak einen Giftgaskrieg geführt hat. Was muß denn noch passieren, damit der Mord an einem der ältesten Kulturvölker der Welt verhindert wird?

Die Verabredung, die Hadji und ich mit dem Volkssänger Rasul Nadri hatten, war ins Wasser gefallen, weil Hadji erst kam, als Rasul schon lange weg war.

»Die Kurden sind ein faules Volk«, hatte Ghassemlu einmal behauptet, »wirf es ihnen nicht vor, aber vergiß es auch nicht.« »Dann zeig' ich dir eben das Krankenhaus«, schlägt Hadji flexibel wie immer vor.

Im Hof des Krankenhauses Sche-u-Chorschid, das Sonne und Löwe heißt, und das Symbol des iranischen Roten Kreuzes ist, kommt uns ein junger Mann schreiend entgegengelaufen, dreht sich kurz vor uns wieder um, wirft sich in einem ebenerdigen, kahlen Raum des Krankenhauses auf den Boden, trommelt mit den Fäusten. Die anderen Männer neben ihm weinen auch. Beim Waffenkauf hatte ein Kurde ein Gewehr ausprobiert und dabei den zehnjährigen Brudes des jungen Mannes tödlich getroffen.

Der Gang vor der Ambulanz ist voller Leute, es gibt aber nur wenige Stühle. Auf dem Boden Papier und Schmutz, das Wasserbecken an der Wand ist verstopft. In der Fortsetzung des Ganges hängt Wäsche zum Trocknen, von der Seite trifft einen der lauwarmer Strahl eines Gebläses ins Gesicht. Auch in den Krankenzimmern herrscht Gedränge, ganze Familien kommen zu Besuch, die Ärzte winden sich mühsam hindurch. Dr. Jussef Charazi ist der Verwaltungsinspektor.

»Wir haben fünf Ärzte am Krankenhaus, achtundzwanzig

Schwestern und fünfzig Betten«, sagt er. »Das ist natürlich viel zu wenig für ein Einzugsgebiet von einer halben Million Menschen. Die meisten Patienten kommen zur Ambulanz. Die ist, wie sie gesehen haben, so überfüllt, daß wir auch bei größtem Einsatz für einen Patienten nicht mehr als drei Minuten aufwenden können.«

»Man wirft ihnen vor, sie würden nichts anderes tun, als Rezepte zu schreiben.«

»Da ist etwas Wahres daran. Wir haben zur Untersuchung ja nur das Stethoskop und das Blutdruck-Meßgerät. Im Laboratorium können wir außer Blut- und Urinuntersuchungen nichts machen. Das EKG-Gerät ist kaputt. Deshalb gehen natürlich Leute mit Geld zu privaten Ärzten, da kostet aber eine Konsultation 50 Toman. Die Armen bekommen bei uns die Rezepte umsonst, die anderen müssen 5 Toman pro Medikament zahlen.«

»Haben sie genügend Medikamente?«

»Zur Zeit ja. Einige stellen wir selber her im Laboratorium, die anderen bekommen wir aus Teheran. Aber nicht automatisch und nicht auf Bestellung, wir müssen eben selber hinfahren. Und auch dann bekommen wir nicht genug. Das war aber schon unter dem Schah so. Nur jetzt sagen die Ayatollahs, Amerika und Europa würden nicht genug liefern.

Das Problem der medizinischen Versorgung ist seit dem Sturz des Schahs größer geworden. Es wollen keine Ärzte nach Kurdistan kommen, weil es hier gefährlich sei. Wir brauchen Orthopäden, Augenärzte, Anästhesisten, Radiologen, Allgemeinmediziner. Wir brauchen mehr Schwestern, und wir brauchen mehr Platz, von Instrumenten und Medikamenten ganz zu schweigen. Wir alle wären bereit, mehr zu arbeiten.«

»Ist nicht in Mahabad eine neue Klinik im Bau?«

»Im Prinzip ja. Nur wird seit einem Jahr nicht mehr weitergebaut, weil die Verantwortlichen aus Teheran sagen: ›In Kurdistan ist es zur Zeit nicht sicher.‹ Wir hätten diese neue Klinik so nötig, aber wir bekommen keine Zuschüsse mehr.«

»Wie sah es während des Krieges im Krankenhaus aus?«

»Wir waren Tag und Nacht im Einsatz, weil die Privatärzte in die Berge geflüchtet waren. Wir hatten ungefähr zweihundert Verwundete zu versorgen, die überall in den Gängen lagen. Direkt vor dem Krankenhaus tobten Kämpfe zwischen Pasdar und Pesch-Merga.«

Er deutet hinaus: »Sehen sie dort, wo der Garten anfängt. Ich bin hinausgegangen und habe gesagt, ob sie nicht woanders kämpfen könnten, wir brauchten Ruhe im Krankenhaus.«

Er lacht. Ob sie den Kriegsschauplatz nicht verlegen könnten. Aber sie dachten nicht daran.

»Kamen auch iranische Soldaten ins Hospital?«

»Nein, sie vertrauten uns nicht. Sie glaubten der Hetzpropaganda, daß wir ihnen die Kehle durchschneiden würden. Ich wäre sogar bereit gewesen, sie in ihrer Kaserne zu operieren, aber sie zogen es vor, sich nach Orumijeh oder Teheran ausfliegen zu lassen.«

»Mit welchen Krankheiten haben sie es hier am meisten zu tun?«

»Wir operieren viel, weil dauernd Unfallverletzte eingeliefert werden. Im Sommer kommen zu den üblichen Krankheiten Diarrhöe, Gastritis und andere Bakterieninfektionen, weil die Lebensmittel oft verdorben sind. Malaria und Cholera haben in den letzten Jahren stark abgenommen, genauso wie Glaukom oder Grüner Star und Trachom, eine Augeninfektion, die ohne Behandlung zu Blindheit führt. Im Winter haben wir es meistens mit Grippe, Bronchitis und Lungenkrankheiten zu tun.«

»Gibt es keine Sanitätsstellen auf dem Land?«

»Im Sommer gehen vom Gesundheitsamt Equipen von Ärzten und Schwestern in die Dörfer, um nach den Kranken zu sehen. Wer als Sanitäter ausgebildet werden will, kann einen zweijährigen Kurs absolvieren und dann in den Dörfern arbeiten. Aber da liegt es bei uns noch im argen.«

Er steht auf, fragt: »Wollen Sie vielleicht die Patienten besu-

chen?« Ganz allein in einem Zimmer liegt ein junger Mann, der uns verzweifelt ansieht. »Querschnittsgelähmt«, sagt der Doktor, »hoffnungslos. Ein Pesch-Merga. Wir haben ihn schon mit dem Krankenwagen nach Teheran gefahren, sie haben ihn uns aber wieder mitgegeben. Da könnten sie auch nichts tun. Und Geld für einen Rollstuhl haben wir nicht.« – »Und so etwas wie eine Krankenversicherung gibt es nicht?« – »Theoretisch schon«, meint er, »aber das hat hier noch nie funktioniert und wird mit dieser Regierung wohl auch nicht funktionieren.«

Die Kranken freuen sich über den Besuch, zeigen ihre Verletzungen, haben Fragen an den Arzt. In kameradschaftlicher Weise reden Ärzte und Patienten miteinander. Kein Gedanke an die »Götter in Weiß«. Dr. Jussef stellt mir seine Kollegen vor, darunter drei indische Ärzte und einen Perser, Dr. Akbar Tawasuli, der freiwillig, ohne Geld zu bekommen, in seinem Urlaub nach Kurdistan gefahren ist, um in den Krankenhäusern auszu-helfen. »Was verdienen Sie denn?« will ich wissen. »20000 Toman«, heißt es, »aber ein privater Arzt verdient das Fünf-fache.« Neid kann ich keinen heraushören.

Im Laboratorium übernimmt Hassan Bulurian, ein Neffe von Rani, die Führung. Stolz zeigt er Blutkonserven, fragt, ob ich Blut spenden wolle. Meine Blutgruppe brauchten sie aber gerade nicht.

Das Mittagessen kommt, Hühnerteile in Plastikschüsseln. Ich lehne am Schrank mit den Blutkonserven, der Tisch steht auf dem Blechkasten mit der Bakterienkultur. Mahlzeit.

## 8. Guerillacamps irakischer Kurden

»Wir bekommen Besuch«, Ghassem lu gab sich geheimnisvoll, »ein Kurdenführer aus dem Irak kommt heute nach Mahabad.«  
Einer der Barsanis, Talabani oder Mahmud Osman?

»Einer, den du im Sommer in seinem Camp besucht hattest.«

Mahmud Osman also. Sechs Monate zuvor war ich Gast in seinem Camp im Niemandsland zwischen Iran und Irak.

Im Schatten des offenen Kommandozeltes hatten wir gesessen, zwei Stunden vom letzten iranischen Dorf und eine Viertelstunde von der irakischen Grenze entfernt. Von der Situation der Kurden im Irak hatte ich wenig, von Mahmud Osmans Rolle bei Barsani und später so gut wie keine Ahnung.

»Du kommst jetzt zu einem befreundeten Kurdenführer aus dem Irak«, hatten mir die Leute der Demokratischen Partei in Mahabad noch gesagt und mich dann zu einem Fahrer und einem älteren Pesch-Merga in den Landrover geschoben. Der muskulöse Alte hatte eine Nase, die über seine Lippen reichte, und ein sonnengebräuntes, bewegliches Gesicht voller Falten.

Wir waren die hundertvierzig Kilometer nach Serdascht nicht auf der normalen Straße gefahren, sondern hatten den sicheren Umweg über die Berge genommen, der gleich hinter dem Staudamm von Mahabad steil nach oben führte.

Von der ockerfarbenen, zerklüfteten Hochgebirgslandschaft aus bot sich eine Sicht bis zu den Schneekuppen der Berge, die aus dem Schönwetterdunst auftauchten. Ein paar Blütenbäume und dunkelblaue, riesige Kugelkopfdisteln auf kargem Boden.

Je näher wir Serdascht kamen, desto üppiger wurde die Land-

schaft, desto grüner wirkten die Täler an den gletscherfarbenen Bächen, die sich bald zu einem reißenden Nebenfluß des Tigris vereinigten, über den gewagte hölzerne Brückenkonstruktionen führten. Es duftete nach unbekanntem Blüten.

Da hatten wir schon die Straße verlassen, waren einen steilen Bergpfad hinaufgefahren, hatten Bäche durchquert, Eichenwälder durchfahren, bis wir die Baumgrenze hinter uns ließen und auf einem weiten Hochplateau landeten, das auf drei Seiten von Gebirgszügen eingerahmt war.

Wir hielten in einem Zeltdorf aus schwarzen Nomaden- und khakifarbenen Armeezelten, in dem an die tausend kurdische Flüchtlinge vor den Bombenangriffen der irakischen Luftwaffe auf ihre Dörfer im Grenzgebiet Zuflucht gesucht hatten. Sie hatten die Flucht der Ausweisung aus ihrem Dorf und der Einweisung in eines dieser militärisch abgesicherten »Musterdörfer«, in Wirklichkeit eher Konzentrationslager, vorgezogen.

Umsiedlungspolitik als ein Mittel, einem Volk im Namen des Fortschritts das Rückgrat zu brechen.

Unser Landrover blieb in einer der Lagerstraßen stehen. Wieselflink hatte der Pesch-Merga meine Tasche ergriffen und war davongerannt, die Geröllseite eines Bergrückens hinauf.

Vom Paß aus konnten wir in den Irak sehen, grün, saftig und friedlich lag er da. Zwei Stunden später hatten wir das Sommercamp erreicht, in dem seit zwei Monaten Dr. Mahmud mit seinen Pesch-Merga und einigen Familien lebte, um, wie es hieß, von hier aus mit gezielten Guerilla-Aktionen die irakische Armee zu verunsichern.

## **Barsanis Mitstreiter und Kontrahenten: Mahmud Osman und Jellal Talabani**

Mahmud Osman ist Anfang Vierzig, klein und gedrungen, trägt seinen Turban viel ordentlicher und fester gebunden als seine Pesch-Merga. Er ist blaß und sieht leidend aus. Man sagt, er habe schon als Kind Malaria gehabt.

Er hat Medizin studiert und war seit 1954 Mitglied der Demokratischen Partei Kurdistans im Irak, die acht Jahre zuvor gegründet wurde und deren Präsident Mulla Mustafa Barsani war.

Nach seiner Rückkehr aus dem sowjetischen Exil 1957 begann Barsani schon zwei Jahre später die engen Bindungen zwischen seiner Demokratischen Partei und der Kommunistischen Partei des Irak zu lösen. Obwohl von Bagdad aus als »roter Mulla« diffamiert, begann er, die »Linken« aus der Partei auszuschließen. Auf Betreiben Jellal Talabanis als Mitglied des Zentralkomitees fiel Mahmud Osman dieser Aktion zum Opfer.

Anfang der siebziger Jahre häuften sich die Schwierigkeiten zwischen Mulla Mustafa und seiner Partei. 1964 beriefen Mitglieder des Zentralkomitees eine Konferenz ein und verurteilten Barsani als »größte Gefahr für die kurdische Revolution«, worauf Barsani sie ausschloß. Der Begriff »marxistisch-leninistisch« war schon Jahre zuvor aus dem Parteiprogramm getilgt worden. Zu den Ausgestoßenen gehörte Jellal Talabani. Ein neues Politbüro wird ernannt, zu dem jetzt wieder Mahmud Osman gehört.

Talabani geht mit den entlassenen Komiteemitgliedern nach Teheran, verhandelt mit dem Schah, was offensichtlich nichts bringt, weil er im folgenden Jahr schon mit der irakischen Regierung verhandelt. Das Ergebnis: im Sold Bagdads kämpft er mit zweitausend Pesch-Merga gegen Barsani und die übrigen Kurden.

Dr. Mahmud bleibt zu dieser Zeit bis zum bitteren Ende 1975 jedenfalls an Barsanis Seite, nicht nur als Leibarzt, sondern als Gesundheits- und Außenminister. Er ist damit mitverantwort-

lich für die Entscheidung, via Teheran vom CIA Geld anzunehmen. Was er im Gegensatz zu den Barsani-Brüdern heute be-  
reut.

Nach 1975 ging er auch daran, den kurdischen Widerstand neu zu organisieren. Wie die Barsani-Söhne beanspruchte er den Namen »Demokratische Partei Kurdistans im Irak«. Zunächst gab es zwei »Demokratische« Parteien nebeneinander, jeweils mit einem anderen Zusatz versehen. Die der Barsanis hieß »Provisorische Direktion«, die von Mahmud Osman »Vorläufiges Komitee«. Eine dritte gibt es noch in Bagdad, von der Regierung finanziert, aber, sagen die Kurden in den Bergen, sie bestehe nur aus Verrätern, aus *djasch*.

Wer ist für wen wann ein Verräter, und wie geht man mit ihm um – die ewige Frage aller Freiheitsbewegungen. Ist jemanden »Verräter« zu nennen gleichbedeutend mit einem Todesurteil? Inwieweit sind die *djasch*-Gruppen nicht auch immer wieder eine Hilfe für die kämpfenden Pesch-Merga? Wer legt für sich die Hand ins Feuer, niemals, zumindest in Gedanken, ein *djasch* gewesen zu sein? Ist der, der mit der Regierung verhandelt, ein *djasch*? Dann waren alle Kurdenführer schon *djasch*: Barsani hat mit Saddam Hussein verhandelt. Talabani hat mit ihm verhandelt und jetzt Mahmud Osman. Was war da der Unterschied?

Außer daß es anscheinend nie etwas für die Kurden gebracht hatte?

Ghassemlu hatte im irakischen Planungsministerium gearbeitet und – außer mit Saddam Hussein natürlich auch schon mit Chomeini verhandelt, genauso wie Scheikh Esodin.

Wer hatte in Kurdistan das Recht, einen anderen als *djasch* zu bezeichnen? Oder war der ein *djasch*, der den Wunsch, »frei und Kurde zu sein«, aufgab?

Im Sommer 1979 jedenfalls, als ich Dr. Mahmud in seinem Kommandozelt gegenüber saß, in dem eine leichte Brise die lastende Hitze erträglich machte, sah die Situation der kämpfenden Kurden im Irak so aus: Dr. Mahmud hatte sein »Vorläufiges

Komitee der Demokratischen Partei Kurdistans im Irak« mit der »Sozialistischen Bewegung Kurdistans« als »Vereinte sozialistische Partei Kurdistans« unter einem gemeinsamen politischen und militärischen Oberkommando vereinigt. Daneben existierte, auch räumlich sehr nahe, nur zweieinhalb Stunden Fußmarsch entfernt, Talabani PUK, die Patriotische Union Kurdistans, ebenfalls in ihrem Sommercamp im Niemandsland. Hie und da gab es gemeinsame Aktionen. Von den Barsani distanzieren sich beide. Mein Gesprächspartner gab die Zahl der Pesch-Merga, die ihm und Talabani gemeinsam zur Verfügung stehen würden, mit zweitausend an, sechzig Prozent würden ihm unterstehen, vierzig Prozent Talabani. Ich war davon überzeugt, daß mir Talabani genau das Gegenteil erzählt hätte. Daß mich die Demokratische Partei des Iran zur Schwesterpartei des Irak geschickt hatte, fand ich ganz selbstverständlich. Daß sie Talabani als »Maoisten« bezeichnet hatten, dagegen überhaupt nicht. Erst allmählich und erst durch ständiges Insistieren kristallisierten sich die tatsächlichen Machtverhältnisse heraus.

Im heißen Juli 1979 informierte mich Dr. Mahmud über die perfide »Kurden-Befriedungspolitik« durch die Machthaber des Irak: Todeszone, Umsiedlungsprogramm, Arbeits- und Konzentrationslager, Bombardements. »4000 kurdische Dörfer wurden in den letzten vier Jahren zerstört, zum Teil mit Dynamit, zum Teil mit Napalm – Sie können morgen einige von ihnen sehen, wenn Sie keine Angst haben vor einem Fußmarsch.

5000 Kurden sitzen in irakischen Gefängnissen, werden gefoltert, umgebracht. 1000 zivile Kurden wurden in den letzten drei Jahren gehängt. Sie berufen sich dabei auch auf ein neues Gesetz vom Juli 1978: Jeder Kurde, der in der Todeszone, die dreimal so groß wie Syrien ist, angetroffen wird, kommt ins Gefängnis. Ist er Analphabet, hat er das Glück, nach zwanzig Jahren wieder herauszukommen. Kann er lesen und schreiben, wird er gleich gehängt.

Das ist die Realität im Irak und wahrscheinlich nicht das, was

Ihre Medien über das ruhige Kurdistan berichten, in das die Regierung größere Summen Geldes pumpt. Was passiert mit dem Geld? Da legen sie Dörfer in der Ebene an, deren Straßen so breit sind, daß Panzer hindurchfahren können, und siedeln dorthin die Bewohner unangreifbarer Bergnester um. Von dem Geld bauen sie in Kurdistan Kasernen für ihre Soldaten, Wege für ihre Konvois und bezahlen damit Informanten, kurdische *djasch*.

Vergleichen Sie die Infrastruktur in Kurdistan mit der im übrigen Irak, und Sie sehen den Unterschied.«

»Und Sie glauben, mit Ihren Guerilla-Aktionen die irakische Regierung zu irgend etwas zwingen zu können?«

»Wir tun, was wir können. Jeden Tag gibt es Zusammenstöße, vor einer Woche fand der letzte Kampf statt. Die irakische Armee setzt Hubschrauber ein, die einerseits bombardieren, andererseits Soldaten hertransportieren. Wir haben in den letzten drei Jahren über zwanzig Hubschrauber abgeschossen.«

»Und wie hoch waren Ihre Verluste?«

»Ungefähr 1000 tote und verwundete Pesch-Merga, aber über 3000 Zivilisten. Man sagt, daß wir über 10000 irakische Soldaten getötet und verwundet haben. Natürlich reichen unsere Aktionen wie Überfälle auf Kasernen, Sprengung von Brücken und Elektrizitätswerken, Erbeuten von Waffen nicht aus, um die Politik der Baath-Regierung, dieses rassistischen und chauvinistischen Regimes, uns gegenüber zu ändern. Aber wir haben schon einen Erfolg: Die Armee ist verunsichert, und das macht wiederum die Regierung nervös. Es muß uns gelingen, eine Art Volksfront aller oppositionellen Parteien und Organisationen im Irak zu bilden, dazu gehören die Schiiten im Land, die Nationalisten und die Kommunisten. Gemeinsam können wir diese Regierung stürzen und durch eine demokratische ersetzen, die uns Kurden unsere Rechte garantiert. Allein können wir nur destabilisieren, stürzen müssen wir gemeinsam.«

Als er geendet hatte, sprang plötzlich einer seiner vierzehn

Militär-Befehlshaber auf und schüttelte sein Hosenbein: Ein Skorpion fiel heraus. »Ein Baby«, sagte Mahmud Osman gering-schätzig und tötete ihn, »aber sonst ist es hier recht friedlich: keine Wölfe, keine Schlangen. Als Mediziner habe ich hier gar nicht so viel zu tun, das Hospitalzelt ist leer.«

Es gab Tomatensuppe, Brot und Tee. »Ein- oder zweimal im Monat gibt's bei uns Fleisch.«

Die erste Nacht im Camp war ich Gast eines der wenigen Pesch-Merga, der seine Familie bei sich hatte: Er mußte zuerst seine junge Frau aufwecken, was er mit lautem, fröhlichem Zischen und Rufen besorgte. Sie nahm ihr Bettzeug und huschte hinaus, kam aber gleich darauf mit dampfenden Teegläsern und einem Baby an der Brust wieder herein. Alle saßen im Halbkreis um mich herum, sahen mir neugierig beim Schreiben zu. Aber nach einer Weile verließ sie die Geduld, sie brachen auf, in eines der Nachbarzelte. Der Gastgeber schlief, das Gewehr neben sich, vor meinem Eingang, das Zelt selber teilte ich mit einem dicken schwarzen Huhn.

Von der nächsten Nacht an schlief ich im Freien, in der Nähe »meiner« Pesch-Merga-Einheit, direkt am Bach, unter blühenden Oleanderbüschen, durch deren Zweige ich Mengen leuchtend klarer Sterne blitzen sah. Ließ ich die Arme draußen, stachen Mücken und Moskitos, versteckte ich sie unter den Decken, waren die Flöhe dran. Die Wahl hatte ich.

Als Gipfel des Komforts hatten mir die Pesch-Merga, denen ich für die Besichtigung der zerstörten Dörfer im Irak am nächsten Tag zugeteilt worden war, eine Petroleumlampe in die Zweige gehängt, die bald die ganze lokale Insektenwelt anlockte.

Sogar Toilette und Bad hatten sie sich am Bach konstruiert: Hinter einem hüfthohen Brennesselwald und einem vom Wind ständig hochgewehten, löchrigen, aufgeschnittenen Sackstoff lagen zwei flache Steine im Bach. Derartige Konstruktionen existierten auch bachaufwärts, deshalb wurde zwischen Bach-

und Trinkwasser streng unterschieden. Das Trinkwasser wurde in einer Plastikröhre aus einem Nebenbach hergeleitet und diente auch zum Waschen in der oben offenen und nur schulterhohen Waschzelle aus Zeltleinwandstücken am sandigen Ufer des Wildbaches.

Ab fünf Uhr früh beginnt das Sommercamp zu leben. Das Feuer in den offenen, von rundgeschliffenen Riesenkieseln umgebenen Feuerstellen wird angefacht, die Decken werden zusammengerollt und an den Rändern des Zeltplatzes aufgestapelt. Die Eß-, Schlaf-, Lese-, Diskutier- und Empfangsstätte »meiner« zehnte Pesch-Merga bestand aus einer Zeltplane als Dach, die von vier Eichenstämmen getragen wurde. Das war alles.

Abdullah, der Gruppenleiter, besaß noch einen besonderen Schatz: eine Holztruhe, in der alles, was für ihn wertvoll war, eingeschlossen wurde. Hie und da vertrauten ihm auch die anderen etwas für die Truhe an, was mit einiger Zeremonie hineingegeben und herausgenommen wurde. Ansonsten trägt ein Pesch-Merga alles bei sich, was er besitzt. Das ist auch der Grund, weshalb die meisten aus unserer Gruppe, die sich um halb acht früh zum Abmarsch fertigmacht, unter den drei, meist synthetischen Pullovern noch mindestens drei Hemden tragen. Darüber natürlich die langärmelige Stoffjacke, die in die Pump hose gesteckt und mit einem bunten meterlangen Schal festgezurrzt wird. An dem Tag sollte es über dreißig Grad heiß werden, aber keiner dachte daran, auch nur eines der Kleidungsstücke auszuziehen. Dabei hatten sie nebenher noch ihre kiloschweren Gewehre, die quer über Brust und Rücken laufende Munition, die Pistole mit der dazugehörigen Munition im Bauchgurt und an der Seite eine Handgranate im Plastiknetz. Einer von ihnen nahm mir die Handtasche ab, schnürte mir aber dafür seine Pistole mit Munition um, damit ich nicht gar so fremd aussähe.

Wir liefen das enge Tal hinunter, überquerten auf schwankenden Brücken aus Ästen und Erde mehrmals den Bach, warfen Steine nach der ersten irakischen Grenzmarke, balancierten an

schmalen Felsbändern entlang, kletterten über Ziegenpfade hinab, meist im Schutz des Schattens von Bäumen und Büschen.

Das sind die alten Bergsteige, auf denen sich die Kurden schon immer bewegten, wenn sie Waren von einem Land ins andere transportierten. Wir begegneten einigen Kurden, die nach hüben oder drüben zogen, entweder zu Fuß oder auf ihren vollbepackten, mit Planen abgedeckten Pferden, Mulis oder Eseln reitend. Freundlich begrüßte man sich, blieb stehen, tauschte Neuigkeiten aus.

Was sie denn so beförderten, fragte ich. »Gebrauchte Kleider«, sagten sie. Feixten. Später erfuhr ich, daß im Augenblick hauptsächlich Teppiche herüber, Alkohol hinüber gebracht wurden. Und auch Waffen, natürlich, wie sollte man denn sonst kämpfen.

Klassenausflugstimmung. Ich werde beschenkt, junge Gurken, Tomaten, grüne Pflaumen, grüne Trauben und eine Art von Baum-Brombeeren, deren holunderfarbiger Saft in den nächsten Stunden nicht von den Händen weicht. Mittagessen: Einer zieht aus seiner Bauchscharpe das Fladenbrot für alle, ein anderer den scharfen, bröckligen Käse, einer kommt mit frisch gepflückten Tomaten, Abdullah bietet Kekse an. Dazu gibt es eiskaltes Flußwasser.

Die ganze Zeit hatte ich die Frage verdrängt, ob die Pesch-Merga vorhatten, irgendwo eine Aktion durchzuführen, als Abdullah aufspringt und nach Süden zeigt: »Siehst du, das ist die Kaserne, die wir früh morgens schon öfter angegriffen haben. Da sind fünfhundert irakische Soldaten verbarrikadiert.« Luftlinie vielleicht zehn Kilometer entfernt, entdeckte ich ein Gebäude auf dem gegenüberliegenden Bergkamm.

»Dann gibt es also heute keinen Kampf?« fragte ich. Wir sind weitergegangen, lassen den Fluß mit den fetten, glitzernden Forellen rechts liegen und haben einen absolut kahlen Abhang vor uns, den wir, wie es scheint, überqueren müssen. Abdullah

teilt die Männer in Gruppen von zwei bis drei Leuten ein, wir beiden sind die letzten.

Die Sonne brennt auf die kahle gelbe Fläche herab, über der in der flimmernden Luft die Kaserne einmal näher, einmal ferner auftaucht. Wir brechen auf, als die anderen gerade noch in Sicht- und Rufweite sind.

»Wir greifen nicht an«, sagt der achtunddreißigjährige Abdullah vorsichtig, »aber es könnte ja sein, daß sie uns sehen und ihre Hubschrauber schicken. Deshalb haben wir uns ja aufgeteilt; bei einer Gruppe von zehn Leuten würden die prompt reagieren, das verspreche ich dir!« – »Und wenn sie trotzdem ihre Hubschrauber schicken?« – »Dann kämpfen wir!« sagt Abdullah.

»Und ich?« »Du kämpfst mit uns«, sagt er einfach. – »Ich kann aber nicht schießen.« – »Ach so, ja dann.« Er überlegt: »Dann versteckst du dich hinter dem nächsten Felsen.«

Der nächste Felsen. Ich schaue umher, entdecke weit und breit nichts, was einem Felsen auch nur entfernt ähnlich sähe. Kein Schutz also. Ausgesetzt. Angst. »Wenn's dich gibt, lieber Gott...« O ja, du ertappst dich dabei.

»Das letzte Mal kamen sie vor vier Tagen«, redet Abdullah so vor sich hin. War das jetzt ein Trost oder eher nicht?

Vor einem zerbombten Dorf warten die anderen auf uns. Suna heißt es und hat früher um tausend Einwohner gehabt. »Das war die Schule, das die Krankenstation, das das *hammam*.« Die Pesch-Merga zeigen auf Ruinen. Nur noch einzelne Wände stehen, statt der Häuser metertiefe Bombentrichter – eine systematisch durchgeführte Vernichtungsaktion, ein Glied in der Kette des Vernichtungsfeldzuges gegen die Kurden, der von allen Regierungen, unter denen die Kurden leben, mehr oder weniger konsequent praktiziert wird.

»Woher wollt ihr wissen, daß das Napalm ist?« frage ich. Einer springt in den Bombentrichter hinunter, gräbt, fördert eine erdfarbene Masse mit scharfen Rändern zutage, zündet

sie an. Es gibt eine Stichflamme, die wie ein Bunsenbrenner lange und intensiv vor sich hinbrennt.

Ein alter Mann kommt auf uns zu, schenkt mir einen Granatapfel, redet mit den Pesch-Merga. »Er ist der einzige Überlebende«, übersetzen sie mir, »er hat die ganze Familie beim Angriff verloren. Jetzt kommt er tagsüber her, um seine Felder zu bearbeiten, nachts schläft er bei den Leuten im nächsten Dorf.«

Mit jedem zerstörten Dorf mehr steigt mein Zorn gegen die Baath-Regierung, die sich nach außen hin als Wohltäter der Kurden aufspielt, im Inneren aber mit unglaublicher Grausamkeit die Kurden psychisch und physisch vernichtet.

»Vergessen Sie eines nicht«, sagt Dr. Mahmud Osman abends, als wir nach neunstündigem Marsch dreckverkrustet bei Sonnenuntergang in sein Zelt stolpern, »jeder von den Pesch-Merga in diesem Camp hat mindestens ein Mitglied der Familie, das verhaftet, vergewaltigt oder umgebracht wurde.«

Dieser Dr. Mahmud Osman sollte also heute nach Mahabad kommen. Man munkelte allerdings, er hätte seinen Kampf eingestellt und Verhandlungen mit dem verhassten Baath-Regime in Bagdad aufgenommen. Ob das wahr sein konnte?

Wir telefonieren. »Stimmt es, daß Sie mit Bagdad verhandelt haben?« – »Ja«, sagt er, »es stimmt, und ich werde versuchen, es Ihnen heute abend zu erklären. Wir sehen uns bei Babanzades.« Bis dahin waren es noch einige Stunden. Zeit, um Salahhadin Schams Borhan zu besuchen, den Führer der »Pesch-Merga-Gruppe der Werktätigen«, die mir von Rosenrot so ans Herz gelegt worden war.

Salahhadin ist fast zwei Meter groß, Anfang Dreißig, sehr freundlich, sehr offen, verheiratet mit einer Bayerin, die freilich nicht hier ist. Er hat vierzehn Jahre in Europa studiert, und sein Benehmen und das der männlichen und weiblichen Pesch-Merga drumherum erinnern irgendwie an die Stimmung 1968 an unse-

ren Universitäten. Unorthodoxe Linke, idealistisch, radikal und antiautoritär, voller Sehnsucht nach Freiheit, Leben, Erotik, einer besseren Welt eben.

Salahhadins Gruppe ist klein, viele Mahabader kennen sie gar nicht, obwohl Stofftransparente am Parteibüro eindeutig von ihrer Präsenz künden. Die, die sie kennen, aber nicht zu ihr gehören, nennen sie »linksradikal und maoistisch«.

An diese gegenseitigen abfälligen Bemerkungen von Partei über Partei, von Führer über Führer habe ich mich schon gewöhnt. Das brauchte ich inzwischen sogar zur Einschätzung.

Bei Schams Borhan herrscht Diaspora-Stimmung. Diese Organisation, die zum Bund Iranischer Kommunisten gehört, ist ziemlich isoliert, sie haben die Autonomie-Forderung nicht mit unterschrieben. Ihre Versuche, eine Art kurdischer Volksfront zu gründen, sind fehlgeschlagen. Denn die anderen Parteien, vor allem Ghassemlus Demokratische Partei, waren nicht bereit, die Tudeh als »konterrevolutionär« und die Sowjetunion als »sozialimperialistisch« zu verurteilen. Die Volksfedajin und die Komala, vor allem aber Scheikh Esodin, stehen ihnen am nächsten, »obwohl«, bemerkt Salahhadin, »der Bruder von Scheikh Esodin, Scheikh Jellal, Geld und Waffen vom Irak bekommt. Auch die Demokratische Partei hängt vom Irak ab, sie haben ihre guten Beziehungen noch aus der Zeit, als sie im Exil in Bagdad waren. Die iranischen Flüchtlinge im Irak sind unter ihrer Kontrolle, sie sind die einzigen, die Passierscheine ausstellen dürfen. Einige der Führer der Demokratischen Partei sind für uns Agenten Rußlands.« – »Wer denn?« Er nennt Namen. »Und Ghassemlu?« frage ich. – »Ein Mann der Mitte«, er seufzt, »aber mit engen Verbindungen zur Sowjetunion, fürchte ich.« – »Und zu wem habt ihr enge Verbindungen?« – »Wir werden nicht vom Ausland finanziert, wir sind für eine Revolution im Land, vor allem in den Dörfern.« – »Bist du selber vom Land?«

»Ja, ich bin Enkel von Scheikh Borhan, einem Heiligen vom Nomaden-Stamm der Mangur. Als ich vor dem Krieg durch die Dörfer gelaufen bin, bei Kala Dizi, Serdascht und Mahabad, um Versammlungen durchzuführen und die Bauernbewegung zu unterstützen, wollten die einen mir die Hand küssen aus Respekt vor meinem Großvater, die anderen sagten: ›Was, der Enkel ein Kommunist, wir bringen ihn um!‹ Aber einen Scheikh-Enkel kann man in Kurdistan nicht so ohne weiteres umbringen. Ich habe Rückhalt in meiner Familie. Mein Großvater ist ganz arm aus der Türkei gekommen, und als er starb, gehörten ihm siebzehn Dörfer. Die hatte er geschenkt bekommen. Er war so eine Art Mediziner, Zauberer, Marabu, jedenfalls ein guter Psychologe, der für jede Situation einen Spruch wußte, auch wenn er nicht immer eindeutig war. Großvater hatte vier Frauen, mein Vater hatte elf.«

Und er als kommunistischer Feudaler? Schams Borham weicht aus.

»Als ich vor einem guten Jahr zurückkam, mußte ich mich erst wieder an die kurdische Mentalität gewöhnen. Hier darf man nicht alles so hart sagen, muß es blumig verpacken in die traditionellen Höflichkeitsfloskeln. Der politische Bewußtseinsgrad ist hier eben noch ziemlich gering.«

»Habt ihr euch an den Kämpfen beteiligt?«

Er, stolz: »Wir waren die einzigen, die hier in Mahabad geblieben sind, die nicht in die Berge geflüchtet sind.«

Ich, verständnislos: »Wieso, wieviel wart ihr denn?«

»Wir hatten dreißig Gewehre, natürlich viel zu wenig, und keine schweren Waffen. Jetzt haben wir über 300 und könnten leicht 30000 brauchen.«

Das nehme ich ihm jetzt nicht ab. Ehrlich.

»Und was konntet ihr, bitte, mit dreißig Gewehren anfangen?«

»Natürlich keine Panzer knacken, das nicht. Aber zwei Gendarmereiposten haben wir in die Luft gejagt, mit unseren G-3

Hubschrauber abgeschossen, dreimal haben wir die Straße kontrolliert und Gefangene gemacht, die wir allerdings wieder freigelassen haben.«

»Das war alles?«

»Oh, nein, in Sakes haben wir fünf Großgrundbesitzer umgelegt und Land verteilt. Dort hatten wir auch Bauernvereinigungen, die in ihren Dörfern die Macht ausüben und Dorfräte gründen sollten, die aus fünf bis sieben Mitgliedern bestehen sollten. Unsere Organisation war wirklich im Aufbau, dann kam der Krieg und machte alles kaputt.«

»Und nachher habt ihr den Anschluß verpaßt?«

»Nicht ganz. Wir haben mit allen verhandelt, nur wollten wir den Anspruch der Demokraten als stärkste Partei nicht ohne weiteres akzeptieren. Dann gelang es ihnen, uns, zumindest in Mahabad, ihrer Hochburg, zu isolieren. Ich fürchte, sie haben sogar vor, uns zu entwaffnen.«

»Wie viele und was für Mitglieder habt ihr denn?«

»Wir sind 700 Mitglieder. Sozialisten, Kommunisten, Religiöse, Revolutionäre, Demokraten. Wir sind nicht marxistisch-leninistisch, haben keine fixe Ideologie. Die Macht für die Werktätigen wollen wir und die Autonomie für Kurdistan.«

»Und welche Rolle spielen bei euch die Frauen?«

»Wir versuchen, sie gleichberechtigt zu organisieren. Wir denken daran, ein Frauenbataillon zu bilden, aber wir sind noch nicht so weit. Die Aufklärung der Frauen und Mädchen auf dem Land ist ziemlich kompliziert. Schon wenn öfter gesehen wird, daß eine zu uns ins Büro kommt, heißt es, sie sei schlecht und unmoralisch.«

Neben mir sitzt eine junge Bäuerin vom Land. »Sie wird von ihren Nachbarn bedroht«, erklärt Salahhadin, »weil sie zu uns gehört. Sie ist gekommen, um sich eine Waffe zu holen.«

Wir sitzen dicht gedrängt in dem verqualmten zugigen Raum auf Blechstühlen. Salahhadin unterstützt die Winston-Verweigerungskampagne. Murrend und erst nach längeren Diskussionen

lassen sich die anderen überzeugen, daß sie ihre Schachtel abliefern, um dafür vom Chef eine persische Schiraz zu bekommen.

30 Gewehre gegen 150 Panzer, Schiraz statt Winston, ob das die kurdischen Autonomieforderungen ihrem Ziel näherbrachte? Trotzdem ist dieser Heiligen-Enkel eine erstaunliche Persönlichkeit, ich ahne die Faszination, die er vor allem auf Frauen hat, und nicht nur wegen des Versprechens von Gleichberechtigung.

Der Salon der Familie Babanzade war voller Männer mit schwarz-weißen Turbanen, die sich erhoben, als ich hereinkam: Mahmud Osman und seine Pesch-Merga vom Sommercamp. Umarmungen. Aber da waren auch andere mit denselben schwarz-weißen Tüchern, allerdings anders geschlungen. »Palästinenser«, klärte mich Dr. Mahmud auf, »sie sind zum Tag der Republik nach Mahabad gekommen.«

Palästinenser – arbeiteten die nicht mit Chomeini zusammen? In den Straßen Teherans gab es riesige Poster zu kaufen, auf denen sich Chomeini und Arafat verbrüdeten. Oder sollten das die ersten Vermittlungsversuche sein, für die sich der Palästinenser-Führer angeboten hatte? Oder waren das wohl Palästinenser, aber nicht die von Jassir Arafat? Und was wollten die denn hier? Doch wohl nicht nur feiern? »Keine Arafat-Leute«, sagt Mahmud Osman, »was die konkret wollen, weiß ich auch noch nicht.« Wir gehen ins Nebenzimmer. Mahmud sieht blaß und schrecklich müde aus.

»Ja«, sagt er, »wir haben mit Bagdad verhandelt, weil sie uns gebeten haben zu kommen. Wir können schließlich nicht immer kämpfen. Kurz nachdem sie uns verließen, haben wir die ›Ver-einte Sozialistische Partei Kurdistans‹ ins Leben gerufen und uns dafür von Talabanis PUK getrennt.«

»Mit der Sie damals gemeinsam kämpften?«

»Ja.«

»Wieso?« Ob das etwas mit den »zwei Königen in einem Raum« zu tun hatte?

»Weil wir verschiedener Meinung waren«, antwortete er ausweichend. Worüber denn? Natürlich über die Verhandlungen.

»Syrien, das ihn unterstützt, hat es nicht erlaubt. Wir verhandelten mit Bagdad über zwei Hauptpunkte: Wir wollen Demokratie für den Irak mit freien Wahlen und die richtige Anwendung des Abkommens vom 11. März.«

Am 11. März 1970 hatten Saddam Hussein für die Baath und Mulla Mustafa Barsani für die irakischen Kurden ein Abkommen unterschrieben, das zum erstenmal seit fünfzig Jahren, seit dem Vertrag von Sèvres, den Kurden »Autonomie« versprach, den Gebrauch des Kurdischen als offizieller Verwaltungs- und Unterrichtungssprache, die gleichberechtigte Einstellung von Kurden in Verwaltung und Armee, die entsprechende Beteiligung an der Legislative und den ihnen zustehenden Anteil am Staatseinkommen. Der Vizepräsident sollte sogar Kurde sein.

Dieser Vertrag, der durch intensive Verhandlungen zustande gekommen war, hatte nur einen Haken: Seine Umsetzung in die Praxis war zeitlich nicht festgelegt, das Problem der Erdölprovinz Kirkuk nicht endgültig gelöst. Und so geschah, was mit kurdischen Autonomieversprechungen meist passiert: Sie werden nicht angewandt, einseitig angewandt, halbherzig angewandt oder in ihr Gegenteil verkehrt, wenn sich die Zentralregierung wieder stark fühlt.

»Und was haben die Verhandlungen ergeben?« Ich bohre weiter. Pause.

»Nichts«, antwortet er langsam, »absolut nichts. Sie sind die gleichen geblieben, rassistisch und diktatorisch. Sie haben nicht vor, das kurdische Problem friedlich zu lösen.«

»Dann werden Sie also mit dem Guerillakampf weitermachen?«

»Vor zwei Wochen, gleich nach den Verhandlungen, hatten wir bereits wieder eine militärische Auseinandersetzung mit der

irakischen Armee: 140 irakische Soldaten, 6 Offiziere und 19 Söldner sind tot oder wurden verwundet, darüber hinaus haben wir viele Waffen erbeutet. Sie hatten uns angegriffen, und sie haben verloren. Das hat einen moralischen Effekt.«

»Wie viele Pesch-Merga haben Sie denn zur Zeit?«

»Ich glaube, wir sind zur Zeit die stärkste politische Gruppierung in Kurdistan. Wir haben 3000 Pesch-Merga, könnten aber leicht 40000 haben, wenn wir sie bewaffnen könnten. Das ist immer so in Kurdistan: Hat man Waffen, finden sich sofort die Leute dazu.«

Das kannte ich doch schon. Was er in Mahabad vorhabe. »Reden«, sagt er, »mit den Leuten der Demokratischen Partei. Sie sind uns am nächsten. Wir wollen versuchen, so eine Einigung der Parteien auch im Irak zu machen.«

»Mit Talabani oder gegen ihn?«

»Am liebsten natürlich mit ihm. Aber er will immer alles beherrschen. Dabei kann nur eine gemeinsame Front der Opposition das Baath-Regime stürzen. Keinen Tag an der Macht gönne ich denen mehr.«

»Was haben Sie speziell gegen Talabani?«

Da bricht es aus ihm heraus: »Jellal Talabani ist ein Intellektueller, geschickt und glatt. Er hat viele Hin- und Herwendungen in der Politik gemacht. Wir haben zusammen studiert, er ist fünf Jahre älter als ich, ich kenne ihn gut. 1962 war er, wie alle Mitarbeiter Barsanis, sogar die kommunistischen, dafür, Geld von Amerika via Iran anzunehmen. 1964 trennte er sich von Barsani und ging mit einigen Leuten in ein vom Schah gebautes Camp in Hamadan im Iran. 1965 kam er wieder zu Barsani zurück, arbeitete wieder mit ihm zusammen.«

»Da waren Sie im Politbüro?«

»Ja. Aber er blieb nur bis 1966, dann lief er auf die Seite des irakischen Regimes über und kämpfte gegen uns. Nach dem Abkommen vom 11. März löste er seine Partei auf und kam wieder zu Barsani, wo er bis 1975 zum Schluß blieb. Danach ging

er nach Syrien und gründete 1976 mit deren Hilfe in Berlin im »Dorfkrug« in Dahlem die PUK. Was ich an ihm nicht mag, sind seine Ambitionen und seine Lügen. Einmal ist er Stammesführer, dann Marxist, dann pro-chinesisch oder demokratisch, sozialistisch, nationalistisch. Er dreht sein Mäntelchen nach dem Wind, dafür wird er aber auch immer schwächer, die Leute glauben ihm nicht mehr. Talabani ist ein Hindernis für die Einheit der Kurden im Irak. Aber vielleicht kann Scheikh Esodin da vermitteln.«

»Würden Sie in ihre Oppositionsfront auch die Barsani-Söhne aufnehmen?«

»Ich habe sie seit 1975 nicht mehr gesehen. Die Zukunft wird zeigen, was mit ihnen los ist. Was sie auf keinen Fall können, ist ihren Vater ersetzen. Sie haben seit dem Kollaps nicht im Irak gekämpft.«

»Das behaupten sie aber.«

»Dann lügen sie. Außer Flugblättern haben sie im Irak keine Aktivitäten entwickelt, dafür im Iran, wie Sie wissen, und in der Türkei. Dennoch haben sie noch ihre Gefolgsleute im Irak, wenn sie auch mehr und mehr isoliert werden. Ich würde sagen, zwischen uns und den Barsanis gibt es drei Möglichkeiten der Verständigung: entweder eine friedliche Koexistenz, die Pesch-Merga greifen sich gegenseitig nicht an; oder eine rein militärische Kooperation gegen das Baath-Regime oder aber das Aufgehen in einer gemeinsamen politischen Front.«

Also gab es doch noch Möglichkeiten der Verständigung.

»Als ich die Barsanis neulich traf, haben sie mir etwas von einem amerikanischen Arzt erzählt, der ihrem Vater Krebszellen eingespritzt haben soll.«

»Das ist Unfug. Ich war doch sein Leibarzt, ich war immer um ihn. Er hatte eine Rückgratkrankheit, die auf sein Bein überstrahlte. Dann bekam er Blutkrebs. Sie wollen sich nur wichtig machen mit solchen Märchen.«

»Werden Sie wieder in den Irak zurückkehren, wenn sie Ghassemlu und den Scheikh getroffen haben?«

»Nein, ich fahre zuerst nach Teheran und von dort aus nach Europa. Ich muß Vorträge halten, mich um die Unterstützung des Roten Kreuzes und anderer Hilfsorganisationen bemühen.«

Und vielleicht auch Geld und Waffen organisieren, aber das gehörte schließlich zur Aufgabe jedes Kurdenführers.

## Tag der Republik

Trotz klirrender Kälte und eisigem Wind ist jeder auf den Beinen. Dichtgedrängt stehen um zehn Uhr Tausende am runden Ghazi-Mohammed-Platz unter den bereiften Bäumen, fein säuberlich nach Alter und Geschlecht getrennt, und starren auf den Balkon des Rathauses, wo sich allmählich die Prominenz einfindet.

Vom flachen Rathausdach ragt ein überlebensgroßes Bild des Präsidenten der Republik in den Himmel. Auf diesem und den Nachbardächern sichern Pesch-Merga die Veranstaltung.

Jemand schleust mich durch das Eisengitter vor dem hinteren Eingang des Rathauses, begleitet mich in den ersten Stock, führt mich über die diversen Mikrofon- und Fernsehkabel auf den Balkon. Ghassemlu in seinem gelblichen kurzen Mäntelchen mit braunem Teddyfutter über der Kurdentracht steht wie ein Bub neben Scheikh Esodin vorn am Geländer. Daneben Rani Bulurian und die übrigen Mitglieder des Zentralkomitees der Demokratischen Partei. Ich begrüße alle meine Gesprächspartner. Fernsehdirektor Marduck und Supermarktbesitzer Ahmed Ghazi stolzieren mit ihren privaten Filmkameras herum.

»Wie geht es dir?« Ghassemlu dreht sich um. Ich erschrecke, er sieht nicht gut aus, ist grau verfaltet und so nervös wie neulich abends, als unerwartet die vielen Fremden bei der Hochzeitsfeier auftauchten. War ja auch eine ideale Gelegenheit für Killer! Die

ganzen Kurdenführer, ordentlich auf dem Balkon nebeneinander aufgereiht. »Besser als dir«, sage ich. »Wenn du wüßtest, wie ich das hasse!« sagt er und: »Bis später im Kino!«

Welchen Film es wohl gab.

Das offizielle Programm beginnt. Reden, Proklamationen, Aufrufe. Vom Balkon in die Menge. Die heisere Fistelstimme des Scheikh ist kaum zu hören, gegen Ende wird ein blinder Dichter, weißhaarig und mit dunkler Sonnenbrille, vor das Mikrophon geführt. Bei »Ghazi Mohammed«, »Scheikh Esodin« und »Hesbi Demokrat« wird kräftig geklatscht.

Ahmed filmt vom Dach. Er müsse morgen noch fahren. Nach Teheran, läßt er so nebenbei fallen, wegen Familienangelegenheiten. Ob ich das bedaure.

Um vier Uhr biege ich um die Ecke des Kinos. Davor stehen bereits Hunderte von Jugendlichen, die lärmend darauf warten, daß die Türen aufgemacht werden. Dann fand dort also das Fest der Republik statt. Nix Film also.

Ein Pesch-Merga führt mich zum Hintereingang, dort stehen auch schon über hundert Leute Schlange. Ich werde nach vorn gezogen, stehe also direkt hinter der großen, eisernen Tür und warte zunächst einmal. Neben mir jongliert einer ein Tablett mit Gebäck auf dem Kopf, das für drinnen gedacht ist.

Wir warten, trommeln an die Tür, warten wieder. Niemand weiß, was los ist. Ich bin eingekeilt. Allmählich entlädt sich die Volkswut in Raufen, Schneebälle werden geworfen, meinem Nebenmann wird das Tablett entrissen und werden die Kekse weggegessen.

Trotzdem bleibt die Tür zu. Nach einiger Zeit packt mich ein anderer Pesch-Merga, der gehört aber zu Ghassemlu, zieht und schubst mich wieder zum Haupteingang – dieselbe Schlange wie zuvor. Trotzdem wurde ich dieses Mal eingelassen. Warum?

Halb erdrosselt – mein langer Schal hatte sich irgendwo verfangen – und abgekämpft taumle ich in den Kinovorraum. Die Jugendlichen hatten versucht, in meinem Kielwasser nachzu-

drängen. Nach erbittertem Ringen wurden sie von den Kinowächtern zurückgeschlagen. Die riesige Halle drinnen war zum Brechen voll und feuchtwarm. In langen Klappstuhlreihen saßen die Glücklichen, die Einlaß gefunden hatten. Es waren – natürlich kostenlose – Eintrittskarten gedruckt worden, aber eben zu viele. Verständlich die Wut der Ausgeschlossenen mit der Eintrittskarte in der Tasche.

In der vordersten Reihe links sitzen die Damen der Ghazi-Familie, in der vordersten Reihe rechts sitzt die Parteiprominenz. Kekse und Wasser werden gereicht. Ghassemu steigt gerade die Treppen herunter, Hemn hinauf. Ein bißchen vergreist, ein bißchen beschwipst kramt er seine altmodische Brille aus einer seiner tiefen Taschen und liest die Gedichte aus seiner großen Zeit.

Das Riesenbild Ghazi Mohammeds war vom Rathausdach zur Kinobühne gewandert – seine dunklen Augen schauten eindringlich jeden Besucher an. Darunter steht Mohamed Mamle, singt und hält beim letzten Lied die Kalaschnikoff mit beiden Armen über den Kopf.

Wieder einmal fällt der Strom aus. Mit einem Satz hatte sich Khalid vor Ghassemu gestellt. Kaum flammen die ersten Streichhölzer auf, ist auch das Licht wieder da. Die Veranstaltung geht weiter: Rasul Nadri, der Dichtersänger, tritt auf, weißmetallisch-wogende Jungfrauen tragen Gedichte vor, von einem blinden Musikanten auf der Flöte begleitet, ein Jungmännerchor schmettert Kampflieder. Da fällt der Strom zum zweiten Mal aus.

Als endlich Petroleumlampen flackernde Schatten warfen, war Ghassemu samt Gefolge verschwunden.

Ob er eine Ahnung habe, wann Ali Ghazi fahren wolle, frage ich einen Ghazi-Verwandten. Ein Vetter aus dem russischen Aserbajdschan sei ins iranische gekommen, den wolle Ali noch treffen. Das würde sicher ein paar Tage dauern. »Nach dem Abendessen gehe ich zum Scheikh«, sagt mein Begleiter, »da

wird ein Film über den Marsch des Volkes nach Merivan gezeigt. Du weißt doch, den vom Juli, wo Tausende aus Sanandatsch nach Merivan gewandert sind, um die Forderung nach Ausweisung der Pasdar zu unterstützen.« – »Meinst du . . .« – »Sicher«, tönt er, »sicher kann ich dich mitbringen.«

Salim, der Sohn des Hauses Babanzade und Familienchef, ist wieder einmal aus Bukan da. Die ihm in der Familienhierarchie untergeordneten Männer sind zum Antrittsbesuch gekommen.

»Was hältst du von Salahhadin Schams Borhan?« – »Nichts«, er winkt ab, »gar nichts. Der lügt wie gedruckt, und außerdem bekommt er Geld aus Albanien.« Geld von Chomeini, von Saddam, von Assad, von Albanien – gar von Libyen –, wer hatte in Kurdistan das Recht, sich moralisch zu empören? Auch die Anhänger der Demokratischen Partei nicht, die mit dem Irak verbandelt war.

Salim jedenfalls zieht es vor, von seinen europäischen Freundinnen zu erzählen und von den tollen Streichen, die er und Hadji zusammen in Europa ausgeheckt hatten.

»Was halten Sie, Scheikh, von Salahhadin Schams Borhan?« Wir sind an die zwanzig Leute und sitzen auf dem Teppich im Haus von Scheikh Esodin Husseini. Eben haben wir Schmalfilme über den Volksmarsch und eine antiimperialistische Demonstration in Teheran gesehen.

»So viele Leute«, hatte sich der Scheikh gewundert, als die Demonstranten rennend und gestikulierend auf die Kamera zugelaufen kamen, und war sich mit den Fingern durch den Bart gefahren. Er streckt seinen mageren, langen Oberkörper im Sitzen in die Höhe und antwortet ausweichend: »Ich habe nie etwas Schlechtes von diesen Leuten um Schams Borhan erfahren. Aber es stand für uns nie zur Diskussion, uns mit ihnen zusammenzuschließen. Sie sind«, er gestikuliert mit Spinnenfingern in der Luft herum, » . . . nicht wichtig genug. Es gibt viele Gruppen mit dreißig Gewehren.« – »Dreihundert«, sage ich. Alle lachen gutmütig. Mußte wohl doch übertrieben sein.

Diesmal habe ich einen phantastischen Übersetzer, Mohammed heißt er, stammt aus der Familie der Mohtadis, ist Mitglied der Komala. Er ist weder sofort müde noch unwillig, noch übersetzt er nur die Hälfte oder fängt gar an, Fragen selber zu stellen, ohne Antworten zu übersetzen.

Wie ein Mullah Kurdenführer wird, lasse ich Mohammed fragen. »Seit siebzehn Jahren bin ich politisch engagiert«, erzählt der Scheikh leise, »jetzt bin ich achtundfünfzig.« Ich hatte ihn für älter gehalten. Zehn Jahre, zwanzig Jahre. Der Scheikh: »Die ganze Zeit während des Schah-Regimes habe ich getan, was ich konnte, um als Patriot die kurdischen Ideen zu verbreiten.« Und dann wollte man ihm unterstellen, er sei bei der Savak gewesen.

»Zuerst war ich Mitglied in der ersten Komala, der Vorläuferin der Demokratischen Partei hier, dann trat ich 1964 in die Demokratische Partei ein, die ich aber inzwischen wieder verlassen habe. Ich gehöre keiner Partei mehr an, ich respektiere aber alle Parteien, die sich um das Wohl Kurdistans sorgen. Ich bin auf der Seite der Massen.«

»Warum haben Sie sich dann von den Demokraten getrennt?«

»Mir gefällt die politische Einstellung einiger Mitglieder nicht«, sagt er sibyllinisch und gibt zu verstehen, daß er darüber nichts mehr zu sagen wünsche. Ein Machtkampf, vermute ich und erinnere mich, von den Demokraten gehört zu haben, der Scheikh hätte immer mehr Macht verlangt, zum Schluß hätte er sogar die Richtlinien der Politik bestimmen wollen – das sei ihnen dann doch zu weit gegangen.

»Werden Sie Dr. Mahmud empfangen?« frage ich den Scheikh.

»Natürlich, wenn er zu mir kommt. Ich hoffe, sie machen dasselbe wie im Iran dann auch im Irak; ein gemeinsames Programm aller kurdischen Parteien.«

»Wie beurteilen Sie Talabani?«

»Während des Krieges hatten wir Gelegenheit, öfter miteinander

der zu reden.« Dann war also entweder der Scheikh an die iranisch-irakische Grenze geflohen, oder Talabani hatte mit seinen Leuten im Iran gekämpft. Der Scheikh weicht meinen Blicken aus. Er spricht weiter: »Es gibt einfach Unterschiede zwischen uns, ich meine nicht persönliche, sondern politische.« Läßt alles im Vagen, fuchsschlau.

»Was ist eigentlich für Sie wichtiger, Religion oder Politik?«

»Beides gleich. Ich bin in einer religiösen Familie in Baneh geboren. Mein Vater war Mullah, und ich lernte zuerst bei ihm. Dann studierte ich weiter Theologie, bis ich während der Zeit der Republik nach Mahabad ging. Später lehrte ich dann die Heiligen Schriften. Zu mir kamen viele Studenten, weil ich immer gegen das Dogmatische, das Reaktionäre innerhalb des Islam war. Deshalb sagten die anderen Mullahs, ich sei gar kein richtiger Moslem. Das hat mich aber überhaupt nicht berührt, genauso wenig wie die Tatsache, daß ich sehr arm war. Ich habe gern gelesen, ging den Sachen gern auf den Grund, stellte sie gern in Frage. Schon als Kind war ich stark von nationalen, patriotischen Ideen beeinflusst. Das ist so geblieben.«

Das Telefon klingelt, wird dem Scheikh gereicht. Er hört lang zu, spricht dann kurz und hastig, scheint es nicht glauben zu wollen, wirft den Hörer auf die Gabel, trommelt mit den Fingerspitzen auf den Teppich, scheint gereizt, zornig, will nicht mehr weitersprechen, verabschiedet mich übereilt. Später kursieren zwei verschiedene Erklärungen. Sein Bruder, Scheikh Jellal, habe auf einen Pesch-Merga der Demokratischen Partei geschossen und sei von den Demokraten festgenommen worden. Und: Scheikh Jellal habe gerade frische Waffen aus dem Irak bekommen, die ihm aber Pesch-Merga der Demokratischen Partei abgenommen hätten. Wie auch immer, es ging um Auseinandersetzungen zwischen dem Bruder des Scheikh und der Demokratischen Partei.

»Wenn du mehr über den Irak wissen willst«, sagt Überset-

zer Mohammed, »dann frag doch einfach diese Pesch-Merga hier, das sind Talabani-Leute von der PUK.«

Ich würde mich ja gerne noch mit ihnen unterhalten, aber wo?

Beim Scheikh geht es nicht mehr. Bei »meiner« Familie um diese Zeit auch nicht; Kneipen, Restaurants oder ähnliche Räume gibt es hier zwar, aber sie sind schon zu. Ich frage die Talabani-Leute, wo sie wohnen. »Im Hotel Pars«, sagen sie, sehen aber auch keine Möglichkeit, daß wir uns dort in Ruhe unterhalten können.

Auf einmal taucht der schwergewichtige Ali-Ghazi-Schwager mit seinen vergiß-mein-nicht-blauen Augen auf, lädt uns in seinen Landrover, fährt uns in sein Haus. Er holt Brüder und Freunde vom Lager, kommandiert sie zum Teekochen ab, um sich erwartungsvoll in unserem Kreis niederzulassen.

»Warum haben sich Dr. Mahmud und Talabani getrennt?« frage ich. »Mahmud hat die Regeln der PUK, der Patriotischen Union Kurdistans, von Mamjellal...« – »Von wem?« – »Von Mamjellal Talabani, wir nennen ihn ›Onkel‹, Mam, nicht respektiert. Kein Mitglied unserer Koalition hat das Recht, etwas gegen die PUK zu veröffentlichen, Mahmud Osman hat es getan. Außerdem darf kein Mitglied ohne Absprache Verhandlungen mit Bagdad aufnehmen, er hat es getan und ist ja offensichtlich gescheitert.«

Mahmud Osman war nicht der erste und nicht der letzte der irakischen Kurdenführer, der bei Verhandlungen mit Bagdad gescheitert war: Barsani, Mahmud Osman, dann auch Talabani.

»Wir haben uns im August von ihm getrennt«, erzählen die PUK-Leute. »Unsere Oppositionsfront im Irak besteht seit drei Monaten aus vier wichtigen Parteien: Der Arabischen Sozialistischen Bewegung, dem linken Flügel der Baath-Partei, der Kommunistischen Partei des Irak, die vor einem Jahr noch an der Regierung beteiligt war, sich danach aber mit uns verbündete, und unserer PUK. Das ist ein wichtiger Schritt in Richtung

Einheit. Wenn Sie Zeit haben, können sie alle diese Parteien in unserem Wintercamp treffen. Mamjellal Talabani ist auch da.«

»Wann geht ihr denn ins Camp zurück?«

»Morgen früh«, sagen sie, ich könne sie ja begleiten.

## In Talabanis Wintercamp

Ibrahim mit dem guten Gesicht, einer von Talabanis Pesch-Merga, nimmt mit mir den Morgenbus über die Berge in den Süden, nach Serdascht.

Das Ticket wurde bezahlt, ab jetzt war ich Gast der PUK, der Patriotic Union of Kurdistan.

Die Straße war vereist, für die hundertdreißig Kilometer brauchten wir vier Stunden. Ibrahim war nicht sehr gesprächig. Zwischendurch schlief ich dann auch ein, erwachte aber mit dem Gefühl, mein Arm wäre eingeschlafen oder tot. Dabei war er nur mit Schnee bedeckt, irgendwo war der Bus wohl nicht ganz dicht.

Serdascht wirkte trist und verschlammt, das Grenzstädtchen zum Irak, trotz der strahlenden weißen Bergkette am Horizont.

Nach dem Kebabessen in dem kleinen, ebenerdigen Restaurant mit den Wandkacheln des lächelnden Ali, des vierten Kalifen, auf den sich die Schiiten berufen, nach dem Sammeln der übrigen Weggenossen zum Camp im Schneetreiben und Matsch fanden wir, zehn abenteuerlich vermummte und bewaffnete Gestalten, doch noch einen Lastwagen nach Beoran. Von diesem Bergdorf aus sollte der Fußmarsch zu Talabanis Camp losgehen. Fünf Stunden, hieß es.

»Schlechtes Wetter«, Ibrahim schüttelte unzufrieden den Kopf, »vielleicht schaffen wir es ja nicht einmal bis zum Camp. Dann müssen wir vorher in einem Dorf übernachten.«

»Hundert Toman«, sagte der kurdische Bauer mit seinem knochigen Muli, die Pesch-Merga nickten. In Kurdistan wird fast nicht gehandelt, im Gegensatz zu den Nachbarländern. Viel-

leicht weil die Kurden zu anständig sind. Oder weil sie nur Zeit verlieren. Oder weil sie für derartiges Theater nichts übrig haben, kein Showtalent. Das hat sich in der Politik immer wieder gegen sie ausgewirkt.

Der Bauer schnallt unser Gepäck auf das Tier, das mit zitternden Flanken dasteht. Sowohl hier wie auf dem Markt in Talabanis Wintercamp stehen genügend Pferde, Mulis, Esel mit ihren Besitzern zur Verfügung, die bereit sind, Lasten oder Leute zu transportieren, wobei sie meist einen der Wege sowieso in eigenem Interesse machen. Der Markt im Camp ist nämlich ein riesiger Umschlagplatz, eine Art Duty-free-Shop, auf dem sich die kurdischen Händler von hüben und drüben, dem Irak und Iran, treffen, um ihre Waren auszutauschen. Die Pesch-Merga ziehen die Platzmiete ein. Böswillige nennen das Schmuggel, was in langer kurdischer Tradition nur ein Warenumschlag zwischen Verwandten und Freunden ist, der schon lange existierte, bevor nach dem Ersten Weltkrieg diese Grenzen gezogen wurden.

Ob ich reiten wolle, fragt Ibrahim. Wo das Muli schon vollgepackt genug war.

Im Gänsemarsch, voran der Mulibesitzer mit seinem Tier am Strick, stiegen und rutschten wir den ersten steilen Hang hinauf. Die Schneedecke verbarg zentimeterhohen Morast. Wir brachen immer wieder ein, auch das Muli und sein Herr. Es war nicht ersichtlich, wer wen mehr stützen mußte: die engen Pfade hinauf und hinunter, durch Bäche und Schneewehen. Hier kann selbst im Sommer kein Auto mehr fahren, dafür war trotz des gräßlichen Wetters der Gegenverkehr stark. Ganze Kolonnen berittener Händler kamen uns entgegen, was das Muli sichtlich verstörte. Stocksteif blieb es quer in der Mitte des einzig begehbaren Pfades stehen, war weder durch gutes Zureden noch durch Schieben von seinem Entschluß abzubringen, zwang dadurch die anderen Reitertrupps, in den weglosen hüfthohen Schnee an der Seite auszuweichen.

Auf einmal klarte es auf, blieb eine Stunde lang bis zum Sonnenuntergang schön. Eine weite Schneefläche vor uns, neben uns, hinter uns. Kleine Dörfer aus Steinhäusern in Pappelwäldern, an eiskalt-eiligen Bächen, an den Hang gelehnt mit ihren blau- oder türkisfarbenen Fensterrahmen. Wenn wir durchzogen, grüßten sich Dörfler und Pesch-Merga freundlich, hielten auch schon einmal auf einen Schwatz an. Mir schüttelten sie die Hand. »Wer im Winter nach Kurdistan kommt«, ließen sie mir dolmetschen, »ist ein Freund der Kurden.«

Allmählich wurde es dunkel, wir sahen von weitem die Lichter des Dorfes Kasmarasch blinken. »Wenn du willst«, sagen meine Begleiter, »können wir hier übernachten.« – »Was würdet ihr denn ohne mich tun?« Sie schauen sich an: »Weitergehen natürlich.« Außerdem wimble es in dem Dorf nur so von Flöhen, Wanzen und Läusen. Und ab jetzt könne ich ja auf dem Muli reiten, weil es jetzt dunkel würde und wir öfters Flußüberquerungen machen müßten. Sie wollten mir die Entscheidung weiterzugehen versüßen.

Der direkte Weg führte nämlich steil über einen Berghang, so steil, daß ihn kein Muli, und ein vollbepacktes erst recht nicht, schaffen würde. Deshalb gehen die Tiere am Fluß entlang, und immer da, wo die Felswände steil ins Wasser fallen, müssen sie den Strom durchqueren, am anderen Ufer weitergehen.

Inzwischen ist es stockfinster geworden, ich throne auf dem Muli, halte mich an einem Ring fest, der unter dem Gepäck hervorsteht. Dort, wo sonst die Beine Platz haben, gab es keinen, da war das Gepäck. Also ließ ich die Beine vorn am Hals des Mulis herunterbaumeln. Eine unangenehm instabile Lage: Kletterte das Muli hinauf, rutschte es, ich mit. Stieg es hinunter, rutschte es auch und knickte ein, und ich klammerte mich an den Ring, daß die Finger abstarben.

Dann kam die erste Flußdurchquerung. Der Bauer warf mir den Strick zu und verschwand im Dunkeln.

Vorsichtig tastend ging mein Reittier die vertraute Durchque-

rung an. Aber nur bis zur Mitte. Dort blieb es stehen, im kniehohen Eiseswasser, war weder mit »Hü!« noch mit »Hott!« irgendwie zu beeindrucken. Drumherum finstere Nacht und ich allein auf dem bockigen Tier im reißenden Strom. Kein Mond, keine Sterne, keine Menschen weit und breit. Das einzig Faßbare war der Ring. Meine absonderlich hilflose Stellung auf dem sich verweigernden Tier. Augenblicke von Trostlosigkeit und Verlassenheit.

Bis es sich unter mir wieder bewegte und wir doch noch das Ufer erreichten, wo schon der Bauer wartete.

Das war die erste der Furten, die wir durchquerten, viele sollten noch folgen. Manchmal ging der Herr des Mulis auch mit, sein langer schwarzer Mantel schwamm dann auf der Strömung flußabwärts.

»Keine zwei Stunden mehr«, verkündeten die Pesch-Merga, als sich Wasserstraße und Bergpfad wieder einmal kreuzten und Ibrahim mir eine brennende Zigarette hinaufreichte.

Wo ich schon meine Füße nicht mehr spürte. Aber zurück? Oder im Dunklen laufen, wo ich den Weg nicht kannte und nicht die Steine, über die man den Fluß überquerte?

Ich beschloß zu singen. Im Feindesland waren wir noch nicht, im irakischen, noch waren wir im iranischen, aber Feindesland ist für die Kurden eigentlich überall, wo sie wohnen, Feind ist ihnen jede Regierung. Viel Feind, viel Ehr', kein Spruch, der von einem Kurden stammt. »Wenn wir erklimmen«, o nein, das darfst du nicht, rügte es in mir, da könnte die Gegenseite auf Gedanken kommen. Auch wenn das Lied viel älter war als die, die es für sich usurpierten, die Nazis nämlich. Trotzdem. Warum ich nicht weitersingen würde, fragte Ibrahim, das sei doch ein schönes Lied. Ich springe zum Lindenbaum, »die kalten Winde bliesen mir grad' ins Angesicht«, was meine Zehen allerdings auch nicht wieder aus ihrer Erstarrung erlöste. Eine Zeitlang zogen wir, eine Kolonne rutschender Schatten, das enge Tal hinunter. Der Mond war eben aufgegangen, und irgendwo fun-

kelten wieder ein paar Lichter. »Nein, nein«, sagte Ibrahim lächelnd. »wir sind noch nicht da. Noch eine Dreiviertelstunde.«

Fünfundvierzig Minuten! Dabei saß ich doch schon tagelang auf diesem Muli mit seinem eigenwilligen Paßgang. Was das überhaupt war, ein Paßgang? Höher und höher stieg der Mond, langsamer und langsamer bewegte sich das Muli, schneller und schneller liefen auf einmal die Pesch-Merga.

»Das Tal der Parteien, da ist es.« Ibrahim's Handschuh zeigt in ein Seitental. Jetzt könne ich absitzen. Er streckt mir die Arme entgegen, ich rutsche hinunter, stehe, stehe nicht, knicke ein, werde festgehalten. Sie ziehen mir die Schuhe aus, massieren die Beine. Langsam beginnt das Blut wieder zu zirkulieren.

Wir sind in Nausang, dem Wintercamp der PUK und einiger Gäste: irakische Oppositionsparteien. Von drei Seiten gedeckt, kleben an den steilen Seitenwänden des engen Tales Hunderte mehr als mannshoher Lehmhütten mit ihren schneebedeckten Flachdächern. An den Hängen einzelne verkrüppelte Steineichen. »Unser Brennholz«, erzählt Ibrahim stolz, »wir dürfen aber nur einzelne Äste absägen, keine ganzen Bäume.«

Verschiedene Bäche plätschern das Tal herunter, jede Pesch-Merga-Unterkunft hat in allernächster Nähe ihr Wasser. »Dort ist das PUK-Hauptquartier.« Ibrahim deutet ganz nach oben, zum letzten Licht, wirklich zum allerletzten sichtbaren. Nach einer guten Viertelstunde Aufwärtsklettern bücken wir uns durch die niedere Tür, schieben den Sackleinvorhang zur Seite und sind plötzlich in einem Raum, der nicht mit Teppichen, sondern mit grauen Decken ausgelegt ist.

Plastikfolien isolieren den Boden, das Dach und das einzige, kleine Fenster notdürftig. An den Wänden schmale Bücherborde und revolutionäre Poster.

Im vorderen Teil des Raumes strömt ein funkensprühender Bullerofen Hitze aus, dessen Rohr direkt nach oben durch das Dach ins Freie führt. Vier starke, verzweigte Äste in den vier Ecken des Raumes stützen die Dachkonstruktion. Direkt nostal-

gisch: die runde Neonröhre aus den 50er Jahren, die in der Mitte des Raumes hängt und die Gesichter der Pesch-Merga gespenstisch beleuchtet.

»Wo habt ihr den Strom her?« – »Wir haben einen eigenen Generator, der von fünf Uhr nachmittags bis elf Uhr nachts läuft. Wir haben auch ein Telefon, eine Druckerei, einen Sender und ein Hospital. Aber jetzt wirst du hungrig sein.«

Dr. Kemal, der Organisationschef Talabanis, läßt Bohnensuppe, Brot und Tee kommen. »Wenn wir gewußt hätten, daß Sie kommen, hätten wir etwas Besseres vorbereitet«, entschuldigt er sich. »Ich werde aber dafür sorgen, daß Sie mit Mamjellal Talabani sprechen können.«

Dr. Kemal spricht Englisch, hat Landwirtschaft studiert und war, wie sein Chef Talabani, schon beim Kampf Barsanis dabei. Er hat, anders als die knorrigen Gesichter der Pesch-Merga um ihn herum, einen direkt schüchternen Ausdruck im Gesicht.

»Die Pesch-Merga haben die Häuser hier vor drei Jahren selber gebaut«, sagt Dr. Kemal lächelnd, »natürlich nicht nach den letzten architektonischen Erkenntnissen. Aber sie halten.«

»Wie weit ist denn das Sommercamp entfernt?« erkundige ich mich.

»Nicht weit«, sagt er, »vielleicht zehn Kilometer. Ganz in der Nähe von Dr. Mahmuds Sommercamp, wo Sie waren. Obwohl die irakische Regierung inzwischen weiß, wo wir sind, getraut sie sich nicht, hier anzugreifen. Mit Flugzeugen können sie nicht bombardieren, weil wir direkt am Berg wohnen, und Hubschrauber setzen sie nicht ein, weil wir Abwehrwaffen haben. Die irakischen Soldaten würden im Schnee steckenbleiben, wenn sie einen Angriff von oben wagten. Wenn sie das Tal heraufkommen, wären wir eindeutig in der besseren Position und würden sie aufreiben. Aber«, unterbricht er sich, »Sie werden müde sein. Ich zeige Ihnen Ihr Haus.« Mein Haus? »Sie können es auch Gästezimmer nennen«, sagt er und nimmt

eine Taschenlampe. Ein Haus gleich ein Raum. Wir ziehen die Schuhe wieder an und gehen ein paar Minuten weiter.

»Mein« Haus ist so niedrig, daß man sich nur gebückt darin aufhalten kann. Der Ofen brennt schon, die beiden nackten Glühbirnen sind schon angezündet. Satt bin ich, Licht habe ich und Wärme und ein Dach über dem Kopf.

»Ein echtes Privileg ist es«, klärt mich Dr. Kemal auf, »ganz allein in einem Raum schlafen zu dürfen. Normalerweise sind die Pesch-Merga zu fünft, in manchen größeren Häusern sogar zu zehnt. Ruhen Sie sich aus, Ihnen kann gar nichts passieren, zwei Pesch-Merga bewachen das Haus. Und nebenan wohnt Talabani mit seiner Frau. Sie ist eine Pesch-Merga, und ich glaube, es geht ihr ganz gut bei uns.«

Beim Hinausgehen fällt ihm noch etwas ein: »Rechts ist das Bad.« Er deutet auf einen Bach, der an dieser Stelle durch ein Plastikrohr geleitet wird und von Steinen eingefast ist, auf denen eine Plastikschaale mit Seife steht. »Links die Toilette.« Ein niedriger Rundbau mit Pappmaché-Tür über einem anderen Bach. »Ihnen soll es bei uns an nichts fehlen«, sagt Dr. Kemal chevaleresk. Du beginnst zu ahnen, was du alles nicht brauchst.

Die buckligen Innenwände meines Hauses, aus denen Strohhalme herausstehen, sind rissig, aber mein Fenster hat schräg an Bindfäden befestigte Vorhänge. Über einer Astgabel hängt die Petroleumlampe für die Zeit nach elf Uhr. Auf dem Brett an der Wand steht ein Tintenfaß mit Briefpapier. In einer Ecke des Raumes ist auf dem Boden mein Lager mit drei grauen Decken gerichtet.

Plötzlich geht die Tür auf, ein großer, massiger Mann, gefolgt von einer zierlichen Frau in Pesch-Merga-Kostüm ohne Turban, bückt sich herein, schüttelt mir die Hand. »Ich bin Talabani«, dröhnt er, »wenn Sie nicht zu müde sind, kommen Sie doch noch zu uns nach nebenan auf einen Nescafé.«

Das Zimmer im Talabani-Haus ist höher, sogar er kann darin aufrecht stehen, es hat echte Fensterscheiben und auch Neon-

röhren. Auf dem Fußboden neben den kargen Matratzen ein Wust von Zeitungen und Zeitschriften. Trotz der Folien tropft es von der Decke. Das Hauptquartier eines Kurdenführers.

Die Frau bringt heißes Wasser, Café, Zucker und Milch, er angelt von einem Bord schwere orientalische Süßigkeiten, bietet sie an.

»Seit sieben Monaten bin ich hier im Camp«, sagt sie, »die Kinder sind in Syrien.« Sie zieht Fotos heraus. Dann unterstützt wohl Syrien die PUK.

»Dr. Mahmud ist ein Opportunist«, erregt sich auf einmal ihr Mann, »warum hat er sich bloß auf Verhandlungen eingelassen?« Er werde mir morgen einiges über ihn erzählen. Es war elf Uhr, und der Generator war eben abgeschaltet worden. Diese Ruhe.

Auf meinem Lager schlief ich erst ein, nachdem ich die fremden Geräusche enttarnt hatte. Eines kam von dem Pesch-Merga, der einen Meter über meinem Kopf auf dem Dach patrouillierte, das andere von einer Anzahl Mäuse, die auf einer Plastikfolie unter der Decke über mir und unter dem Fuß der Wache entlangrutschte.

Das sei in allen Häusern so. Dr. Kemal hat mir am nächsten Tag seine selber gebaute, vierteilige Mäusefalle gezeigt, in der als Köder in Öl getränktes Brot aufgespießt ist. Gefangen habe er allerdings noch keine einzige Maus.

Hussein wird mir als Dolmetscher zugeteilt. Er war jahrelang in Wien, Englischlehrer an einer Mittelschule für Mädchen und ist erst seit Wochen zurück. Er redet viel und laut, trägt ein dünnes Schnurrbärtchen, das er an den Enden ständig nach oben zwirbelt. Sonst unterscheidet ihn von den anderen noch seine mitteleuropäische Pelzmütze und seine österreichischen Bergschuhe. Er arbeitet für Talabanis Informationsdepartment, eines der besten, das kurdische Parteien besitzen. Wie sogar Gegner zugeben.

Ein Morgen wie aus Samt und Seide, weiß-blau und schimmernd. Das Haus an der Bergkuppe im »Tal der Parteien« gehört den Volksfedajin, direkt daneben, in einer Mulde, steht eine Hubschrauber-Abwehrwaffe. »Zwei davon haben wir hier«, wird stolz erzählt. »Und was soll der Draht hier bedeuten?« frage ich. »Komm mit«, sie ziehen mich ins Haus, »du wirst schon sehen.«

Sie klappen eine Holzkiste auf und entnehmen ihr ein zusammengebasteltes Telefon, kurbeln und reichen mir den Hörer. »Hallo«, sagt jemand. »Hallo«, sage ich, »wie ist denn das Wetter in München?«

»Oh«, sagt die Stimme, »sorry. Das wissen wir noch nicht. Aber wenn Sie wollen, sage ich Ihnen mein Lieblingsgedicht auf.« Es ist eines von Shakespeares Liebessonetten, das Dr. Kemal ein paar Häuser weiter feierlich rezitiert. »Normalerweise«, sagen die anderen, »ist das Telefon dazu da, den Abschußbefehl durchzugeben.« Love not war.

Der Duty-free-Markt: Auf zwei runden, übereinander liegenden Plätzen stehen die Zelte der Händler, heute an die fünfzig Stück. Es gibt tatsächlich alles: von schweren, riesengroßen kurdischen Teppichen über Kämmen, Schuhe, Kassetten zu Kleidung, Lebensmitteln und Zigaretten. Alkohol sehe ich keinen. Er ist im Camp verboten. Pferde und Mulis sind an Eichen festgebunden, ihre Köpfe im Futtersack versteckt.

In den Fußspuren unserer Vorgänger steigen wir wieder hinauf, biegen über eine Bergnase nach rechts ab und haben plötzlich eine weite Sicht in den Irak: bewachsene Täler und kahle, runde Höhen wechseln einander ab, eingerahmt von einer Kette zerklüfteter Schneeberge.

Das »Tal der Parteien« liegt diesseits und jenseits des Grenzaches in einer Landschaft, die so beeindruckend ist, daß wir plötzlich alle stehenbleiben und schauen. »*Sor djoana*«, sehr schön, sagen diese wilden Burschen zärtlich, und einer dreht sich mit ausgestrecktem Arm um seine eigene Achse. »Das alles

ist Kurdistan und noch viel mehr, und eines Tages werden wir unsere Rechte erkämpft haben.«

Inschallah, denkt es in mir.

»Wer gehört denn zu eurer PUK?« will ich wissen.

»Die irakische Komala und die sozialistische Bewegung Kurdistans. Und wir, die PUK, natürlich.«

»Und wer unterstützt euch?«

»Die syrische Baath-Partei, der linke Flügel, der dort an der Macht ist, und die Palästinenser. Alle ohne Bedingungen. Wir sind gerade dabei, eine geschlossene nationale Front der irakischen Opposition zu bilden.«

Das sollte endlich 1988 gelingen. Unter der Führung der PUK haben sich die PDK der Barsanis, Dr. Mahmud, die Komala und die Kommunisten zu einer Oppositionsfront vereinigt, die europäischen Studentenorganisationen sind ihnen gefolgt. Jetzt sind sie vereint, Monsieur Moltke, aber von unbesiegt keine Spur.

## Briefe aus der Todeszelle

Grau-gelbe Hundewelpen tollten vor einem langen, niedrigen Gebäude herum. »Unser Informationsministerium«, witzeln die Männer und zeigen auf die Druckmaschine. »Alle Parteien, die hier sind, können darauf ihre Flugblätter oder Poster drucken. Wir machen Informationspolitik für das In- und Ausland. Im Inland geben wir Bulletins heraus, auf kurdisch ›Der neue Weg‹ und auf arabisch ›Der Funke‹. Für Europa auf englisch ›Spark‹, das heißt auch der ›Funke‹. Es erscheint monatlich in Schweden und berichtet über die politischen und militärischen Auseinandersetzungen, über zensierte Bücher, ›Umsiedlungen‹ – inzwischen über 300000 –, Verhaftungen von Kurden und ihre Verurteilung. Da veröffentlichen wir auch die letzten Briefe aus den Todeszellen.« Hussein öffnet eine Schublade, entnimmt ihr einen Stoß von Briefen und liest daraus vor. Da schrieb einer:

»Ich bin jetzt in der Todeszelle im Gefängnis von Mossul. Ich hoffe, das kurdische Volk vergibt mir, daß ich nicht weiterkämpfen kann, weil mein Leben bald beendet sein wird. Wir, meine Zellengenossen und ich, werden bis zum Augenblick, wo sie uns die Schlinge um den Hals legen werden, gegen dieses faschistische Baath-Regime kämpfen. Leben ist schön, aber für die Sache des Volkes sterben ist noch schöner. *Kurdistan yan neman*, Kurdistan oder der Tod! Euer Genosse ›Hewa‹, 20. 8. 77.«

Ein anderer kurdischer Märtyrer, Asis Abdullah Zohrab, schrieb, kurz bevor er am 28. Januar 1978 gehängt wurde:

»Nachdem sie uns gefangengenommen hatten, kamen wir zuerst in das Armee-Hauptquartier nach Kirkuk, bevor sie uns in das ›Spezial-Untersuchungsgefängnis‹ überstellten. Kaum waren wir angekommen, wurden wir schon geschlagen. Wir wurden in einen Hof gesperrt, in dem noch die Notdurft und die Schuhe unserer Vorgänger lagen und der von dreckigen, dicken Mauern umgeben war. Wir dachten, daß wir hier erschossen werden sollten, aber die Wächter stießen uns unter Beschimpfungen in eine andere Zelle, die sehr klein und vollgestopft mit Landsleuten war. Bei ihrem Anblick packte uns das Entsetzen: Sie hatten nichts Menschliches mehr, waren ausgemergelt, mit langem Bart und langen verfilzten Haaren, unfähig zu sprechen. Es gab nicht so viel Platz in der Zelle, daß wir vierzig gleichzeitig sitzen konnten, geschweige denn liegen. So wechselten wir uns ab: Die Hälfte stand oder kauerte, während die andere Hälfte schlief. Für einen ganzen Tag bekamen wir zusammen drei Krüge Wasser. In der Zelle war es so heiß, daß uns ständig der Schweiß herunterlief. Einmal am Tag durfte jeder zwei Minuten aufs Klo, weshalb viele ihre Notdurft in der Zelle verrichteten. Einige waren schon sechs Monate hier, andere waren verdurstet oder verhungert. Uns standen am Tag zwei Stück Brot und eine halbe Tasse Tee zu, die wir aber nicht immer bekamen.

Wer versuchte, gegen Hitze und Hunger zu protestieren, wurde von den Wärtern herausgezerrt, geschlagen und bewußt-

los wieder in die Zellen geworfen. Fünfundneunzig Leute hatten in drei Minuten mit dem Essen fertig zu sein, wenn es welches gab. Einen Monat lang bekamen wir überhaupt kein Wasser, um uns zu waschen. Viele wurden krank. Jeden Tag verloren wir einen oder zwei von uns. In diesem ›Untersuchungsgefängnis‹ hielt ich es zwei Monate lang durch.

Der Offizier, der die Verhöre leitete, hieß Ra'id. Wenn einer von uns zu ihm gebracht wurde, hatte man ihm vorher die Augen verbunden und die Hände gefesselt. Schon unterwegs wurde er mit Stöcken und Gewehrkolben traktiert. Dann stellte man ihm irgendwelche zwei Fragen. Ohne die Antwort abzuwarten, wurde er in das Nebenzimmer, eine Folterkammer, geschleppt und zwei Stunden lang mit Stöcken und eisernen Kabeln vor allem auf die Fußsohlen geschlagen. Danach holten sie ihn wieder zum Verhör, stellten ihm wieder Fragen. Wenn er sagte, er wüßte nichts, kam er wieder in den Folterraum und wurde wieder genauso behandelt. Zwanzig von uns sind an den Folgen dieser Folter gestorben. Darunter waren viele Bauern, die politisch nie aktiv gewesen waren.

Wenn die Folterknechte auf diese Weise nichts aus den Gefangenen herausbrachten, gingen sie zu Elektroschocks über. Die Elektroden waren am Kopf des Gefangenen oder den Geschlechtsteilen befestigt. Wir hatten inzwischen überall am Körper offene Wunden.

Drei Monate lang hatte das spezielle Militärgericht in Kirkuk nicht getagt, so daß die Zahl der Gefangenen im ›Untersuchungsgefängnis‹ auf dreihundert angewachsen war. Nach dieser Zeit wurden wir in Armeelastwagen verfrachtet und dorthin gebracht. Schon beim Aussteigen wurden wir von Spezialeinheiten mit Schlägen begrüßt. Wir mußten uns mit ausgestreckten Armen an einer Mauer aufstellen und wurden weiter mißhandelt. Dann holten sie uns einzeln in den Gerichtssaal. Nach ein paar Fragen wurde das bereits fertige Urteil vorgelesen. Es gab nur ›lebenslänglich‹ oder die Todesstrafe. Eine Möglichkeit, uns

zu verteidigen oder gar einen Anwalt gab es nicht. So haben sie in 45 Minuten zweihundert Leute abgeurteilt. Elf Kameraden und ich wurden zum Tod durch Erhängen verurteilt. (Es folgen die Namen).

Die Lebenslänglichen kamen ins Gefängnis Abu-Ghreib\* im Süden Bagdads. Bevor sie uns zwölf in eine Spezialzelle des »Untersuchungsgefängnisses« zurückbrachten, fotografierten sie uns noch mit einem Namensschild um den Hals. Sechs Tage später, in denen wir wieder ständig geschlagen wurden, brachten sie uns ins Gefängnis nach Mossul, in die Todeszellen. Unterwegs sangen wir revolutionäre Lieder.

In den Zellen warteten bereits andere zum Tode verurteilte Landsleute. Wir umarmten und küßten uns. Es gelang uns, unsere Familien von unserem Todesurteil zu informieren. Wenn sie uns besuchen können, gut, wenn nicht, auch gut.

Da sitzen wir jetzt und warten auf die Hinrichtung, von der aber niemand spricht. Normalerweise findet sie nach Mitternacht statt. Unsere Stimmung ist gut. Wir singen, tanzen, diskutieren und halten politische Seminare ab.

Jede Woche sind wir ein paar weniger. Unsere Zellenfenster gehen direkt auf die Hinrichtungsstätte hinaus. Wenn es soweit ist, gehen unsere Kameraden mit schweren Schritten, aber singend zum Galgen, die meisten verweigern die schwarze Kappe. Andere haben Schüsse im Bauch oder in den Beinen, haben die Hände gebrochen oder die Augen ausgestochen, dann schleppt man sie zum Galgen. Ihre Leichen kommen vier Tage lang ins Hospital, danach werden sie verbrannt. Nicht einmal die Angehörigen dürfen Zeuge der Verbrennung sein.«

»Bitte hör auf, Hussein«, sage ich. »Das ist ja der reine Völkermord.«

»Ja«, erwidert er, »und ihr wißt nichts davon. Genausowenig

\* In diesem Gefängnis wurden im September 1984 fünftausend Gefangene niedergemetzelt, im Januar 1988 siebenhundert, die meisten von ihnen Kurden.

wie die meisten von euch etwas von den Schah-Gefängnissen und den Savak-Foltern gewußt haben. Aber hier ist noch ein anderer Bericht von einem, dem es am 7. September gelungen ist, aus dem Untersuchungsgefängnis in Kirkuk auszubrechen.

Er schreibt: »Dieses Untersuchungsgefängnis liegt in einer Militärbasis von Kirkuk, nahe den Ölquellen. Die Faschisten nennen es »Sondergefängnis für die Kurden aus dem Norden und für die Helfershelfer der Partisanen«. Alle, die von irakischen Sicherheitskräften, dem Geheimdienst oder bei militärischen Auseinandersetzungen gefangenengenommen wurden, kommen früher oder später dorthin. Sie bleiben dort unter ständigen Folterungen von einem Tag bis zu sechs Monaten. Es gibt keinen Kontakt zur Außenwelt.«

Die Beschreibung der Folter erspare ich dir«, unterbricht Hussein, »weiter heißt es: »Es gibt drei verschiedene Arten von Gefangenen: Die ersten sind nur Angehörige einer »illegalen« politischen Organisation, die zweiten Helfer der kurdischen Partisanen, die dritten selber Partisanen. Die ersten bleiben im »Untersuchungsgefängnis«, die beiden anderen Gruppen kommen nach Mansuma, einem anderen Verhör- und Folterzentrum in Kirkuk.

Nach zwei bis drei Tagen Isolationshaft werden sie zum Verhör geholt, das ganz freundlich und locker beginnt. Die falschen Zeugen sind schon präpariert. Wenn der Gefangene dann nicht gleich gesteht, werden die üblichen Methoden angewandt, bis zu den Elektroschocks. Auch psychologische Folter wenden sie an: Sie erzählen dem Gefangenen detailliert, unter welchen Qualen Häftlinge während der Folter gestorben sind oder daß er, wenn er nicht unterschreibe, das Gefängnis nicht mehr aufrecht verlassen würde. Das stimmt auch, jeder unterschreibt dort ein Schuldgeständnis, ganz egal, wie unschuldig er ist. Drei zivil gekleidete, in Wirklichkeit hohe irakische Offiziere, leiten die Verhöre, überwachen die Folter und beteiligen sich auch daran!« Hussein faltet den Bericht wieder zusammen. »Du siehst, was

passiert, wenn sie uns schnappen. Trotzdem kämpfen wir weiter. Es ist sehr schwierig, unsere Informationen in europäischen Zeitungen unterzubringen. Es ist, wie wenn man gegen eine Mauer rennen würde. Über das Kurdenproblem im Irak ist geradezu eine Nachrichtensperre verhängt, wir gelten als »befriedet«. Nur weil der Irak so gute wirtschaftliche Beziehungen zu Europa hat, wie es früher der Schah hatte, erfährt man bei euch nichts.«

»Wieviele Kurden, meint ihr, unterstützen im Irak den Kampf um die Selbstbestimmung?«

Sie sehen sich an, einer meint: »95 Prozent sicher«, die anderen nicken.

»Und wo ist das Radio?«

Hussein druckst ein bißchen herum: »Zur Zeit geht es nicht, wir müssen ein Teil ersetzen.«

»Gab es nicht schon bei Barsani einen kurdischen Sender?« frage ich.

»Doch«, sagen sie, »die »Stimme Kurdistans«. Aber das hat ja 1975 alles aufgehört. Wir fingen vor vierzehn Monaten neu an, da nannten wir den Sender »Stimme der Patriotischen Union Kurdistans«, jetzt heißt er »Stimme der Demokratischen Revolution Kurdistans«. Er sendet täglich eine Stunde, von 19 bis 20 Uhr. Man kann ihn bis Bagdad hören. Unsere Gefangenen haben uns erzählt, daß sie ihn sogar im Gefängnis in Bagdad gehört haben.«

»Und wie steht ihr zu den Barsani-Brüdern?«

»Reaktionär«, sagen sie, »Söldner von Geheimdiensten und ausländischen Regierungen.«

»Von welchen Geheimdiensten und Regierungen?«

»Vom türkischen, israelischen, iranischen und syrischen Geheimdienst. Vor einem Monat kamen einige ihrer Kader aus Israel zurück. Außerdem helfen sie der türkischen Regierung, die kurdische Grenze zu schützen.«

»Haben sie konkret schon einmal etwas gegen euch unternommen?«

»Ja, etwas ziemlich Übles. Anfang 1968 haben sie 800 unserer Leute, die gerade in der Türkei waren, gefangengenommen und umgebracht, nur acht unserer Leute kamen zurück. Sie haben ein eigenes Gefängnis in der Türkei, in Bedaw. Erzähle einmal, Assad.« Assad erzählt:

»Ich war 1968 im Badinan, dem Grenzgebiet zwischen Türkei, Iran und Irak, das von den Barsanis kontrolliert wird, und organisierte mit dreihundert Leuten Guerilla-Aktivitäten. Da haben sie uns in den Bergen umzingelt und ins Gefängnis nach Bedaw gebracht. Sie wußten alles über uns und wollten uns zwingen, ein Pamphlet gegen die PUK zu verfassen. Wir haben uns geweigert. Dann wurden wir in ein Grenzdorf bei Uschnu gebracht, nach Katschala. Ich war mit vier anderen Kurden in einer Zelle, wir machten einen Fluchtplan, den wir nach drei Tagen in die Tat umsetzten. Wir sind durch das winzige Fenster geschlüpft. Allerdings nur wir zwei Dünne, die zwei Dicken mußten dortbleiben. Wir haben sie später gegen fünf Barsani-Leute, die wir gefangenhielten, eingetauscht.«

»Wie viele Gefangene habt ihr denn zur Zeit?«

»Wir behalten nur Soldaten und Spione, die Offiziere tauschen wir aus. Im Augenblick haben wir sechs Gefangene.«

»Dann sind die Barsanis doch ziemlich stark, wenn sie achthundert Leute von euch umbringen können?«

»Sie haben noch Macht, vor allem in den reaktionären, feudalen Dörfern und Stämmen. Sie haben ja auch Geld und können damit Leute kaufen, wollen aber nicht wahrhaben, daß sie selber käuflich sind. Vor zwei Monaten haben sie sich von den Intellektuellen getrennt, die noch in ihrer Partei waren, zehn Mitglieder des Zentralkomitees haben sie ausgeschlossen, weil die forderten: keine Zusammenarbeit mehr mit Chomeini und weniger Einfluß für Idriss und Massud. Sie sind zwar reich, die Barsanis, aber politisch sind sie bankrott.«

Die Zukunft zeigte, daß dem nicht so war.

Versteckt in der Mulde eines Schneefeldes liegt das Kranken-

haus. Drei junge kurdische Ärzte, eben erst freiwillig aus Europa gekommen, reichen uns eine Tasse. Ob das jetzt Tee oder Kaffee war?

»Wir drei«, sagen sie, »sind verantwortlich für den Gesundheitszustand von siebentausend Leuten.«

»Hier gibt es siebentausend Leute?«

»Nein, nicht hier allein, auch in den Dörfern drumherum. Viele der Männer sind unterwegs zum Kämpfen. Uns fehlt es an allem, an Medikamenten und Instrumenten, an Verbandszeug und Antibiotika.«

»Habt ihr zur Zeit gar keine Kranken, oder sind die woanders?«

»Die sind in ihren Häusern im Camp, es sind zwanzig im ganzen, darunter drei Verwundete. Sie wollen nicht zu ihren Familien zurück, sie bleiben lieber hier.«

»Habt ihr auch einen Zahnarzt?«

Sie lachen. »Das sind wir selber. Hat jemand Zahnweh, bekommt er den Zahn gezogen, basta.« Sie tuscheln miteinander, bis einer den Mut hat, es laut zu sagen: »Einen Wunsch hätten wir. Ein paar Krankenschwestern könnten wir brauchen, sag' es doch mal bei dir zu Hause.«

Auf dem Rückweg zum Hauptquartier frage ich Hussein, wie die Pesch-Merga es so ohne Frauen aushielten.

»Ja«, meint er, »das ist ein echtes Problem, vor allem für die, die aus Europa zurückgekommen sind. Wenn ich an meine Freundinnen in Wien denke . . .«, er schnalzt sehnsüchtig mit der Zunge. »Ganz wenige haben ihre Frauen, die auch Pesch-Merga sind, mit im Camp. Einige haben in den umliegenden Dörfern Freundinnen. Homosexualität ist bei uns verpönt. Da bleibt eben nur die Selbstbefriedigung. Das ist im Sommer leichter, weißt du. Im Winter, wenn sie zu fünft in einem Raum schlafen und keiner sich getraut, laut zu atmen oder zu stöhnen, machen sie es zwar trotzdem, aber eher verklemmt, weißt du.«

Dr. Kemal wartet bereits mit einer Reis-Linsen-Suppe.

»Nachher will Mamjellal mit Ihnen reden.« Hussein schlägt die Augen nach oben: »Mamjellal«, er holt tief Luft, »ich liebe ihn wirklich.«

Da fällt mir ein Passus ein aus dem »Scheref-Nameh«, dem kurdischen Geschichtsbuch aus dem 16. Jahrhundert, in dem es heißt:

»Die Kurden sind tapfer, großmütig, gastfreundlich und ihrem Anführer im Krieg bedingungslos ergeben. In den meisten Angelegenheiten der Lebensauffassung hingegen fehlt ihnen jede Einsicht. Raub und Blutvergießen gehören zur Tagesordnung, den Fleiß lieben sie nicht sehr, weshalb oft Mangel herrscht, und politisch halten die Stämme nicht zusammen, denn keiner will dem anderen gehorchen und untertan sein.«

Jellal Talabani, Jurist, Journalist, Schriftsteller und Guerillaführer, sitzt auf seiner Matratze, verklebt gerade Botschaften mit Tesafilm, seine Frau blättert in alten Zeitschriften. »Was wollen Sie eigentlich wissen?« grummelt der Generalsekretär der PUK. »Etwas aus Ihrem Leben, von Ihrem Kampf und Ihrem Verhältnis zu Barsani.«

Er mustert mich mit kleinen, lebhaften Augen, fängt an zu erzählen. Je mehr er erzählt, desto lebhafter wird er. Unter Barsani wurde er »der junge, radikale Wolf der Demokratischen Partei« genannt, Mulla Mustafa bezeichnete ihn in guten Stunden sogar als seinen »Sohn«; zum verlorenen wurde er, solange Mulla Mustafa lebte. Danach übernahm er dessen Rolle: die des Kampfes gegen Bagdad und die der Einigung der Organisationen in Kurdistan.

1934 wurde er in Kälkhan, einem Dorf in den Khosratbergen, hundert Kilometer vom Camp entfernt, im irakischen Kurdistan geboren. Er machte sein Abitur in Kirkuk und begann, in Bagdad Jura zu studieren; 1955 wurde er wegen seiner politischen Aktivitäten von der Universität ausgeschlossen.

Er war bereits 1947 Mitglied der Jugendorganisation der Demokratischen Partei geworden, vier Jahre später war er Mitglied

des Zentralkomitees und drei Jahre darauf Mitglied des Politbüros einer Partei, deren Präsident, Mulla Mustafa Barsani, im Exil in der Sowjetunion lebte.

»1955 fuhr ich zum erstenmal ins Ausland, zum Jugendfestival in Warschau. Auf dem Weg nach China versuchte ich, in der Sowjetunion Mulla Mustafa zu treffen, aber die Russen ließen mich nicht zu ihm, ich durfte nur mit ihm telefonieren. Dafür traf ich ihn zwei Jahre später, beim Jugendfestival in Moskau. Als er ein Jahr später, 1958, nach dem Putsch Kassem's in den Irak zurückkam, war er hundertprozentig kommunistisch eingestellt und begeistert von Kassem.

Beides sollte sich aber in den nächsten Jahren ändern. Kassem vergalt ihm seine Anhänglichkeit jedenfalls nicht. In Artikel drei der neuen republikanischen Verfassung stand nur etwas von ›nationalen Rechten‹ der Kurden, aber nichts von Autonomie, wir lehnten sie deshalb ab.

Mulla Mustafa Barsani fühlte sich als Stammesführer, nicht als Präsident einer Partei. Immer wieder gerieten wir aneinander. ›Lieber bin ich Präsident eines Haufens von Prostituierten als von euch‹, sagte er einmal, 1959, auf dem Parteikongreß, kam es zum Eklat, drei als ›Kommunisten‹ und ›Verräter‹ Gebrandmarkte, darunter Mahmud Osman, flogen aus der Partei. Ich ging auch.«

»Aber Sie kamen wieder zurück«, werfe ich ein.

»Ich wurde wieder ins Zentralkomitee gewählt, ja. Mahmud kam 1962 auch wieder zurück. Kassem bewegte sich jedenfalls von 1960 an immer mehr nach rechts, gefolgt von Barsani. Wir anderen waren auf der Seite der Bauern, wir forderten mit ihnen eine Landreform. Barsani setzte sich für die Großgrundbesitzer ein. Trotzdem waren wir dagegen, daß sich die Partei deswegen spaltete, das wäre nur Wasser auf die Mühlen Kassem's gewesen.

Barsani führte nebenher seine privaten Stammeskämpfe, ließ einige Führer umbringen, worauf sich diese Stämme auf die Seite Kassem's schlugen. Kassem veröffentlichte Briefe, die Barsani an

die Engländer geschrieben hatte, in denen er ihnen seine Dienste anbot. Das führte zur Spaltung zwischen Kassem und Barsani. Ende 1961 begann Kassem mit dem Krieg gegen Barsani, der sich mit dreihundert Pesch-Merga ins Badinan flüchtete. Er versuchte, die Unterstützung der türkischen und syrischen Regierung zu bekommen, was aber mißlang.«

»Und was taten Sie in der Zeit?«

»Wir unterstützten natürlich Barsani, weil wir auch gegen Kassem waren. Als Verantwortlicher für die militärische Organisation rekrutierte ich dreitausend Pesch-Merga. Damals wurde diese Uniform eingeführt, die jetzt alle tragen. 1962 begannen bei Kirkuk und Suleimania die Kämpfe unserer Pesch-Merga, die ich völlig neu organisiert hatte, wie die Befreiungsarmeen in Kuba oder in Vietnam. Nicht mehr nach Stämmen geordnet. Dann kam dieser Zwischenfall mit dem amerikanischen Journalisten, diesem Dana Adam Schmidt, dem Korrespondenten der ›New York Times‹.« Er machte eine Pause.

»Welcher Zwischenfall?«

»Sie müssen wissen, für Barsani waren Journalisten nicht nur Berichterstatter, sondern Abgesandte ihrer Regierungen. Dieser Mann sagte dann auch zu Barsani: ›Die Leute deines Politbüros sind Linke. So eine Organisation kann Amerika nicht unterstützen. Wir wollen kein zweites Kuba im Mittleren Osten.‹ Da antwortete Barsani ihm: ›Ich werde anti-kommunistisch, wenn ihr mich unterstützt. Ich bin euer Mann in Kurdistan.‹ Daraufhin suchte er Streit mit der Partei, es gelang ihm zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht, jemanden auszuschließen. Im selben Jahr begannen die Verbindungen mit dem Iran. Die ganze Führung der Demokratischen Partei war dafür, ich eingeschlossen.«

»Und wie denken Sie jetzt darüber?«

»Jetzt betrachte ich es natürlich als größten Fehler. Aber damals hatten wir sogar die UdSSR konsultiert, und sie war damit einverstanden. Wir brauchten eben Waffen und Geld und bekamen es sonst nicht.«

»Und dann?«

»Dann unterschrieb Barsani 1964 einen Waffenstillstand. Wir waren dagegen, aber weil sein Prestige inzwischen schon so groß war, wurden wir als ›Castroisten‹ und ›blutrünstig‹ verschrien. Amerika und Rußland hatten sich auch für den Waffenstillstand ausgesprochen.«

»War 1964 nicht das Jahr mit den beiden Kongressen, wo Zentralkomitee und Präsident sich gegenseitig absetzten?«

»Ja, Barsani war darüber empört, daß ich mit Ben Bella von Algerien und Nasser von Ägypten verhandelt hatte. Als 1965 aber die Kämpfe wieder aufflammten, waren wir wieder bei Barsani.«

Was zwischendurch passierte, hatte er ja ganz geschickt übergangen. Daß er mit seinen tausend Leuten im Iran beim Schah und später im Sold Bagdads Barsani auch militärisch bekämpft hatte.

»1966«, fährt er fort, »wollte Barsani vier Leute des Zentralkomitees verhaften und beseitigen lassen, darunter auch mich. Aber der Kommandant, der diesen Befehl hatte, erzählte es uns und ließ uns entkommen. In dieser Zeit ließ uns Nasser wissen, daß er einen Putsch im Irak unterstützen und uns zu unseren Rechten verhelfen würde, wenn wir jetzt ruhig blieben. Barsani hatte bereits enge Beziehungen zu Amerika, Israel und dem Iran. Als 1967 der arabisch-israelische Krieg stattfand, war Mulla Mustafa auf seiten der Israelis, wir auf seiten der Araber – so tief waren die Meinungsverschiedenheiten inzwischen innerhalb der Demokratischen Partei.«

»Sie haben sich auch bekämpft?«

»Ja, das verstand die Mehrzahl der Kurden aber nicht, sie drängten auf eine Vereinigung der verschiedenen Standpunkte. Leute wie ich, die dagegen waren, waren in der Minderzahl. So kam es 1971 wieder zum Zusammenschluß.«

Er unterschlägt elegant, daß Bagdad ihn und seine Leute 1970 fallengelassen hatte. Das steht auch nicht in seiner hektografier-

ten Biographie, die ich anschließend bekommen sollte. Überhaupt läßt er weg, was ihm nicht paßt, schön er seine Rolle nicht unerheblich.

»Dann gingen Sie ins Exil?«

»Nach Ägypten, von 1972–1974, ja. Während des Zusammenbruches von 1975 war ich in Syrien. Im gleichen Jahr gründete ich mit vier anderen Kurden (Dr. Kemal Fuad, Dr. Fuad Ma'sum, Nuscheruan Mustafa, Abdul Resak Mirza) die PUK.«

»Und was war Ihr Ziel?«

»Wir hatten den Eindruck, daß sich die Kurden von ihren Führern, also dem Barsani-Clan, verraten fühlten, die trotz 150000 bewaffneter Pesch-Merga, vieler schwerer Waffen und 100 Millionen Dollar, die sich dann die sauberen Söhnchen unter den Nagel gerissen haben, getürmt waren. Wir hatten den Eindruck, daß das kurdische Volk weiter für seine Rechte kämpfen wollte. Die Barsanis«, er redet sich in Rage, »das sind überhaupt die größten Kapitalisten in Kurdistan. Der ärmste Sohn, Sabir, kam mit 525 Kilo Gold nach Bagdad zurück. Sie sind die Gulbenkians von Kurdistan, nur Wohltaten darf man von ihnen nicht erwarten. Sie haben ihr Geld aus dem Blut unseres Volkes gesogen.« Erregt steht er auf, geht nach draußen.

Wieso er die Söhne des Mannes, dem er selber oft genug in den Rücken gefallen war, nur so haßte?

Frühstücks-Intermezzo mit Streichkäse und Butter. Talabani, zweiter Teil:

»1976 hatten wir bereits wieder dreitausend Pesch-Merga, viele Bauern hatten sich uns angeschlossen. 1977 startete die irakische Armee einen Großangriff im Frühjahr. Viele unserer Pesch-Merga, die politisch noch nicht so standhaft waren, liefen zum Feind über, es blieben nur noch tausend bei uns. Das war ein großer Rückschlag.«

»Hatte da der Schah auch seine Finger drin?«

»Ja, Iran, Irak und die Barsanis waren gegen uns. Sie verhinderten auch die Waffenlieferungen durch ihr Gebiet.«

»Woher bekamen Sie denn Waffen?«

»Das ist ein Geheimnis, das kann ich nicht verraten. Dr. Mahmud kam jedenfalls auch zu uns, aber es gab grundlegende Meinungsverschiedenheiten. Wir waren der Ansicht, daß wir nur durch Kooperation mit den arabischen Parteien das Regime stürzen und unsere Autonomie bekommen könnten.

Dann kam das blutige Jahr 1978. Am Anfang verfügten wir bereits wieder über zweitausend Pesch-Merga, von denen die Barsanis achthundert abschlachteten, als sie gerade Waffen aus Syrien holen wollten. Am Ende des Jahres, als im Iran bereits die Revolution begann, hatten wir wieder zweitausend Leute. Wir hatten Kontakte mit der iranischen Opposition und schrieben Chomeini nach Najef im Irak und nach Neauphle-le-Château in Frankreich. 1979 war ein wichtiges Jahr für uns«, berichtet Talabani weiter, »da kamen die Kommunisten, die vorher mit in der Regierung waren, zu uns, der linke Flügel der Baath-Partei und die Arabische Sozialistische Bewegung. Als wir gerade dabei waren, eine nationale Front ins Leben zu rufen, verließ uns Mahmud, veröffentlichte Flugblätter gegen uns, schrieb Briefe und gründete seine eigene Partei. Er vergaß den Schlächter Saddam und wandte sich offen gegen uns. Er behauptete, Saddam wolle den Kurden jetzt die Autonomie geben. Dann ging er am 5. Oktober zu Verhandlungen nach Bagdad und stellte die Kampfhandlungen ein.«

1983 versuchte Talabani dasselbe, gab es aber 1985 auf und verbündete sich mit Chomeini.

»Und wofür kämpfen Sie genau?«

»Für dasselbe wie die iranischen Kurden. Nur gehen wir nicht davon ab, daß das Gebiet um Kirkuk und Mossul zum irakischen Kurdistan gehört und daß wir an den Erlösen der Erdölproduktion aus diesem Gebiet beteiligt werden müssen.«

»Und Sie können sich voll auf Syrien stützen?«

»Wenn Sie damit meinen, wir wären von Syrien abhängig, so ist das falsch. Sie unterstützen zwar die sieben oppositionellen

Gruppen im Irak, geben Geld und Waffen, aber wir haben bewiesen, daß wir nicht immer ihrer Meinung sind. Bei ihrem Kampf gegen die PLO waren wir auf seiten der PLO. Als Syrien und Irak eine Union gründen wollten, die aber nie verwirklicht wurde, stellten wir uns dagegen. Syrien ist pro Chomeini, wir sind mit den iranischen Kurden gegen Chomeini. Sie sehen, wir sind keine Satelliten.«

»Und wie ist Ihr Verhältnis zu den diversen iranischen Gruppierungen?«

»Wenn ich Ihnen jetzt sage, daß wir im Krieg mitgekämpft haben, würde ich das öffentlich jederzeit bestreiten.« Er lehnt sich zurück, lacht laut. »Die besten Verbindungen haben wir natürlich zu der Komala. Sie haben uns schon in der Schah-Zeit mit Waffen, Medikamenten, Ärzten und Lebensmitteln geholfen. Auch mit der Demokratischen Partei stehen wir gut, obwohl sie Verbindungen zur irakischen Regierung hat.«

Seltsam, genau dasselbe hatten die Demokraten von der Komala behauptet.

»Haben Sie von der Demokratischen Partei jemals ein schlechtes Wort gegen den Irak gehört?« fragt er mich direkt. Ich entsinne mich, sie hatten immer nur gesagt: »Das geht uns nichts an.« – »Haben Sie sie jemals gegen den Völkermord an den Kurden im Irak demonstrieren sehen?« Nein, hatte ich nicht.

»Sehen Sie«, triumphiert er, »aber die Komala schon.«

Erschöpft lehne ich an der Wand. Wem kann man in diesem ganzen kurdischen Wirrwarr eigentlich noch trauen?

»Ihre Gegner sagen, Sie wären einmal Maoist, einmal Nationalist, einmal Sozialist. Wie sehen Sie sich denn?«

»Die PUK ist links und progressiv, sie ist nicht pro- und nicht anti-kommunistisch. Ich bin ein progressiver Nationalist, ein kurdischer Patriot. Ich bin nicht pro Irgendjemand. Die PUK nennt sich eine Semi-Front-Organisation aus verschiedenen linken und nationalen Gruppierungen.«

Ein Pesch-Merga kommt herein. Die Volksfedajin hätten uns

zum Essen eingeladen. Talabani zieht seine Bergschuhe an, stülpt seine Pelzmütze und seinen Parka über, nimmt den Spazierstock und folgt den anderen den steilen Bergpfad hinauf. Seinetwegen gehen wir langsamer, er bleibt hie und da stehen, um zu verschnaufen. Nicht das Alter, er war erst fünfundvierzig, wohl die Süßigkeiten waren daran schuld.

In einem zugigen, düsteren Raum sitzen wir zu dreißig an den schiefen Wänden entlang, drei davon Frauen: ein Teenager, seit drei Monaten erst mit einem Pesch-Merga vom Camp verheiratet und selber Freiheitskämpferin; die Frau Talabanis mit zartem Gesicht und lebhaften Bewegungen, die sich aber nicht fotografieren lassen will, weil sie des öfteren unterwegs ist über die diversen Grenzen und nicht erkannt werden möchte, und ich.

Die Wachstücher werden auf die Bodendecken gerollt – Auftakt jeder Mahlzeit im Camp. »Was habt ihr eigentlich vor der Erfindung von Plastik benutzt?« frage ich.

»Mamjellal!« rufen die Pesch-Merga, »du weißt das doch!« – »Er ist unser großer Kurdologe«, wirft Dr. Kemal ein.

»Vor den Plastikdecken haben die Kurden Leder genommen, ganze Häute, und sie auf dem Boden ausgebreitet. Oder Holzbretter oder Metalltablets, jeweils für zwei Leute«, doziert der PUK-Chef. »Natürlich war das schöner, aber das hier ist eben praktischer.«

Er zuckt die Schultern und greift nach einem Hühnerbein.

## Besuch bei den Parteien

Im Haus des linken Flügels der Baath-Partei werden wir von einem großen, gutaussehenden Araber begrüßt: Saffar Nuredin. »Nach dem Sturz des rechten Baath-Regimes könnte er Präsident werden«, flüstert Hussein.

»Was heißt das eigentlich, Baath?« frage ich ihn.

Er antwortet arabisch, Hussein übersetzt ins Englische.

»So etwas wie Wiedergeburt, Renaissance«, sagt er. »Die Partei wurde im April 1946 in Damaskus gegründet mit dem Ziel, die arabische Nation zu vereinen. Mitbegründer war Michel Aflaq, ein Christ, der zum Chefideologen der Baath wurde. Die Prinzipien der Baath kamen dem Kampf der arabischen Nationen gegen Imperialismus und Kolonialismus sehr entgegen. In Syrien 1963 und im Irak endgültig 1968 wurde die Baath die regierende Partei.

Der rechte Flügel, der im Irak aus Militärs, Feudalen und Bürgern bestand, »kämpfte« gezielt gegen alle Progressiven, gegen Kommunisten und Kurden, das heißt, sie nahmen sie gefangen und brachten sie im Gefängnis um.

Wir vom linken Flügel machten uns ab 1966 große Hoffnungen: In Syrien hatte im selben Jahr der linke Baath-Flügel vom rechten die Macht übernommen. Wir bereiteten uns auch im Irak auf einen Wechsel vor, aber unser Plan wurde verraten, Geheimpdokumente wurden entdeckt, viele von uns ins Gefängnis geworfen und ermordet.

Wir arbeiten mit den übrigen sechs irakischen Oppositionsparteien darauf hin, das faschistische Regime in Bagdad zu stürzen. Wenn das gelingt, bekommen die Kurden ihre Autonomie. Und zwar eine, wie sie sie wünschen, nicht eine von Bagdads Gnaden.«

Die Sozialistische Bewegung Kurdistans hat trotz des »sozialistisch« im Parteinamen nichts mit Dr. Mahmud zu tun. Auch sie sind gegen die Barsanis eingestellt, die ihre Parteigründer Ali Askari und Dr. Chalid getötet haben. Seit 1976 sind sie bei der PUK und haben sich auf einen langen Kampf gegen die Baath-Regierung eingestellt. Marxisten-Leninisten seien sie nicht, sagen sie. Und: »Das Kurdenproblem ist der Prüfstein für jede Regierung in Bagdad.«

Die Leute der irakischen Komala beschränken sich darauf, zu sagen, daß es zwischen ihnen und den iranischen Genossen keinerlei ideologische Unterschiede gebe.

Im unteren Haus der Kommunistischen Partei ist niemand, der befugt wäre, mit mir zu reden. »Dann gehen wir ins Hospital der Kommunisten, vielleicht wissen die was«, schlägt Hussein vor. Ein extra Hospital von Kommunisten für Kommunisten? »Nein«, wehrt sich der Arzt, »das Hospital ist für alle da, natürlich. Wir betreiben es nur.«

Als Hussein erzählt, woher ich komme, wird die Diskussion lebhaft, fast ein bißchen feindselig. Ob die Faschisten bei uns zunehmen würden, wie die KZ-Prozesse ausgegangen wären. Ob es die Berufsverbote noch immer gebe. Ob ich wüßte, daß die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen dem Irak und der Bundesrepublik immer enger würde und daß der Irak von dort die neuesten Folterwerkzeuge, zum Beispiel für Elektroschocks, geliefert bekäme.

Nein, das wußte ich nicht. Woher sie es denn erfahren hätten? Gefolterte Genossen hätten »Made in W-Germany« gesehen.

Das Haus der irakischen Kommunisten ist groß, es hat nach dem Eingangsraum noch zwei weitere Zimmer. Im vorderen sitzen mehrere Leute in kurdischer Tracht, im hinteren drei, offensichtlich bedeutende Parteigenossen. Wir werden nach hinten geführt, längere Zeit von drei Augenpaaren gemustert. Ja, Dr. Kemals Brief hätten sie bekommen, sie hätten auch im Prinzip nichts gegen ein Interview, nur heute hätten sie eine wichtige Besprechung gehabt. Ob ich nicht morgen Zeit hätte. »Nein«, sage ich, »morgen gehe ich wieder zurück in den Iran.«

Hussein tritt von einem Fuß auf den anderen, fragt sie, ob sie Englisch können. Sie nicken. Erleichtert verabschiedet er sich.

Das Gespräch läuft zäh an. Warum sie von der Seite der Regierung auf die der Opposition übergeschwenkt seien, will ich wissen. Sie reden miteinander, dann erklärt einer: »1978 wurden von der Baath-Regierung zweiunddreißig Genossen

gehängt. Zehn Monate später, im Mai 1979, schlossen sie unsere Zeitung. Da entschied sich das Zentralkomitee dafür, daß die Kommunisten nicht mehr mit dieser Regierung zusammenarbeiten könnten.«

»Wurden die Kommunisten seit 1963 nicht immer wieder Pogromen unterworfen?«

»Ja, es wurde immer wieder zur Kommunistenhatz geblasen. Seit 1972, dem Jahr des Freundschaftsvertrages mit der Sowjetunion, versicherte die Regierung zu wiederholten Malen, daß im Irak niemand wegen seiner Ideologie verfolgt würde. Sie hielten sich aber nicht daran. In den letzten Jahren schlug sich die Baath, wie Sie wissen, immer mehr auf die Seite der Imperialisten, vor allem des Waffenkaufs wegen. Wenn uns die Regierung nicht gezwungen hätte, wären wir nicht hier in den kurdischen Bergen.«

Das war vor sieben Monaten.

»Sie fühlen sich hier nicht wohl?«

Sie schauen sich an, lächeln, antworten ausweichend: »Wir fühlen uns hier sicherer als in Bagdad. Für Partisanen sind die Berge ideal, das Wetter und das kurdische Volk helfen uns hier. Wir haben auch eigene Pesch-Merga.«

»Und was verbindet Sie mit den Kurden?«

»Wir haben eine gemeinsame Vergangenheit: Wir wurden gleich grausam verfolgt, verhaftet, umgebracht. Und wir kämpften für dasselbe Ziel: den Sturz von Kassem, eine demokratische Regierung und eine echte Autonomie für Kurdistan. Präsident Saddam Hussein hat praktisch niemanden mehr, der ihn unterstützt, außer dem Geheimdienst. Ohne zu morden, kann er sich nicht mehr an der Regierung halten. Wenn keiner mehr übrigbleibt, wird er sich wohl am Schluß selber umbringen müssen.« Sie lachen, aber es ist ein bitteres Lachen.

»Es gibt im Irak nicht nur die offiziellen Gefängnisse, es gibt in Bagdad Tausende von ›geheimen Häusern‹. Dorthin werden die Leute gebracht, die dann als verschwunden gelten. Das Terror-

regime hat es so weit gebracht, daß die einfachen Mitglieder der Baath überhaupt nicht mehr aufsteigen wollen, weil sie um ihr Leben fürchten. Von den führenden Leuten der Baath-Partei, die 1968 mit Saddam Hussein waren, ist keiner mehr da, sie sind im Gefängnis oder umgebracht.«

1983 geht die Baath-Regierung an die Liquidierung des Barsani-Stammes: 8000 werden zu Zwangsarbeit verurteilt, zu Giftgasversuchen herangezogen oder enthauptet; darunter Sabir und Obeidullah, zwei Söhne von Mulla Mustafa, Neffen und Enkel.

Das Essen kommt, sie bitten mich zu bleiben. Es gibt Köstlichkeiten, die ich schon lange nicht mehr gegessen habe: Kalte, gekochte Kartoffeln mit aufgeschnittenen Zwiebeln, Makrelen aus der Konserve, richtige Butter, Streichkäse und selbergelacktes frisches, rundes Brot. »Wir machen das meiste selbst«, erklären sie, »zu viele von uns Kommunisten sind schon vergiftet worden. Wir kennen alle Gefängnisse von innen«, sagen sie und bestätigen die Information von den deutschen Folterinstrumenten.

Zwei PUK-Pesch-Merga bringen mich zurück in »mein« Haus. Mir schwirrt der Kopf, und ich habe üble Träume.

Der Morgen war beinahe zu strahlend, um Abschied zu nehmen. In Hunderttausenden von kleinen Schneekristallen brach sich das Licht, am Himmel war keine einzige Wolke, die Bächlein schossen glucksend das »Tal der Parteien« hinunter. Das Muli, das wir auf dem Markt mieteten, war freundlich und wohlgenährt. Trotzdem zog ich es vor, den ganzen Weg mit den anderen zu Fuß zu machen.

Eine traumhafte Wanderung durch die verschneite Berglandschaft des Zagrosgebirges, inmitten singender Pesch-Merga. Die fünf Stunden kamen mir wie zwei vor, als wir in dem Dorf ankamen, von dem aus die Straße nach Serdascht führt. Im Innenhof des Bus-Terminal von Serdascht war ein Fahrer gerade dabei, seinen Bus zu putzen. »Nein«, sagte er energisch, er hätte heute keine Lust mehr, nach Mahabad zu fahren. Stunden später

wurden doch noch zwei Autos einer Fahrschule gefunden, in denen wir uns jeweils zu siebt mit Fahrer arrangierten. Dreimal wurden die Reifen gewechselt – Gott sei Dank waren es dieselben iranischen Modelle, Paykar –, bis wir nachts ins dunkle **Mahabad einfuhren.**

Institut kurde de Paris

## 9. Ein neuer Krieg beginnt

»Warst du eigentlich schon in Sanandatsch?« hatte mich unterwegs, durch knietiefen Schnee stapfend, Kakh Salah Mohtadi gefragt, einer der wichtigsten Komala-Führer aus Bukan. Er war der Vater von Mohamed, der mir beim Scheikh so brillant übersetzt hatte. Mohamed sollte, und das zeichnete sich jetzt schon ab, einmal Führer der Komala im iranischen Kurdistan werden.

»Warst du schon in Sanandatsch?«

Das war doch da, wo es die Auseinandersetzungen mit den Pasdar gegeben hatte, o ja, eine der Hochburgen der Komala. Dieses »Warst-du-schon-da?« hatte das Bohrende einer Prüfungsfrage. »Denn-wenn-nicht«, konnte ich ja vom kurdischen Problem auch nicht das geringste begriffen haben und würde immer nur die Meinung der Demokratischen Partei vertreten, und das wäre doch wohl ziemlich einseitig.

Das dachte Kakh Salah neben mir, spürte ich.

»Nein«, sagte ich, »noch nicht. Aber . . .«

Dann werde die Komala mir am nächsten Tag eine Fahrt dorthin organisieren. Ich könne ihn beim Scheikh in Mahabad oder in seinem Haus in Bukan finden, er warte auf mich.

»Nun, Madame«, er gab sich wieder einmal chevaleresk, wer wohl, Abdul Rahman Ghassemlu, »wie hat er dir denn gefallen, Monsieur Talabani?«

»Och«, sagte ich, »beeindruckend ist er schon. Einerseits glaube ich, daß er die Geschichte ganz schön zu seinen Gunsten umbiegt, andererseits hat er auch ein paar Geschichten über die

Demokratische Partei erzählt, die...« – »Gut, gut, darüber müssen wir reden. Morgen abend, ja? Ich schicke einen Wagen vorbei. Einen Ehrengast haben wir auch: den Kommandanten unseres Gefangenenlagers.«

Pause.

»Gefällt es dir immer noch bei uns?«

Und ob es mir gefiel. Wo ich langsam anfang zu kapiieren.

»O Gott«, er tat erschrocken, »bitte nicht zuviel. Sonst wirst du uns am Ende noch gefährlich.«

Hussein, der sich »Sindjari« nannte, mein Übersetzer aus dem PUK-Camp mit dem dünnen hochgezwirbelten Schnurrbart und den österreichischen Bergschuhen, erzählt vom Schicksal seiner Familie in Irakisch-Kurdistan: »Wir sind Bauern aus einem Dorf bei Sindjar. 1976 wurde meiner Familie das Land genommen, und sie wurden in den Süden umgesiedelt.

Damit die Baath nach außen ihr Gesicht wahrte, mußten unsere Leute ein Papier unterschreiben, daß sie freiwillig auf ihr Land verzichten, kein Geld dafür haben und umsiedeln wollten. Mit allen Tricks wurde versucht, sie zum Eintritt in die Baath-Partei zu bewegen. Ich vergesse nicht, wie man mir erzählte, daß sie auf Lastwagen weggekartt wurden, jeder durfte gerade so viel mitnehmen, wie er tragen konnte. In unsere Häuser und Dörfer kamen arabische Familien. Ich wußte nicht, ob ich meine Eltern je wiedersehen würde, ich war zu der Zeit in Europa. Erst Jahre später bekam ich die Nachricht. Ich habe sie noch nicht wieder-gesehen. Das war für mich der Grund, Pesch-Merga zu werden.«

Was ihm hier in Kurdistan fehle?

»Ein bißchen der Komfort, ein bißchen die Kultur, ein bißchen die Mädchen, aber das habe ich ja gewußt. Was mich krank macht und was die Entwicklung unserer Gesellschaft hemmt, sind drei Faktoren: die Zentralregierung, die Religion und die Tradition. Sie verbieten alles, was Spaß macht und was nützlich ist.«

Wir bummeln durch die Stadt, um Husseins Busfahrkarten

nach Teheran zu kaufen, als uns beim Cinema Arya ein buntes Plakat mit einer lockigen Schönen, das Gewehr im Arm, auffällt. Ein Film über die Befreiungsbewegung von Oman. Daß es da auch eine gab . . .

Der große untere Saal, in dem die Feierlichkeiten zum »Tag der Republik« stattgefunden hatten, ist abgeschlossen, auf den knarrenden Holzstühlen des Balkons sitzt das Publikum: drei Leute, darunter ein Liebespaar, händchenhaltend. Moderne Technik ist vom Koran nicht erfaßt. Flirten via Telefon oder im Kino nicht ausdrücklich verboten. Rauchen und Sonnenblumenkernespucken ist erlaubt.

Über lange Strecken der Vorführung kann sich der Film einfach nicht entscheiden, ob er schwarz-weiß oder farbig sein will. Der Text ist persisch, die Untertitel sind französisch, die Aussage optimistisch-revolutionär. Befriedigt verlassen wir das Kino, ich begleite Hussein zum Bus. »Hoffentlich kennen sie mich in Teheran noch nicht«, murmelt er auf den Türstufen.

Ob sie ihn kannten oder nicht – Monate später traf ich ihn mit seiner Familie unter deprimierenden Umständen in Wien, bevor er nach Syrien ging.

Der Ehrengast im Haus eines Veters von Ghassemlu steckt in einem weißen Pullover. »Das ist der Colonel«, sagt der Kurdenführer. Handkuß. Er käme gerade aus dem Lager bei Serdascht.

Aber da war ich doch auch gestern.

»Schade«, er lacht, scheint überhaupt vor Energie aus allen Nähten zu platzen, »hätte ich's gewußt, hätte ich eine Führung gemacht.«

Wie es so aussähe in seinem Gefangenenlager.

»O, den Gefangenen geht es gut«, sagt er. »Anders als uns Kurden in iranischen Gefängnissen. Sie dürfen Besuch bekommen. Ich stelle ihnen dann mein Zimmer zur Verfügung, damit sie in Ruhe miteinander reden können, und gehe draußen in der Kälte spazieren.« – »Würden das die Gefängnisdirektoren bei dir zu Hause auch machen?« stichelt Ghassemlu.

»Überhaupt, wo warst du denn während des Krieges? Talabani hat mir das Haus in seinem Camp gezeigt, wo du gewohnt hast.« Ghassemlu bestreitet es: »Ist nicht wahr. Ich habe in meinem eigenen Haus gewohnt, im Iran.« Ich dürfe Talabani wirklich nicht alles glauben. Das wußte ich inzwischen. Aber ihm, durfte ich ihm alles glauben?

»Haben PUK-Leute auf eurer Seite im Krieg gekämpft?«

Er überlegt. Das tut er sonst nicht. Ein heißes Eisen?

»Es stimmt«, gibt er zu, »aber wir haben es schon bald bereut. Sie waren die ersten, die davongelaufen sind. Den eigentlichen Kampf haben wir allein bestritten.«

»Talabani hat behauptet, deine Partei bekäme Geld von der irakischen Regierung.« – »Nein«, sagt er schnell, »wir bekommen nichts vom Irak, kein Geld und keine Waffen.«

Warum hatte er das so schnell gesagt? Was bedeutet denn Unterstützung sonst in Kurdistan als Geld und Waffen? Daß Ghassemlus Demokratische Partei diese Unterstützung sehr unauffällig annahm, sprach für sie. Daß er nie den Irak kritisierte, sprach dagegen für sich.

Jemand bringt Ghassemlu ein Transistorradio: Direktübertragungen der ersten Pressekonferenz des neugewählten Staatspräsidenten Bani Sadr. Mit angehaltenem Atem lauschen alle. Ein Journalist fragt Bani Sadr, wie es denn jetzt in Kurdistan weitergehen werde. Den Begriff Autonomie erwähnt er in seiner Antwort überhaupt nicht. Er sagt nur, daß er sich von bewaffneten Aufständischen zu nichts zwingen lassen würde. Die Kurden sollten erst ihre Gewehre abgeben, dann könnte man weitersehen.

Diese für Befreiungsbewegungen unannehmbaren Forderungen sind offenbar weltweit dieselben.

»Was bedeutet das?« frage ich Ghassemlu. »C'est la guerre«, stellt er ruhig fest, »das bedeutet Krieg.« Die anderen nicken. Keinerlei Anzeichen von Aufregung. Alle wissen, daß damit die Verhandlungen gescheitert sind und neue Kämpfe bevorstehen.

Trotzdem wird während des Essens wie immer erzählt, gesungen, gelacht. Der Krieg als Normalität?

Zum ersten Mal sitzen Ghassemlu und ich allein im Fonds eines Personautos, nicht zu vielen in einem Landrover.

»Jetzt wäre ich gern in Europa«, sagt er, »jetzt würde ich gern mit dir ausgehen. Und du?«

Und ich! Dann könne er mir viel erklären, was er hier nicht sagen könne. Über die Unterstützung durch den Irak oder über seine eigenen Gefühle? Er sagt nichts, hält meine Hand fest.

Wenn wir nur Zeit hätten.

Wir haben keine.

Hier nicht.

Vielleicht überhaupt nie mehr.

»Was machst du morgen?«

»Sanadatsch, Komala.«

»Geh nicht fremd«, sagt er, »ich erfahre sowieso alles.«

Und ich solle von ihm träumen, als ob ich das nicht schon längst täte.

Es ist nicht zu fassen, aber ich bin in Sanandatsch. Für die etwas mehr als vierhundert Kilometer habe ich zwei Tage gebraucht. Gestern bin ich ohne Parteibegleiter mit dem Minibus von Mahabad nach Bukan gefahren, habe aber trotzdem die Fahrt nicht zahlen dürfen: ich sei doch »ihre« Berichterstatteerin, bedeuteten mir die Mitfahrer. Kopfschüttelnd.

Als ich in Bukan am Terminal auf ein Taxi wartete, hielt ein Landrover, jemand rief mir zu: »Can I help you?« Der Freund eines Freundes aus Mahabad. Selbstverständlich fuhr er mich ans Ende des Dorfes, zum großen Hof von Kakh Salah Moh-tadi.

Der gedrungene, dynamische Komala-Führer saß in einem großen Raum, diskutierte, faßte Entschlüsse, schickte Leute aus. Das Ganze sah nach Befehlszentrale aus.

»Was halten Sie von der Bani-Sadr-Rede?« frage ich ihn.

»Die ist eindeutig, das gibt neue Kämpfe. Nicht heute, nicht morgen, aber wenn der Schnee schmilzt.«

Er schreibt einen Brief, verklebt ihn sorgfältig, gibt ihn jemandem mit. »Wann wollen Sie nach Sanandatsch?« – »Sobald es geht.« – »Die Leute von der Komala werden gleich da sein.«

Nachdem sie endlich kamen, mich direkt pingelig nach meinen Kontakten zur Komala ausgefragt hatten, hieß es schließlich: »Also morgen früh um neun Uhr hier.«

Das war etwas anderes als die gewohnte Selbstverständlichkeit bei den Demokraten. Oder sahen sie mich schon als-zu-denen-gehörigen an? Tat Ghassemlu nicht dasselbe mit seinem »Nicht-Fremdgehen?« No sporgersi che il treno sia fermo. Nicht hinauslehnen, bevor . . .

Was war das, »objektive Berichterstattung«?

Um neun Uhr war ich da, Kakh Salah auch, wer fehlte, waren die Komala-Leute. Ab zehn Uhr wurde auch der Familienchef der Mohtadis nervös. Er nahm den Hörer des hölzernen Telefons von der Wand, kurbelte, bekam das Amt, legte den Hörer wieder auf, kurbelte wieder und sprach in die festmontierte Sprechmuschel. Offensichtlich nichts Schmeichelhaftes für seine Partei.

Das Telefonmodell strahlte etwas Unwirkliches, Bühnenbildhaftes aus. Irgendwann kam dann doch ein Landrover, ein zwanzigjähriger Knabe mit rotem Bauerngesicht wurde mir vorgestellt: »It's your friend now.« Aha, der neue Beschützer.

Nach einigen Kilometern in Richtung Sakes, die Sonne hatte überaus seltsame graugelbe Schleier vorgezogen, überholten wir einen Bus, winkten, er hielt, wir stiegen um.

Der Landrover fuhr zurück, der Knabe blieb mir.

In Sakes angekommen, trotz des frühen Nachmittags war es schon recht düster, nahmen wir den Minibus nach Sanandatsch.

Wir nahmen ihn, erst einmal, weil er da war. Und dann, weil, einmal in einem Verkehrsmittel, man der Überzeugung ist, daß dieses irgendwann anzukommen habe. Möglichst am Zielort.

Es hatte zu schneien begonnen. Schon der erste Paß bei Iranschar zeigte, daß er's in sich hatte: Lastwagen und Busse standen quer, ein eisiger Wind pffiff, die Sicht begrenzte sich auf ein paar Meter, sogar das Schneeräumgerät mit dem stolzen Namen »Wisconsin« war in einer Schneewächte steckengeblieben.

Durch die Fenster sah man wild vermummte Gestalten mit Schaufeln hantieren, im Bus ging eine Riesentüte mit Sonnenblumenkernen herum.

Bald war auch der Rückweg mit querstehenden Autos verbarrikadiert. Niemand regte sich auf. Stunden später kam doch noch ein Schneeräumer, dem wir dicht auf den Fersen die Paßstraße hinauf folgten. Beim nächsten Paß, Saffer-Abbad, wiederholte sich das Spiel. Öltanker rotierten im Leerlauf auf der spiegelglatten Straße. Das hatte etwas Komisches, Schadenfreude weckendes, wie Mistkäfer auf dem Rücken.

Vor dem Mond fegten dunkle Wolkenfetzen vorbei, wir teilten uns die letzten Zigaretten, wer im Besitz von Handschuhen war, gab seinem Nachbarn einen ab. Um im Bus nicht langsam zu erstarren, ging immer mal wieder einer hinaus, sprach schreiend gegen den Schneesturm mit den anderen, kam wieder zurück, erzählte laut, was er erfahren hatte.

Der Name »Kamyaran« fiel. Kamyaran, erklärten sie mir, sei ein Dorf, fünfzig Kilometer von Sanandatsch entfernt, wo seit dem Vortag neue Kämpfe zwischen Chomeini-Milizen und Pesch-Merga entbrannt wären.

Als wir Stunden später endlich in Sanandatsch einfuhren, fragte mein Bauerngesicht: »Hotel? Komala?« Ich entschied, gleich einmal bei den Leuten der Komala vorbeizugehen. Vor ihrem Parteibüro, hinter aufeinandergestapelten Sandsäcken, lagen bewaffnete Pesch-Merga, das Maschinengewehr im Anschlag. Es bedurfte längerer Diskussionen, damit sie uns überhaupt hereinließen. Ich wußte, daß Bauerngesicht einen Brief der Komala aus Bukan bei sich hatte, der mir die Wege zu

Interviews ebenen sollte, nur war er nicht fähig, diesen Brief an den richtigen Mann zu bringen. Niemand hörte ihm zu, die Leute sahen übernächtigt aus, wirkten nervös, vertrösteten uns auf den nächsten Tag, da wäre einer da, der Englisch spräche.

Hilflos stand das Bauerngesicht im kahlen Flur des Parteibüros und drehte seinen Brief in den Händen. »Komm, fahren wir ins Hotel«, sagte ich, »morgen sehen wir weiter.«

Das Hotel hieß »Kakh«, lag im ersten Stock eines unauffälligen Steinhauses und war offensichtlich ein Hotel der Komala. Denn als ich die Demokratische Partei in Sanandatsch, deren Chef Bagdadi mich vor einem halben Jahr eingeladen hatte, anrufen wollte, weigerten sie sich.

Ich sei Gast der Komala, ich dürfe nicht mit einer anderen Partei konspirieren, ließen sie mich wissen. Hatte ich ein Treuegelöbnis abgelegt oder was? Ich murmelte etwas von »überall informieren«, da riefen sie schließlich lustlos bei der anderen Partei an, dachten nicht daran, mir den Hörer zu geben, teilten nur mit, Bagdadi würde mich morgen erwarten.

Müde war ich, und Bauerngesicht war auch schon verschwunden. Ich fragte nach meinem Zimmer. »Nummer elf«, hieß es. Als ich die Klinke gedrückt hatte, sah ich bereits Bauerngesicht mit breitem Grinsen profitlich im Bett liegen. Er wolle sicher nur für die Partei Geld sparen, versuchten mich die Hotelleute zu besänftigen und schienen es überhaupt nicht verstehen zu wollen, weshalb ich so ein Theater machte.

Nach halbstündigem Hin- und Hergerede, wie verfliegen war die Müdigkeit, bekam ich Eckzimmer Nummer sechs. In einem engen, trapezförmig geschnitten Raum standen zwei Eisenbetten mit gräulich starren Bezügen. Die Farbe des Teppichbodens glich durchweg der Straße draußen. Grüne, halb abgerissene Plastikvorhänge baumelten vor den Fenstern, kaputte Plastiksandalen für den Klogang schauten unter der verbeulten Blechkommode hervor.

Als ich mich an dem einen verstaubten Stuhl vorbei zum

Wasserbecken drückte, kreuzte eine große schwarze Kakerlake geschäftig meinen Weg. Ihrer führte unter mein Bett, wo andere sie erwarteten.

Kampfstimmung in Sanandatsch. Überall in den Straßen Gruppen bewaffneter Kurden, die aufeinander einreden. Vor den Parteibüros sammeln sich die Pesch-Merga, warten auf ihren Einsatzbefehl nach Kamyaran. Kaum hatten die Einwohner von Sanandatsch durch ihren Streik vor zwanzig Tagen die Chomeini-Milizen aus der Stadt geschafft, rächten sie sich an anderer Stelle. Diesmal in Kamyaran.

Ob Kamyaran der Ausgangspunkt für neue Kampfhandlungen im ganzen iranischen Kurdistan wird?

Wir sitzen schweigsam im Taxi, Bauerngesicht und ich, als es hupt und neben uns ein Landrover hält: Abdullah Marduck, der Fernsehdirektor aus Mahabad, und, welch Glück, ein Komala-Mann. »Natürlich«, sagt er, »dolmetsche ich für dich.«

Mit ihm werden wir freundlich ins immer noch scharf bewachte Komala-Parteigebäude gebeten. Bauerngesicht hält seinen Brief vor die Brust, aber keiner will ihn haben.

In einem von Möbeln fast freien, dafür von Pesch-Merga vollen Hinterzimmer sitzt der Komala-Führer Jussuf Ardalan auf einer Holzkiste. Er sagt, er wäre vierzig Jahre alt, sieht aber mindestens zehn Jahre älter aus mit seinem Mehrtagesbart und den Spuren durchkämpfter Nächte im Gesicht.

»Warum ist das Haus der Partei so stark bewacht?« frage ich. »Haben Sie Angst, die Pasdar würden wieder zurückkommen?«

»Nein, das nicht. Es geht ja auch gar nicht um die Pasdar in Sanandatsch.« Das ist mir neu.

»Letzte Nacht haben wir Leute der Organisation ›Sepahi Rasgari‹ entwaffnet, die von der Baath-Regierung finanziert werden. Sie nennen sich doch glatt ›Befreiungseinheiten‹. Zur Schah-Zeit kollaborierten sie mit dem Schah.«

»Hat es dabei Tote gegeben?«

»Nein, noch nicht. Aber ich kann Ihnen sagen, daß es seit heute früh in Sanandatsch, Merivan, Kamyaran keine Sepahi Rasgari mehr gibt.«

Daß Ali Ghazi seine Finger auch in dieser obskuren Aktion hatte, erfuhr ich erst später. Vielleicht war das ja auch der Grund für seinen überstürzten Aufbruch nach Deutschland.

Die Idee, seinem Vater nachzueifern, nagte an ihm. Er wollte Kurdistan befreien, ein großer Führer werden, größer als Ghassemlu auf alle Fälle. Um sich bei Saddam Hussein lieb Kind zu machen, entführte er 1986 das leere Flugzeug des iranischen Parlamentspräsidenten Rafsandjani nach Bagdad. Dort wartete er auf die – versprochene? – Belohnung, Woche um Woche. Im Gästehaus der irakischen Regierung. Dann plötzlich brachten ihn Irakis zu einem Flugzeug, wo er festgenommen wurde. Einfach so. Kein Orden, kein Ehrenband, kein Titel, nichts.

Seither sitzt er und saß im Herbst 1988 noch in einer Art Hausarrest in Bagdad. Seine Mutter, die zwischendurch in seinem Haus im Rheinland lebt, setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um Ali Ghazi freizubekommen, Genscher verwendete sich im Herbst 1987 für ihn bei den Irakis. Sein Anwalt wollte Ghassemlu bewegen – die Informationen hatte er meinem Buch entnommen –, sein Fürsprecher zu sein.

Dabei sind viele gar nicht so unfroh bei dem Gedanken, daß Ali Ghazi so zumindest keinen neuen Unfug stiften kann.

»Kämpft die Komala auch in Kamyaran?« frage ich Jussuf Ardalan.

»Natürlich, da kämpfen wir alle.«

»Stimmt es, was ich neulich einmal in den Nachrichten hörte, daß Komala-Leute aufs Dach der Moschee Gewehre montiert hätten, die direkt auf das Pasdar-Quartier zeigten?«

»Quatsch, reine Regierungspropaganda.« Er gähnt, entschuldigt sich.

»Wie stehen Sie zur Regierung in Teheran?«

»Schlecht. Sie will keinen Frieden, im Gegenteil, sie wird uns hier in Sanandatsch in nächster Zeit wieder angreifen. Das kann aber ihren Sturz bedeuten.« Er steht auf, sagt, daß er vor Müdigkeit umfalle, geht. Trotz eindringlicher Vorhaltungen von seiten der Komala, daß ich das doch nicht dürfe, halte ich das nächste Taxi an und fahre zur Demokratischen Partei. Bauernge-sicht bleibt zurück.

Auch hier im Hof wimmelt es von bewaffneten Kurden, die nur auf den Einsatzbefehl aus Mahabad warten. In einem Raum, in dem ein ständiges Kommen und Gehen herrscht, sitzt Bag-dadi, den Telefonhörer am Ohr, das Käppchen auf der Glatze, unter kämpferischen Postern.

»Da bist du ja endlich.« Er unterbricht das Gespräch. »Ich habe gestern den ganzen Abend auf dich gewartet. Zur Zeit habe ich Nachtdienst. Es muß immer jemand am Telefon sein.«

Er umarmt mich, stellt mich den anderen vor, strahlt über sein ganzes pockennarbiges Gesicht unter dem schwarz-weiß-türkis bestickten Käppchen.

»Wer sind denn diese Sepahi Rasgari?« frage ich.

»Das ist eine Gruppe um Scheikh Osman, einem religiösen Führer und Schah-Freund, der bei Merivan lebt. Man sagt, daß er Geld vom Irak bekam. Die Komala haben seine Leute letzte Nacht entwaffnet. Ich betrachte das Ganze als interne Fehde, weil die Komala ja auch vom Irak unterstützt wird.«

»Und wie sieht es im Augenblick in Kamyaran aus?«

»Da wird ziemlich hart gekämpft, die Pasdar fangen gerade an, das Dorf anzuzünden.«

»Und wie hat es angefangen?«

»Da hat, wie jede Nacht, eine Komala-Patrouille die Gegend inspiziert. Auf die haben die Pasdar zu schießen begonnen, die Pesch-Merga haben sich zurückgezogen. Dann kamen die Pasdar ins Dorf und fingen an, es anzugreifen, die Pesch-Merga haben es verteidigt. Bisher sind vier Pesch-Merga und vierundzwanzig

Pasdar gefallen. Heute rief mich Foruhar an, der Leiter der Verhandlungsdelegation, und sagte, er, der Revolutionsrat und Chomeini warteten auf Nachrichten. Sie hatten nämlich überhaupt nichts befohlen, das sind völlig eigenmächtige Entscheidungen von lokalen Pasdar-Einheiten. Die möchten einfach ihren ›heiligen Krieg‹ führen. Foruhar versprach mir, die Kämpfe zu beenden.«

»Glaubst du das?«

»Im Augenblick hängt viel von Bani Sadr ab, wie der sich entscheidet. Ich finde, es riecht wieder nach Krieg.«

»Woher kennst du denn Foruhar?«

»Wir waren zusammen im Gefängnis, Foruhar, Rani Bulurian und ich.«

»Was hältst du davon, wenn ich nach Kamyaran ginge?«

»Nichts, überhaupt nichts. Ich kann nicht für dein Leben garantieren. Und wenn du getroffen wirst, hat niemand was davon. Das gibt bloß Scherereien. Außerdem kann ich dich dann nicht in München besuchen«, versucht er zu scherzen.

Bagdadis kleines, einstöckiges Haus liegt am Rand der Halb-millionenstadt Sanandatsch, ein paar Minuten von den Kasernen entfernt, in denen zuvor die Armee einquartiert war.

Um die Besichtigung der Familialben auf den Abend zu verschieben, beschließe ich, mir die Stadt anzusehen. Ein junger Verwandter, Golam Riza, wird mir mitgegeben. Er ist unpolitisch, interessiert sich mehr für Musik und Kleiderboutiquen.

Das Warenangebot in Sanandatsch ist entschieden reicher und differenzierter als in Mahabad. Auf einer Decke vor der Moschee sitzt ein älterer Mann mit langem weißem Bart und verkauft Kleinkram. Ich erstehe ein altes Benzinfeuerzeug, entdecke aber erst abends die Inschrift »Made in Austria«.

Golam Riza zeigt auf eine ausgebrannte Wohnung an einer der Hauptstraßen: »Das war der Sitz des Chomeini-Komitees.« Ein paar Minuten entfernt, den Eingang mit Stacheldrahtrollen verbarrikiert, liegen die Gebäude, in denen sich einen Monat lang

die Chomeini-Milizen eingenistet hatten, bis sie aus der Stadt gestreift worden waren.

Ob das jetzt ein bleibender Sieg für Sanandatsch war?

Die Verbindung nach Kamyaran ist inzwischen abgebrochen.

Auf einmal wird wild an der Tür geklingelt, man hört einen Lautsprecher quäken. Die Frauen springen auf, eilen in die Vorratskammer, kommen mit Lebensmitteln zurück: vier Kilo Reis, Brot und Tee. »Das ist für unsere Pesch-Merga in Kamyaran«, erklären sie. Vor der Tür steht ein Pesch-Merga, der die verschiedenen Eßwaren in Säcke füllt. »Es sieht schlecht aus«, ist das einzige, was er sagt.

Als die Pasdar Kamyaran zurückeroberten, ließen sie ihren Haß an den Bauern aus, alle wurden massakriert. Das Ganze nannte sich »Vergeltungsschlag«.

Die Unruhe in Sanandatsch ist gewachsen, die diskutierenden Gruppen in den Straßen sind größer geworden, die Autos fahren nur noch im Schrittempo. Transporthubschrauber der Regierung fliegen dicht über den Häusern. In den Teestuben sitzen unbewaffnete iranische Soldaten neben Pesch-Merga. »Wir sind auch Kurden«, erklären sie mir, »und wenn es wieder losgeht, wissen wir, auf welcher Seite wir stehen.«

Plötzlich werde ich von einem Menschen angestoßen, dann leise angesprochen. Er trägt keine Kurdentracht. Er wolle aus dem Iran heraus, ich als Journalistin könne ihm da sicher helfen. Ich hätte gewiß meine Verbindungen. Wo ich denn hier wohnte? Ob ich eine Arbeitserlaubnis hätte und durch wen ich hier überhaupt hergekommen sei? Niemand von den anderen scheint ihn zu kennen. Ich stehe auf, er heftet sich an meine Fersen. Er würde mich jetzt begleiten, erklärt er bestimmt. Wo ich hinginge? Manchmal sind solche agents provocateurs ja plump, aber lästig und gefährlich. Mit einem Haken biege ich in den Hof der Demokratischen Partei ein, er bleibt draußen.

»Es ist besser, wenn du jetzt nach Mahabad zurückfährst«, Bagdadi sorgt sich um mich, »du kannst ja die letzten Flugblätter

fürs Zentralkomitee mitnehmen.« Er telefoniert herum, eine halbe Stunde später erscheint jemand mit einem blutigen Pflaster auf der Stirn in der Tür. »Vora, vora«, winkt er, »komm mit!«

»Wenn die Kämpfe vorbei sind«, verspricht Bagdadi, »komme ich mit meiner Frau, dich zu besuchen.« Wenn die Kämpfe vorbei sind . . . dabei haben sie gerade erst wieder angefangen.

Nusrat, so heißt der Mann, der in der letzten Nacht in Kamyaran verletzt worden war, Nusrat hatte einen Peugeot mit funktionierender Heizung und einem Kassettenrecorder. Mittags waren wir schon am runden Platz von Divandarreh, auf dem aufgeregt diskutiert wurde. Zwischen Bijar, der Stadt mit den prächtigen kurdischen Teppichen, und Paveh, hieß es, würde wieder gekämpft.

Jetzt geht dieses wahnsinnige Töten wieder los, jetzt, wo die Verhandlungen schon so weit gediehen waren. Vielleicht sogar, weil sie so weit gediehen waren.

Mit zwei funktionierenden Scheibenwischern, bei klassischer Musik und leichtem Schneefall brachten wir die zwei Pässe bequem hinter uns. Vor Mahabad fuhren wir geradewegs in die rotglühende Sonnenscheibe hinein.

»Erzähl, wie's in Sanandatsch aussieht.« Der Kreis der Interessierten bei Marufis wird immer größer, immer mehr Gäste drängen herein. Man ruft mich ans Telefon: »Halte dich bereit«, sagte da einer, »morgen früh um sieben geht's los.«

Das war Ali Ghazi, und diesmal war es ernst gemeint.

Der Abschied also. Ich konnte es nicht fassen. Wollte auch nicht. Durfte ich denn gehen, jetzt, wo es ernst wurde? Oder mußte ich gehen, weil es ernst wurde? Konnte ich ihnen von Europa aus nützlicher sein? Würden wir uns je wiedersehen?

Die Frauen umarmen mich, versichern mir, daß ich ihre Schwester sei und so lange bleiben könne, wie ich wolle. Wenn ich aber wegmüsse, würden sie auf mich warten. Ich käme sicher bald wieder. Eine holt mir noch ein Paar selbstgestrickte Socken,

um mich zu trösten. Ismail, das Familienoberhaupt, stellt mir wortlos ein Glas armenischen Weißweins hin.

Es klopft. Einer von Ghassemlus Pesch-Merga. Der Kurdenführer wolle sich noch von mir verabschieden.

Zum letzten Mal die Strecke zu seinem Unterschlupf, den er am Abend, als ich angekommen war, bezogen hatte.

»Diesmal meint sie es ernst«, sagt Ghassemlu, schaut auf meine Reisetasche und lächelt nicht einmal. Seine Pesch-Merga bieten mir Zigaretten an. »Elle reviendra«, behauptet er. Ich käme zurück.

»Das kurdische Sprichwort ›Kurden haben keine Freunde‹ stimmt nicht mehr. Wir hatten nie so viele wie jetzt: alle, die an Demokratie und Menschenwürde glauben, die Befreiungsbewegungen der sogenannten Dritten Welt, die sozialistischen Staaten und die Weltmeinung. Wir müssen aber etwas für diese Freundschaft tun: wir müssen sie informieren, und sie sollen uns unterstützen.

Du gehörst jetzt zu unseren Freunden. Du kennst die Situation. Wenn du an uns denkst, tu es mit einem Lächeln.«

Ghassemlu erhebt sich, küßt mich auf die Augen.

Draußen fällt eine Sternschnuppe.

Acht Monate später beginnt der Golfkrieg.

Institut kurde de Paris

# GOLDMANN STERN-BÜCHER

## Informationen zu Themen der Zeit



11545



11502



11529



11533



11535



11525



11538



11542

**Klaus Bölling**  
Die fernen Nachbarn 11539

**Sebastian Haffner**  
Preussen ohne Legende  
11511

**Sepp Ebelseder/Peter Juppenlatz**  
Schmutziges Geld 11532

**Ingrid Kolb**  
Das Kreuz mit der Liebe  
11517

**Birgit Lahann**  
Abitur 11541

**Wolf Schneider**  
Deutsch für Profis 11536

**Günther Schwarberg**  
Der Juwelier von Majdanek 11527



11528



11515

# GOLDMANN

**G**  
GOLDMANN

## Ökologisches Bewußtsein



Rosalie Bertell  
Keine akute Gefahr  
11424



Hazel Henderson  
Das Ende der Ökonomie  
11430



Elisabeth Mann Borgese  
Die Zukunft der Weltmeere  
11428



Emanuel Eckardt  
Sebastian Knauer  
Kein schöner Land 11515

# WELTRELIGIONEN

DER  
**KORAN**  
DAS HEILIGE  
BUCH  
DES ISLAM



GOLDMANN

**BUDDHA**  
DIE LEHRE DES  
ERHABENEN



GOLDMANN

DER  
**TALMUD**



GOLDMANN

R.C.ZAEHNER  
DER  
**INDUISMUS**  
SEINE  
GESCHICHTE  
UND SEINE  
LEHRE



GOLDMANN

**GOLDMANN**

47

# Goldmann Taschenbücher

Allgemeine Reihe  
Unterhaltung und Literatur  
Blitz · Jubelbände · Cartoon  
Bücher zu Film und Fernsehen  
Großschriftreihe  
Ausgewählte Texte  
Meisterwerke der Weltliteratur  
Klassiker mit Erläuterungen  
Werkausgaben  
Goldmann Classics (in englischer Sprache)  
Rote Krimi  
Meisterwerke der Kriminalliteratur  
Fantasy · Science Fiction  
Ratgeber  
Psychologie · Gesundheit · Ernährung · Astrologie  
Farbige Ratgeber  
Sachbuch  
Politik und Gesellschaft  
Esoterik · Kulturkritik · New Age

Bitte  
senden Sie  
mir das neue  
Gesamtverzeichnis.

Name: \_\_\_\_\_

Straße: \_\_\_\_\_

PLZ/Ort: \_\_\_\_\_

*Goldmann Verlag · Neumarkter Str. 18 · 8000 München 80*

Institut kurde de Paris

# Bilder aus dem Überlebenskampf eines großen Volkes

Bei ihren Aufenthalten im Land besuchte die Autorin die Dörfer der Kurden, genoß die Gastfreundschaft der Bauern und befragte die politischen und militärischen Führer des Aufstandes gegen die persische Zentralregierung über die Motive und Ziele ihres Kampfes.

Um einen Eindruck von der Situation der in den Nachbarländern lebenden Kurden zu gewinnen, ließ sie sich von befreundeten Aufständischen illegal über die türkische und irakische Grenze bringen.

Sie lernte auf diese Weise ein Volk kennen, das in sechs Staaten lebt, seit Jahrhunderten unterdrückt wird, sich aber trotzdem seine nationale Identität bewahrt hat, und nun erneut um seine Existenz kämpft.

ISBN N 3-442-11454-3 DM +012.80

T 3-25-00

**EIN  
GOLDMANN  
BUCH**



9 783442 114542

01280

